Belg. 274 f

Ursprung

Acc. 2744
Cg 12 5755.

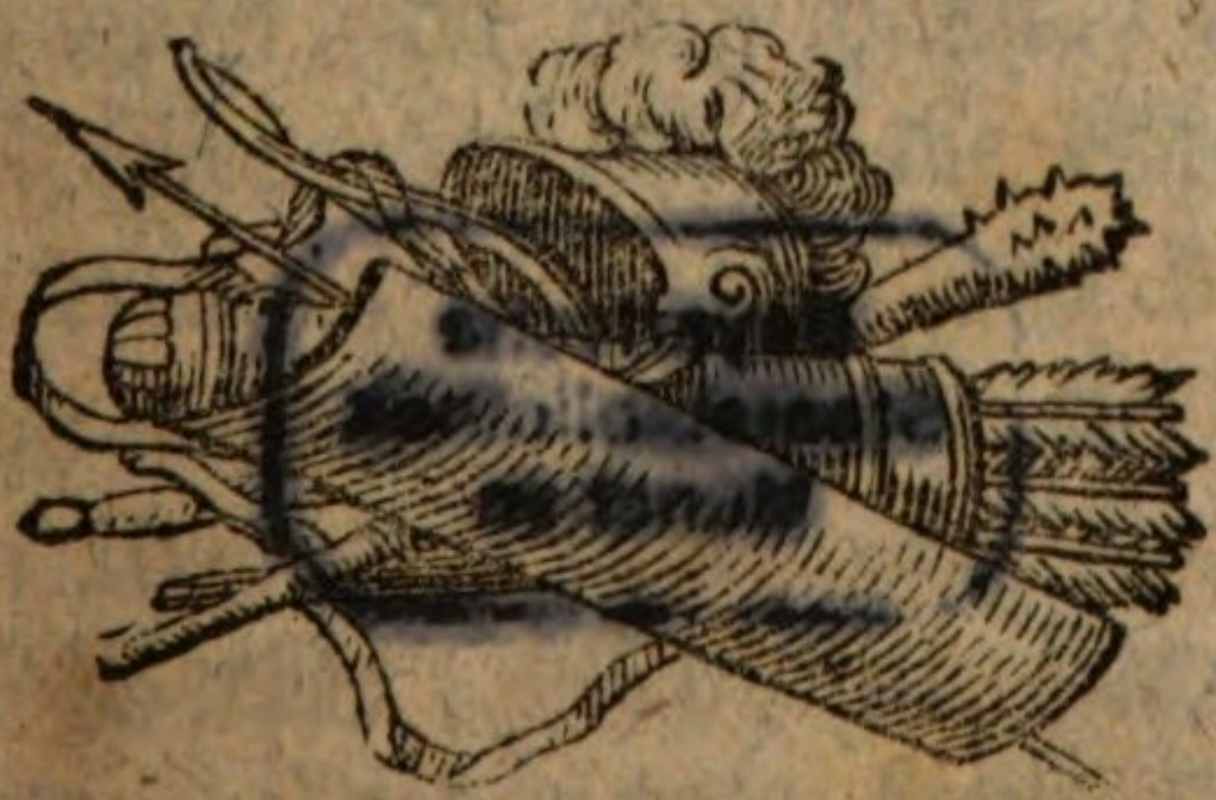
Ursprung
und
Flor
des
Freystaates
der vereinigten Niederlande.

Nebst
Abhandlungen
über Großbrittaniens Staatsverfassung und über die Revolutionen der vermischten Regierungsformen.

Aus dem Niederländischen.

A

Erster Band.



S

Frankfurt und Leipzig,
1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Bey den gegenwärtigen Gährungen in unserm Vaterlande kann ein Werk nicht uninteressant seyn, das über dessen Ursprung und allmählige Bildung zu seiner heutigen Form, zu einer Zeit, nämlich im Jahr 1774 geschrieben wurde, worin der Verfasser in keinen Verdacht kommen konnte, irgend einer Parthey fröhnen zu wollen, da noch damals eine allgemeine Zufriedenheit über die Statthalterschaft herrschte, wie auch aus dieser Abhandlung erhellet. Eine Uebersetzung eines in seiner Ursprache beliebten historisch-politischen Werkes über den Freystaat der vereinigten Niederlande kann daher dem Ausländer wohl nicht anders als angenehm

seyn, da ihm dieselbige richtige Begriffe von desselben Verfassung, und den allmähligen Revolutionen, aus denen solche entsproß, beybringen muß. Diese ganze Abhandlung enthält aber kürzlich, daß die Niederlande im Ganzen die uralte Friesische und Sächsische Freyheit von jeher vorzüglich behaupteten, und behaupten konnten, weil Handlung und Seefahrt schon sehr frühe den Städten wider den hohen und niedern Adel (in andern Ländern Landesherrn und Noblesse) Gewicht gaben, wodurch in unserm Vaterlande nicht nur ein heilsames Gleichgewicht der drey Ständen, sondern auch eine zusammengesetzte Regierungsverfassung im vollesten Verstande entstehen mußte. Das heißt, die Grafen von Holland, die Bischöfe von Uetrecht, die Herzoge von Geldern und die verschiedenen Friesischen Dynasten waren nicht nur, wie die Deutschen Landesherrn, verpflichtet, in wichtigen und das Wohl oder Wehe des Landes sehr betreffenden Dingen, wie Festsetzung neuer Auflagen, Krieg und Frieden und dgl., die Einwilligung der Stände zu er-

erfragen; sondern es waren vielmehr die Stände, die im Namen des Volkes Gesetze machten, und blos die Bestätigung derselben von ihren Chefs, welche in Deutschland Landesherrn heißen, verlangten. Die Macht war ein Eigenthum des ganzen Volkes, oder des Staates, die Ausübung derselben aber war ein von ihm den hohen und niedern Ständen, als seinen Repräsentanten oder Stellvertretern, Statthaltern übertragenes Recht. Daher paßt auch das in andern Ländern so gewöhnliche Beyspiel im Kleinen, worin man den Landesherrn oder Fürsten einem Sohne vergleicht, der die Einwilligung seines Vaters, worunter man sich die Landesstände denket, zu einer bevorstehenden Ehe zu erhalten suchet, auf unsern Freystaat nicht. Durch dieses Beyspiel will man nämlich bewähren, daß die Stände keine Mitregenten, sondern nur Rathgeber des Fürsten seyn, eben so wie in jenem Beyspiele nur der Sohn die Ehe vollziehet, wie im Großen nur der Fürst Gesetze gibt, wenn er gleich der Einwilligung des Vaters, wie Jener der der Landesstände bedarf.

Noch einmal, unsere Stände repräsentirten so sehr den ganzen Staat, sie wurden in so inniger Verbindung mit ihm gedacht, daß sie sogar mit dessen Namen belegt, und Staaten genannt wurden; sie waren es, welche auf Eingebung ihrer Bevollmächtiger, des Volkes, Gesetze machten, welche es seinem Wohle angemessen gefunden und mit seinem Wohlgefallen erfreuet hatte, wenn das Wohlgefallen des ersten Edeln, des Principis oder Fürsten dem Werke die Krone der Vollendung auffetzte. Hierinn liegt der Grund, warum unsere Gesetze, wie bey den Franken, welche eine Zeitlang unsere Herrn waren, Placita oder Placaten (Plebiscita) heißen. Der Fürst, er mochte nun Graf, Bischof, Herzog oder Edler Herr heißen, war darum noch bey weitem nicht einen Schatten gleich, der nur eine eitle Vorstellung eines würklichen Wesens enthält, denn ausser, daß zur Gültigkeit eines Gesetzes seine Stimme erfordert wurde, war er auch Oberrichter und Vermittler aller privat und jener Streitigkeiten, welche unter den verschiedenen Ständen vorfielen;

weit

weit mehr kam die Entscheidung derselben auf bloßen Gewohnheiten und ungeschriebenen Willeführen jedes Distriktes, jeder Stadt, als auf allgemeinen geschriebenen Gesetzen an; es wurde dabey zur guten Treue, nach gesundem Menschenverstande verfahren, eine mündliche Vorstellung beyder Partheyen und ein mündlich abgefaßtes Urtheil entschied oft die ganze Sache. Noch in unsern erleuchteten Zeiten pleiten (nous plaidons) wir, wenigstens dem Namen nach, viel häufiger, als wir processen.

Aber jene Streitigkeiten der dreyen Stände des Volks, nämlich des Fürsten, des Adels und der Städte entstanden aus dem Ringen nach Kraft, welches die ganze Geschichte bis zur Revolution unter der Spanischen Monarchie erschöpft. Des Fürsten und seiner zunehmenden Macht muß hier mit Wenigen gedacht werden. Aus der Einziehung der Thronlehne konnte er selten oder nie einen Zuwachs erhalten, da unsere Nation ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum liebt, und nach jenem eines

Andern nicht trachtet, das heißt: der Regel nach keine eigentliche Mannlehne hat. Wie berühmt ist nicht das Geldrische und Zütphanische Lehnrecht geworden? Der Münsterische Fürstbischof von Galen hat es bey Borkulo kennen gelernt. Weitläufige Domainen oder Herrngüter, da der Fürst im vorzüglichsten Verstande Herr hieß, wie unsere heutigen souverainen Stände oder Staaten im gemeinen Leben de Heeren genannt werden, waren dennoch ein ansehnlicher Unterhalt des Landesherrn. Wenn gleich von den übrigen Landgütern die Eigenthümer derselben in so vollem Verstande Landesherrn waren, daß sie dem ersten Regenten oder Fürsten davon nichts aus Pflicht, sondern nur gutwillig auf seine Beden oder Bitten entrichteten. Kosten, welche die Wohlfahrt des Staates, zumalen das Kommerz erforderten, wurden nicht selten ohne Vorwissen, wenn nicht mit Widerwillen des Fürsten bestritten; der Hanseatische Bund mag hier zum Beyspiele dienen. Unsere heutigen beständigen Abgaben sind weit spätern Ursprunges, rühren meistens vom

Spa-

Spanischen Tyrannen, dem verschrieenen Herzog von Alba her; dieser maßete sich die Landesherrschaft Namens des Spanischen Königs an, und belegte uns zuerst mit Verpondingen oder Abgaben auf Ländereyen. (Weil ehemals für Pfunden Geldes (Pfunden Sterling) hauptsächlich Landgüter, als die wesentlichsten Güter des Menschen, erhalten wurden.)

Andere Quellen zur höhern Macht waren dem Bischofe von Uetrecht gottselige Vermächtnisse des Zeitalters, mit unter auch tüchtige Fehden, wie vorzüglich die Landschaft Drente erfahren hat, jene geliebte Beschäftigung aller Großen im Mittelalter.

Wider diese Uebermacht der Fürsten erhielten sich die Städte durch Kommerz und Seefahrt; die Edeln durch Bündnisse mit jener Parthey, welche jedesmal die Oberhand hatte. Unter diesem Steigen und Fallen der Volksklassen stieg und fiel und erhielt sich die Freyheit, wie unsere vaterländische Geschichte bewähret. In

Holland wird durch viele zusammenfließende Umstände alles aufs höchste geschraubet; ein Glück war es, daß mit dessen Grafen auch die Städte und Edeln stiegen. Auch nicht den zartesten Faden der Verbindung dieses unvergleichlichen Landes mit dem Deutschen Reiche kann das weltliche Haupt der Christenheit bewürken. Zuweilen reitzen den Grafen verschiedene Umstände, ihm wenigstens ein Kompliment zu machen, und sich als des Kaisers und Reichs Vasallen zu erkennen, aber bey seiner Heimkunft wagt er es nicht, solches seinen Mitständen zu entdecken, ohne dessen Vorwissen und Einwilligung er nicht mal eine Ehe schließen darf. Geldern, das unbedeutende Geldern wird zum Herzogthum erhoben; Holland bedanket sich für eine Ehre, welche unvermeidliche Folgen haben könnte, da das Bewußtseyn selbsteigner Größe doch hinlänglich belohnet. Friesslands kleine Dynasten erschöpfen ihre Herrlichkeiten mit ihren Alles verschlingenden Domainen, sie werden Landesherrn und vertilgen den Adel. Die heutigen Freygeerbten in Friesland, welche

statt

statt des Adels, mit den Städten die Stände oder Staaten dieser Provinz repräsentiren, scheinen die Ueberbleibsel der Landesherrlichen Amthöfen zu seyn, zumalen da die Drostämter noch heut zu Tage mit ihnen besetzet werden; ein Umstand, der die Friesischen Grietmanns (Gerichtsmänner) zu ziemlichen aristokratischen Despoten, und ihre Hofhörigen beynahe zu Leibeigenen macht; Wesen, welche sonst im freyen Niederlande unbekannt sind! Das Interesse dieser Freygeerbten ist, ihre Macht wider ihre Untergehörigen, unterm Schutze des Statthalters zu erhalten, jenes der Friesischen Städte, deren Regenten gewählet werden, hingegen, den Einfluß des Statthalters in ihre Regierungen zu schwächen, wo nicht aufzuheben; daher war Friesland unter den Statthalterlichen Trubeln stets so zertheilet, stets so unbeständig. Aber unter den Friesischen Städten hob sich vorzüglich Gröningen; sie entzog sich dem Joche ihres Dynasten, wie des Bischofs von Uetrecht nicht nur, sondern zog auch alle umherliegende Amtshöfe und Amtsgüter ein, daher die Benennung: Grönin-

gen und umherliegende Landschaften (Groningen en Ommelanden) oder im gemeinen Leben nur Stad en Lande für die ganze Provinz Gröningen.

Dieses war der Zustand unserer Niederlande, wie Reformation und Freyheitssucht, oder vielmehr Ringen nach alter Größe, Sträubung gegen ein Spanisches Joch, das alle Verhältnisse zwischen Regenten und Volk verkehret hatte, eine Revolution bewürkten, deren Folgen die unerwartetesten waren. Die Geschichte selbst entfaltet alle die Großen und glücklichen Begebenheiten dieser gänzlichen Umänderung, welche den vollesten Sieg der fest gegründeten Freyheit bewürkte. Die menschliche Natur würde die ihr gesetzten Schranken überschritten haben, wenn Religion und Statthalterschaft nicht das Maaß ihrer Glückseligkeit bestimmet hätten. Beyde mit einander wesentlich verbundene Gegenstände verdienen hier eine Ausführung. Die Reformation, eine vom ausländischen Boden in die Niederlande versetzte Pflanze, hatte ihre verschiedene Zweige

auch

auch daselbst so ausgebreitet, daß der Deutsche Zweig anfänglich den Schweizerischen vorbey zu wachsen schien. Was sich fast in keinem Lande zugetragen hatte, ereignete sich in unserm Vaterlande; die Römische Kirche ließ die Protestantische in süssester Eintracht neben sich entstehen, und fühlte den Einfluß derselben auf ihr ungehindertes Gedeihen und Kämpfen wider Spanischen Religiös-politischen Zwang. Abschaffung der Inquisition, Gewissensfreyheit beaugenten sowohl Katholicken als Protestanten jener Landschaften, die nie einigen Zwang, am wenigsten bey Gegenständen, in denen sich der Kern jeder Freyheit vereiniget, hatten erdulden können. Die Verschwörung der Großen Niederlands wider Spaniens Kirchen und Staatsdruck bestand aus Katholischen, wie aus Protestantischen hohen Gliedern. In Ländern, wo das Volk seine ihm von der Natur geschenkte Würde fühlet, wollen sich solche Verschwörungen recht feyerlich am Tage legen. Die Grossen, denen vorzüglich die ehemaligen Faktionen der Hoekschen und Kabeljauschen noch im frischen Angedenken waren, ließen

die

die Kleider ihrer Bedienten mit Pfeilen besetzen, jener Spanischen Kreatur, dem trotzigen Kardinal Granvelle, dadurch ungescheuet die Fehde anzukündigen. Wer sollte es gedacht haben, daß zum Angedenken an diesem unbedeutenden Vorfall, sieben verbundene Pfeile in den Klauen des Batavischen Löwens, das Wappen unserer General-Staaten jemals werden sollten!

Aber Spaniens Trotz sah auf ein Häufchen Edle wie auf Bettler herunter. Veranlassung genug für dieselben, in Bettler Tracht, unter einem aus Geschirren der Armuth geschöpften Brudermale, noch einmal Befreyung vom Spanischen Joche zu beschwören. Ja! jene Bettler, jene Gueux oder Geusen, welche das fürchterlichste Reich erschütterten, was jemals die Welt nach den Zeiten der Römischen und Fränkischen Reiche sah, waren in brüderlicher Eintracht verbundene Katholiken und Protestanten. So glücklich kämpfte Niederlands Adel unterm Beystande der Städte wider die neue Einrichtung des Militairs, der sterbende Fehdegeist

degeist erwachte noch einmal, bedeckte manche Vergehung des Mittelalters und erlosch unter Schwanengesang. Religion, die mächtigste Triebfeder des Menschen, entflammte die Niederländisch-Deutsche Kriegsmacht wider Spaniens Besatzungen. Niederland lieferte das erste Beyspiel, daß unser heutiges Militär noch nicht so entartet wäre, ihre Verbindung mit dem Fürsten, ohne Unterschied der Umstände, für ihren Götzen zu erkennen und anzubethen. Doch mochte es ein Glück seyn, daß einige unter den Großen in ihren auswärtigen Ländern Soldaten zu ihrem Gebote hatten. Auf Wilhelm, Prinz von Oranien, sieht das Vaterland mit vorzüglicher Dankbarkeit zurück, sein Lob ist seine Geschichte; aber freylich erlaubte der zu seiner Zeit noch wankende Staat nicht, über alle seine Absichten urtheilen zu können; dieser Washington konnte nicht siegen und in seine Ruhe heimkehren. Nach Wilhelms Tod machte die allgemeine Verwirrung einen Entschluß äusserst beschwerlich.

Die Eifersucht der Großen des Landes erlaubte einer Seite keine Auswahl eines Anführers der Armee; die Umstände verstatteten anderer Seite nicht, über eine neue Regierungsform schon Maaßregeln treffen zu können. Und hätte letzteres auch Statt haben können, so würde das an Fürsten gewohnte Volk, dessen Begriffe wohl noch nicht geläutert genug waren, den Tand alles äusserlichen Glanzes erkennen zu können, sich irgend einem Großen anvertrauet haben. Und welche Auswahl wäre da zu treffen gewesen? Ritterschaft und Städte waren zwar zuvor die Regenten gewesen; sie hatten aber ihr Haupt verloren, das ganze Verhältniß hatte sich geändert. Die ehemaligen Repräsentanten des Volks konnten sich ohne die Einwilligung desselben nicht zu seinen Souverains aufwerfen, welche sie nie allein, nie im vorzüglichen Verstande gewesen waren. Es war doch weit mehr Volksblut, als Ständeblut zur Erhaltung der Freyheit vergossen worden, und die Gottgeheiligte Volksstimme sollte nicht gehöret zu werden verdienen, wenn ihm itzt Obrigkeiten gegeben werden sollten?

In

In dieser Verlegenheit nahm man seine Zuflucht zu auswärtigen Mächten. Frankreich und England waren ihrer Nachbarschaft wegen in der Geschichte als Bundesgenossen bekannt. Beyde bewiesen die Schädlichkeit der Unterwerfungsverträge; aber Elisabeths und Leicesters Namen enthielten doch vorzüglich eine bleibende Warnung für die Niederländer. Diese so traurigen Begebenheiten unserer Geschichte beweisen indessen, daß man damals die Edlen des Landes nicht vorbey gegangen seyn würde, wenn man sie für gebohrne Regenten gehalten hätte, ein Wahn, der von den Städten, deren Regenten gewählet werden, nicht zu befürchten ist.

Unterdessen hatte der erwachsene Prinz Moriz so viele Fähigkeiten geäussert, daß die Staaten, welche die öffentlichen Angelegenheiten so gut, als es nach den Umständen der Zeit geschehen konnte, übernommen hatten, ihm das völlige Kriegskommando wider Spanien mit dem glücklichsten Erfolge übertrugen. Eine solche Macht ist immerhin gut, darum wider-

setzte

setzte sich Moritz auch so sehr einem mit Spanien zu schließenden Frieden. So zur rechten Zeit mußte der jämmerliche Religionszwist in der reformirten Kirche, hauptsächlich über die Prädestination oder Vorherbestimmung des Menschen zum Glücke oder Verderben, den der hämische Gomarus wider den biedern Arminius angezettelt hatte, ihm eine schöne Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht verschaffen. Moriz setzt die strengste Prädestination als Kennzeichen der Orthodoxie fest; ja alle Arminianische Prediger müssen aller Remonstrationen ungeachtet zum Lande hinaus. Die Dortrechtische Synode wurde zwar nach und nach als Symbol fast aller Reformirten Kirchen anerkannt, aber unser dermaliges Jahrhundert wünscht doch, daß sie nie so verfahren hätte. Man entschuldiget Moritzen zwar damit, daß er, um diesen für den Staat, der sich wider Spanien noch erhalten mußte, so gefährlichen Religionsstreit zu beendigen, die Staaten zu so harten Maaßregeln bereden mußte, welche die stärkere Parthey mit Aufopferung der schwächern befriedigen konnten.

Aber

Aber hebet dieses die entsetzlichen Folgen auf, welche diese Synode für unser Vaterland hatte? Friedrich Henrichs Zurückberufung der Remonstranten heilte die Wunde nicht.

Die Remonstrantische Kirche gehöret unter die blos Geduldeten. Denn Beschwörung der Schlüsse der Dortrechtischen Synode ist das nothwendige Requisit zu Sitz und Stimme unter den Staaten, zu Bedienungen zu gelangen. Haben die Remonstranten, haben die Katholicken, welche vormals die Einzigen waren, und itzt beynahe ein Drittheil der Nation ausmachen, haben die Lutheraner und andere etwa nicht auch für die Freyheit ihr Blut vergossen? Ist Festsetzung der Symbole, ausser für Kirchendiener, nicht die beissendeste Satyre auf die Gewissensfreyheit der Protestanten, da selbst die Kirchendiener derselben eigentlich in Rücksicht ihres Vortrages, der öffentlichen Ruhe wegen, nicht in Rücksicht ihrer Ueberzeugung, bestimmte Lehrsätze beschwören? Hat ein Staat überhaupt, hat ein Freystaat insonderheit

das Recht, eine Religion, derer Lehrsätze für ihn nicht gefährlich sind, auszuschliessen? Hat es zumalen ein Freystaat, wie der unsrige? In der Schweiz, diesem Vaterlande der Reformirten Kirche, konnten sich die Cantons in Reformirte und Katholische abtheilen. Allein bey der Gründung unsers Freystaates vereinigten sich Katholicken und Protestanten, derer Religionslehren in Deutschland und in der Schweiz ausgebildet waren, ohne Rücksicht auf Religion, in der Gentischen Pacification, in der **Uetrechtischen Union**, zu einem gemeinschaftlichen Bestreben wider Spaniens Tyranney, zu einem gemeinschaftlichen Freystaate. Die Uetrechtische Union ist daher das Grundgesetz unserer Republik, nicht die Dortrechtische Synode, dieses geistliche Machwerk einiger weniger herrschsüchtiger Gomaristen.

Diese Religionstrennung, da alle die vorigen keinen Einfluß auf den Staat gehabt hatten, war die erste, welche dauerhaft fühlbar für ihn war, doch noch nicht

so

so sehr, wie die Republik entweder gar keine, oder doch nur Statthalter verschiedener Provinzen aus verschiedenen Häusern hatte. Wie aber die Statthalterschaft dem Hause Oranien Nassau erblich übertragen worden war, wusten die Niederländischen Reformirten Prediger demselbigen die Idee einer Beschützung der Niederländischen Kirche, welche die Staaten in einer gewissen Abhängigkeit von ihnen bringen sollte, so annehmlich zu machen, daß Remonstranten und Kontraremonstranten, oder Reformirte zugleich zwo politische Partheyen, nämlich Staatsgesinnte und Statthalterischgesinnte ausmachten. In unserm Jahrzehend, worin das Reich der Thorheit sich seinem Untergange nähert, ist diese Partheysucht unter richtigern Benennungen der Patrioten und Statthalterisch- oder Prinzgesinnten mit der verderblichsten Gährung erwachet.

Mit der Uebertragung der Statthalterschaft an ein so mächtiges Haus war nämlich die Gefahr verknüpft, daß eine groſse Verwirrung der Rechte der Souve-

rainität und der Statthalterschaft entstehen möchte. Um sich einen richtigen Begriff vom Verhältnisse zwischen den Staaten und dem Statthalter zu machen, ist es nöthig, geschehener maaßen in die ältere Geschichte zurück zu sehen. Diese zeiget, wie die Souverainität jeder Niederländischen Landschaft auf dem hohen und niedern Adel und dem Kollegio der Städte beruhete. In Holland z. B. war der Graf, der Adel, die Städte, der wahre Souverain. Wie die verschiedenen Landschaften sich unter einem Herrn allgemach vereiniget hatten, repräsentirte derselbe in jeder Landschaft eine andere Person, in Holland den Grafen, in Uetrecht den Bischof, in Geldern den Herzog, in jeder Friesischen Dynastie den Dynasten, und zwar in der uralten eingeschränkten Bedeutung. Dem Trotze Spaniens war dieses nicht hinlänglich, und die Ursache seines Falles. Wie Spaniens Abdankung eine gänzliche Veränderung der Regierungsverfassung bewürket hatte, wurde nach einigen Revolutionen eine souverainе Ständeregierung beliebet. Diese Stände- oder Staatensouverainität theilte

sich

sich in zwo Arten ab. Sieben bekannte Provinzen und die Landschaft Drente wurden, jede für sich, von ihren hohen Staaten, in ihren einheimischen Angelegenheiten regieret. Die Deputirten dieser souverainen Staaten (jener von Drente ausgenommen) machten unterm Namen der Generalstaaten ein anderes hohes Kollegium aus, welches eine doppelte Beschäftigung bekam. Einmal alle Angelegenheiten der Union oder der Vereinigung der verschiedenen Provinzen, so für sich als mit auswärtigen Mächten ins Reine zu bringen, hernach die Regierung über die sogenannten Generalitätslande, welche eine Eroberung von den Spanischen Niederlanden waren, zu führen. So ging die einmal in Bewegung gesetzte Maschine ihren Gang, ausser daß die Statthalter der verschiedenen Provinzen, in denen solche waren, ihn in etwa abänderten, bis eine allgemeine oder generale Erbstatthalterschaft des Durchlauchtigen Nassau-Oranischen Hauses beliebet wurde.

Zwo wichtige Ursachen bewogen zu dieser Revolution; einmal war ein Hülfsmittel nöthig, dadurch die Irrungen zwischen den General-Staaten und den Staaten jeder Provinz beygelegt werden könnten. Die schwerste Kontrovers unsers überhaupt so wenig bestimmten Staatsrechtes ist nämlich, in wie weit jede Provinz, in Rücksicht auswärtiger Mächte, als eine für sich bestehende souveraine Macht angesehen werden könne, in wie weit sie mithin Bündnisse, Krieg und Frieden, ohne Zuziehung der übrigen Provinzen zu schließen befugt sey. Hernach waren im Innern jeder Provinz aus einer langen Ständeregierung in den Städten eine Familien- und aufm platten Lande eine Aristokratie der Edeln entstanden, welche das gemeine Volk, dessen wohlmeinende Repräsentanten sie doch seyn sollten, sehr druckte. Die Entscheidung dieser zweyerley Art Irrungen einer auswärtigen Macht zu übertragen, davon war die Gefahr aus der Erfahrung bekannt. Das Volk im engern Verstande liebte das um die Republik so sehr verdiente Oranische Haus, und wurde von den Predigern wi-

der die Staaten, deren Einfluß in Kirchensachen sie vermindern wollten, aufgehetzet. Zeitliche Statthalterschaften hatten das Volk nicht befriedigen können; es war jedesmal wieder unter dem Drucke der Aristokratie gerathen. Eine Erbstatthalterschaft allein schien daher seinem Elende nur steuern zu können. Prediger und Handwerker zwangen die Regenten der meisten Städte, dem Prinzen wesentliche Rechte über dieselben abzutreten. Es mußten Reglements festgesetzet werden, auf deren Zernichtung man itzt dringet. Aehnliche Auftritte ereigneten sich auf dem Lande. Die Sache schien zur Gewohnheit geworden zu seyn, wie auf einmal der Englisch-Amerikanische Krieg den alten Streit der Staatschen und Statthalterlichen aufs Neue belebte. England forderte von der Republik einem mit ihr geschlossenen Subsidientraktate zufolge Unterstützung; diese verweigerte solche, weil sie jenem Traktate gemäß selbige nur zu gewähren schuldig wäre, wenn England angegriffen würde. Nach dieser Erklärung der Republik wurden ihre auf keinen Krieg vorbereiteten

Kauffahrteyschiffe in Menge weggenommen. Da nachher die Kriegszurüstungen wider England nachläßig betrieben wurden, wenn dennoch der Vorfall auf Doggersbank bewies, daß der Niederländische Kriegsgeist, am wenigsten zur See, noch nicht erloschen wäre, so wurde die Schuld davon dem mit dem Englischen Hofe so enge verbundenen Kapitain-General und Admiral zugeschrieben. Der Grund oder Ungrund dieser Beschuldigung würde aus einer rechtlichen Untersuchung der Ursachen, warum die Brester Expedition unterblieb, erhellen. Jede Parthey, welche diese so oft schon angekündigte Untersuchung vereiteln würde, würde sicher zu erkennen geben, daß ihre Sache das Licht fürchtete. Doch die Folge jenes Krieges war, daß die Republik mit Frankreich ein Bündniß schloß. Wer die durch diese Begebenheiten entstandenen und angefachten Mißhelligkeiten zwischen den Staaten und dem Statthalter beurtheilen will, der muß die Rechte des Statthalters in den Generalitätslanden, in jeder Provinz, in jedem Distrikte, in jeder Stadt, nebst der Art, wie sie festgesetzt wurden, und

den

den Kontroversen, welche darüber eintreten, kennen lernen. Die Auseinandersetzung derselben, welche bis itzt zum Theile noch unmöglich ist, gehöret sicher nicht hieher. Nur läßt sich hier eine allgemeine Darstellung des Verhältnisses zwischen den Staaten und dem Statthalter wagen.

Da lange vor der Errichtung der Erbstatthalterschaft die Staaten die wahren und einzigen Souverains waren, auch bey jener Errichtung auf ihre Hoheitsrechte nicht verzichteten, so muß man drey wesentlich unterschiedene Staatskörper, und ihre Verhältnisse gegen einander sehr sorgfältig bemerken, um ihre wechselseitigen Rechte beurtheilen zu können. Diese sind: die Generalstaaten der Union, die Staaten jeder Provinz, und der Erbstatthalter. Letzterer wurde von den erstern der Kriegsmacht zu Lande und zu Wasser vorgesetzt, zum Präsidenten der hohen Kollegien des Staates ernannt. In letzterer hohen Eigenschaft lag schon die ganze Idee eines Statthalters der Generalstaaten in Rücksicht der Geschäfte der Republik mit auswärtigen, und der ausfüh-

renden

renden Macht in den Generalitätslanden; und eines Statthalters der Staaten jeder Provinz in Rücksicht der Expeditionen ihrer häuslichen Angelegenheiten. In diesem Betrachte ist unser Erbstatthalter jedem Statthalter eines Fürsten gleich, der irgend ein Land, worin er nicht persönlich residiret, durch denselben in seinem Namen regieren läßt; wie z. B. der König von Spanien den Niederlanden einen Statthalter, Stellvertreter, Gouverneur vorsetzte, wovon der Gouverneur der Oesterreichischen Niederlande ein Angedenken erhält; ausser, daß unser Erbstatthalter diese Würde erblich für seine Familie erhalten hat. Diese doppelte Eigenschaft eines Erbstatthalters und Erbbefehlshabers der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande wird unserm Prinzen von Oranien-Nassau keineswegs von unserer Republik bestritten. Er wird dazu noch als der Mittelpunkt der Einigkeit zwischen der Union der ganzen Republik und der Souverainität jeder Provinz, ja zwischen Obrigkeiten und Untergebenen, (nicht Unterthanen) jedoch nur nach Ersuchen der streitigen

Partheyen, angesehen. Es sind also ganz eigene Modifikationen der Erbstatthalterschaft der vereinigten Niederlande der Gegenstand der Kontroverse. Diese bestehen in der Vergebung hoher Staats- und militairischer Würden. Daß Präsidenten der Kollegien einige Stellen derselben besetzen, das ist ein auch in andern Ländern nicht ganz seltenes Beyspiel; wer also Chef mehrerer Kollegien ist, kann auch mehrere Bedienungen, aber immer doch Namens des Souverains oder Landsherrn, vergeben. Daß aber ein General en Chef Officierstellen, sey es auch unter noch so vielen Bedingungen, besetzen könnte, davon ist schwerlich in andern Ländern ein Beyspiel. Der Grund dieser Ausnahme von einer allgemeinen Regel in unserer Republik liegt unter andern wohl im eigenmächtigen Verfahren des Prinzen Moritz wider Spanien, worauf seine Siege in den Augen der betäubten Staaten einen glänzenden Deckmantel warfen. Die Besetzung der höhern Officierstellen hat aber vorzüglich um deswillen Widersprüche veranlaßt, weil einmal die darüber ausgefertigten statthalterlichen

Pa-

Patente nicht nach der alten die Souverainität der Staaten erkennenden Form anerkannt würden; hernach weil das Militair Deutschen mit dem Statthalterlichen Hause verbundenen, mit Niederlands Staatsrecht unbekannten Prinzen, zum großen Nachtheile des inländischen Adels, zumalen des Katholischen, preis gegeben würde. Hierinn liegt der Grund des Mißtrauens der Nation, welches das Militair auf sich geladen hat; ein Mißtrauen, welches der Nation die Errichtung eigner sogenannter Freykorps abnöthigte. In Oberyssel vertreten diese Freykorps, welche freylich erst ein Mensch im Knabenalter sind, die Stelle des Militairs, welches diese Provinz verlassen hat. Dadurch möchte der Endzweck erreichet werden, daß jede Provinz jenes Mititair, welches sie besoldet, auch in den Garnisons ihres Gebietes behalten könnte, wodurch es sich einen richtigern Begriff von der Souverainität der besoldenden Provinz machen würde; wozu ihm aber alle Gelegenheit abgeschnitten wird, so lange es auf Befehl seines General-Kapitains von einer Provinz

in

in die andere, als wenn es noch wider Spanien stritte, ziehen muß.

Die Vergebung sogenannter Civilstellen ist der zweyte Stein des Anstoßes wider die Statthalterschaft, und dieses vorzüglich des Einflusses wegen, den dieselbe auf die freye Wahl der Regenten der unter den souverainen Staaten stimmenden verschiedenen Städten auf verschiedene Arten, vermöge des Bestätigungsrechtes der Auswahl aus mehrern ernannten Gliedern, u. dgl. hat. Da hier in gewissem Verstande der Staatsminister sich seine Herrn würde setzen können, so läßt sich leicht ermessen, daß zur Dauer so wesentlicher Rechte, die endlich eine Souverainität über die Städte würden bewürken können, die rechtmäßigste Festsetzung, und der verschonendeste Gebrauch derselben nothwendig erfordert werden. Wurden solche Rechte nicht auf eine geziemende Weise, sondern unter Tumulten festgesetzet, wurden sie nicht den Statuten und Willeführen jeder Stadt gemäß ausgeübet, so kann wohl keiner Stadt die Befugniß, solche abzuändern,

abgeläugnet werden, und jede dawider ausgeübte militairische Gewaltthätigkeit ist ein Eingriff in ihre Rechte. Wurden solche statthalterliche Rechte auf gehörige Art eingeräumet, läßt sich wider die Art, wie solche ausgeübet wurden, nichts einwenden, so steht es doch wohl nichts desto weniger der hohen Versammlung der Generalstaaten, in Rücksicht der Städte der Generalitätslande, und jener der Staaten jeder Provinz, in Rücksicht ihrer Provincialstädten, frey, solche Statthalterliche Rechte über stimmende Städte abzuschaffen, so bald eine gegründete Furcht eintritt, daß solche Statthalterliche Rechte über solche Städte das Verhältniß des Statthalters zu den souverainen Staaten, welche aus der Ritterschaft und den Städten bestehen, umkehren könnten. Kann nach den Grundsätzen des natürlichen Staatsrechtes das Volk seine Regenten ohne weitere Ursache abdanken, um wie viel mehr dann seine Beamten? Nur muß dabey bemerket werden, daß, wenn im Allgemeinen die Einwilligung des Volkes oder aller seiner Repräsentanten dazu erfordert

fordert wird, in einem bestimmten Staate die Einwilligung der Mehreren dazu hinlänglich ist, wenn nach derselben, wie in unserer Republik, alle Staatsangelegenheiten entschieden werden. Doch beauget unsere Republik keineswegs die Absetzung ihres Statthalters, sondern nur eine ihrem Wohle angemessene Bestimmung seiner großen Theiles sich nur auf eine sehr schwankende Observanz gründenden Rechte, welche keineswegs Rechte eines souverainen Regenten sind. Alle seine Hoheitsrechte sind nämlich nichts anders, als Ausflüsse aus der Völle der hohen Souverainität der Generalstaaten und der Staaten jeder unabhängigen Provinz, sind Staatsrechts Servitute. Man kann in dieser Rücksicht unsern Statthalter mit einem Fürsten, der im benachbarten Staate eines andern Fürsten einige Staatsservitute, z. B. die Post hat, füglich vergleichen. Unser Oberyssel liefert davon schon ein Beyspiel. Die Post zu Endscheide hängt vom Hochstifte Münster ab; hat Münsterland deswegen die Souverainität über die Provinz Oberyssel, oder auch nur über die Stadt Endscheide?

* **

Die

Die statthalterliche Besetzung höherer Officierstellen, ihr Einfluß auf die freye Wahl der Regenten der unter den Staaten stimmenden Städte, sind also jene Gegenstände der Mißhelligkeiten zwischen den Staaten und dem Erbstatthalter, auf denen sich alles übrige gründet, und welche auch nur den Ausländern durch die öffentlichen Blätter bekannt werden. Andere Irrungen, welche meistens nur den Einwohnern der Republik, ja zuweilen nur jeder Provinz derselben, bekannt sind, wurden mehr, wo nicht gänzlich aus dem Mißvergnügen über drückende Beamte, welche vom Statthalter angesetzet wurden, als über den Statthalter selbst, erzeuget. Die Drostämter in Oberyssel z. B. werden vom Statthalter vergeben. Ein Drost ist zugleich Mitglied der Ritterschaft, mithin der souverainen Regenten oder Staaten Oberyssels. Diese, da die hohe Landesobrigkeit einer Republik nur durch die Versammlung der Repräsentanten des Volkes ihr Wesen erhält, und nach der Trennung dieser Versammlung eine Gleichheit der Stände sowohl, als im Stande

der

der Natur eintritt, maßen diese Gleichheit nur durch die verschiedenen Staatsverfassungen, nach denen dem Wohle derselben entsprechenden Arten gehoben werden kann, übertragen jedem Drosten im Bezirke seines Drostamtes, zur Aufrechthaltung der Ordnung, einige Hoheitsrechte. Daher ist ein solcher Drost nicht nur ein Justizbeamter, sondern, da erwähnter maßen die Vermischung der Regierungssachen mit Justiz- und Polizeysachen nirgend häufiger als in Republiken eintritt, er dispensiret auch in den verbotenen Graden der Ehe, und für die Bestreitung der zu criminalischen Exekutionen erforderlichen Kosten (welche der Provinzialkammer zur Last gelegt werden könnten, wenn sie die Brüchten dagegen zöge) genießet er die Brüchten, welche er sich selbst zuvor durch Urtheil und Recht zuerkannt hat. — —

Viele Mißbräuche der Drostämter sind bereits in den auch auswärts bekannten Schriften des berühmten Barons von der Capelle angeführet worden; die Anzei-

gung derselben gehöret also um so weniger in diesen Vorbericht. Der Grund derselben beruhet aber mehr in der Statthalterlichen Besetzung der Drostämter, als der äusserliche Schein zu erkennen gibt. Würden die Drostämter von den Staaten jeder Provinz, mithin auch von den Städten vergeben, da die Besetzung eines so wichtigen Amtes gewiß ein sehr wesentliches Souverainitätsrecht ist, so würden die Drosten, wie alle Edeln, mehr ihre Repräsentation des Volkes fühlen. Die vor einigen Jahren beschlossene Abschaffung der den Drosten geleisteten sklavischen Frohndienste mag zum Beweise dienen. So lange die Drostämter Gnadenertheilungen des Prinzen oder Statthalters sind, ist es nicht auffallend genug, daß die damit verbundenen Hoheitsrechte Ausflüsse der souverainen Staaten sind. Ein Drost geräth daher zu leicht in die Versuchung, selbige für wesentliche Bestandtheile seines Amtes und sich selbst für einen Souverain im Kleinen (een Prinsjen) zu halten. Wobey nicht unbemerkt gelassen werden kann, daß dieses Beyspiel im Kleinen wider jenes des

Statt-

Statthalters im Großen beweiset, daß einzelne Hoheitsrechte, als Servitute des Staatsrechts, noch keine volle Souverainität gewähren. Nach jenen Anmaßungen der Drosten bildeten sich indessen die Ideen der übrigen zum Theile mit ihnen im Blute verbundenen Edlen von gebohrnen Regenten, welche doch nur gegründet seyn konnten, wenn die Edlen für sich, ohne mit den Städten vereiniget zu seyn, und zwar, wenn jedes einzelne adliche Haus souverain wäre. Wenn die Regenten der Städte, so lange ihre Regierungszeit währet, sich solche Begriffe von ihrer Person machten, so könnten sie noch einigen Rechtsschein davon anführen; aber die Edeln des platten Landes sind so gut, wie die Bauern, ihrer individuellen Person nach, der Gerichtsbarkeit der Drosten oder Richter nach Gestalt der Sachen unterworfen, und Deutsche Reichsritter sind in der Niederländischen Republik unbekannt.

So viel von den dermaligen Mißhelligkeiten zwischen den Staaten und dem Erbstatthalter, und den von Höchstdemsel-

ben angesetzten Beamten, welches als eine Fortsetzung dieser historisch-politischen Abhandlung über unsern Freystaat angesehen werden mag. So unwürdig dieser Anhang auch jener Abhandlung ist, so verdiente doch eine solche gründliche Darstellung des Ursprunges der Statthalterschaft einen Grundriß der neuern Geschichte derselben, wodurch sie in unsern merkwürdigen Tagen ein höheres Gewicht erhält. Was jene Abhandlung selbst betrift, so kann ich nichts weiter darüber melden, als daß ich sie der Bequemlichkeit wegen in Hauptepochen eingetheilet habe. Vielleicht erwecket manchem Deutschen die aufmerksame Durchlesung dieses Werkchens das Verlangen nach einer nähern Bekanntschaft mit einzelnen wichtigen Ereignissen unserer vaterländischen Geschichte, welches eine Uebersetzung unserer vortreflichen historischen Werke befriedigen kann. Wie der Holländische Verfasser diese historische Untersuchung der Staatsverfassung unserer Republik bearbeitete, bekam er ein ursprünglich im Englischen geschriebenes, durch eine Dame in der Normandie ins Französische übersetztes

und

und durch den Herrn Türpin in so weit abgeändertes Werk über Großbrittanien und über die Revolutionen der zusammengesetzten Regierungsformen, als der Englische Schriftsteller nur England, Herr Türpin aber das Universum zum Gegenstande nahm, zu Gesicht, welche er ins Holländische übersetzen, und vor seiner Abhandlung über unsern Freystaat drucken ließ. Die Verbindung der Englischen Geschichte mit der unsrigen bewog mich, die Betrachtung über Großbrittanien, und die statthalterlichen Trubeln, jene über die Veränderungen der Vermischten Regierungsformen ins Deutsche zu übersetzen. Jener Engländer schrieb auch ein Werkchen über die Republiken des Alterthums, jene Französische Dame übersetzte es ebenfalls, Herr Türpin machte es gemeinnütziger und unser Holländer veranstaltete gleicher Maaßen die Niederländische Uebersetzung davon, und ließ dieselbige den gedachten Abhandlungen vorhergehen, wie sein übersetzter Vorbericht hiernächst anzeiget. Diese erste Hälfte des Niederländischen Buches enthält Abhandlungen über Sparta, Athen,

Theben, Carthago, über die Römische Republik, endlich eine Vergleichung zwischen den Römern und Carthaginensern. Die deutsche Uebersetzung derselben habe ich lieber zu einem zweyten Bande ersparen wollen. Ich werde bey Begebenheiten, die Aehnlichkeiten mit den gegenwärtigen Vorfällen unserer Republik haben, durch Anmerkungen Nachdenken zu erregen suchen.

Geschrieben in Oberyssel,
1787.

Friedr. Wilh. von Raet.

An

An den Leser.

Wie ich meine Betrachtungen über die Niederländische Republik zum Drucke bearbeitete, fiel mir die durchdachte Abhandlung des Herrn Türpin über alte und neue Republiken in Händen, welche mir so sehr behagte, daß ich die Drucker ersuchte, eine Uebersetzung derselben durch eine fähige Feder veranstalten zu wollen, damit dieselbe meinem Werkchen zu einer geschickten Einleitung dienen möchte. Dadurch darf ich dem Leser wenigstens die größte Hälfte meines Buches so zur Uebung seines Verstandes, als zur Ermunterung seines Herzens empfehlen. Was meine eigene Arbeit betrift, so sehe ich es schon voraus, daß man zwischen Türpin und mir eine Vergleichung anstellen wird, welche keineswegs zu meinem Vortheile ausfallen kann. Es könnte sogar von einigen als eine Vermessenheit betrachtet werden, daß ich zu einer solchen Vergleichung eine Veranlassung gebe, als ob ich mir einbildete,

mit einem so großen Manne wetteifern zu können, wenn ich gleich von den meisten ein so ungünstiges Urtheil nicht erwarte. Wird man mich einer Unbehutsamkeit beschuldigen, so werde ich mich darin zu finden wissen, weil ich mir selbst doch nur in solchem Falle eine Unbild zugefüget hätte, und zwar nur aus dem Verlangen, andern nützlich seyn zu können. Man bietet zwar meines Ermessens die Früchte seiner Arbeit dem kundigen Publikum nie ohne Ehrbegierde dar, wenn man auch seinen Namen verschweigt; diese Ehrbegierde muß aber dem Verlangen, Nutzen zu stiften, untergeordnet bleiben: ja sie muß diesen Nutzen als das höchste Ziel betrachten, welches sie erreichen kann. Türpin genieße also seines wohlverdienten Ruhmes ohne meiner Beeinträchtigung. Was meine Abhandlung betrift, so nehme man das etwa darin verborgene Gute zum Ersatze für die Mängel und Unvollkommenheiten derselben an. Diese Bescheidenheit darf ich doch wohl von den meisten Lesern erwarten, da wohl niemand besser als ich den Unterschied zwischen Türpins schöner und meiner alltäglichen Schreibart einsehen kann.

Vor-

Vorbericht des Herrn Türpin.

Das Werk eines Englischen Herrn über die Republicken des Alterthums gab Veranlassung zu diesem. Eine Dame von Stande in der Normandie, welche nur durch ihre natürlichen, einnehmenden Reize, die die Gaben ihres Verstandes verschönern, beweiset, daß sie zum schwächern Geschlechte gehöre, hat uns mit diesem ausländischen Produkte bereichert. Ihre männliche, fließende Schreibart beweiset, daß ihre Denkkraft so groß ist, als jene ihres Autors; und um nach ihrer Art zu übersetzen, muß man selbst etwas Originelles liefern können.

Nur hat bey jenem an sich vortreflichen Werke blos jene Nation Interesse, welche

der

der Gegenstand desselben ist. Alle Vorfälle aus den ältern Geschichten werden darin nur angeführet, um Aehnlichkeiten mit den Mängeln und Vortheilen der gegenwärtigen Staatsverfassung Großbrittaniens entdecken zu können. Der Englische Schriftsteller ist ein eifriger Patriot, der nur sein Vaterland zum Augenmerke hat, und für dasselbige allein würket. Er gedenket der Nachkommen so wenig, als der Nachbarn, welche daher auch mit Gleichgültigkeit häusliche Nachrichten dieser stolzen Insulaner lesen werden, welche die Freyheit durch Trubeln befestigen, die selbige zerrütten zu müssen scheinen.

Die in einem Staate entstandenen verschiedenen Partheyen erregen nämlich nur alsdann die Aufmerksamkeit, wenn sie eine Revolution bewürken. Hätte der Kardinal von Retz die Regierungsform von Frankreich verändert, so würde er eine Stelle unter jenen

nen großen Männern erhalten haben, die nur gebohren zu seyn scheinen, über das Schicksal der Länder zu gebieten. Itzt ist er nichts weiter, als ein Aufwiegler ohne Staatssucht, als ein Kabalen Erfinder, der Hülfsmittel in Ausübung bringt, ohne eine bestimmte Absicht dabey zu haben. Die Dinge werden nach den Würkungen beurtheilet, welche sie hervorbringen; daher heißt nur der ein großer Mann, der Glück hat. Alles, was die Verfassung des Ganzen nicht verändert, das erregt nur schwache Eindrücke. Ein ehrlicher Mann, der weiter nichts ist, als was er seyn muß, läßt unsere Seele in einer kalten Gefühllosigkeit. Trajan ist weniger bekannt, als Tiber. Pitt wird weniger berühmt seyn, als Cromwel. Das mäßige Sonnenlicht läßt uns in einem Stande der Gleichgültigkeit, aber der Glanz der Blitzstrahlen trift uns aufs lebhafteste.

Der englische Schriftsteller scheint nebenher keine andere Absicht gehabt zu haben, als seinem Götzen, Pitt, einen Altar zu errichten. Alles zielt zu einer Rechtfertigung dieses Ehrendienstes, welchen er ihm erzeiget. Sein Werk ist überhaupt eine Betadelung der vorigen Staatsmänner Englands, und eine Schutzrede der Nachfolger derselben. Die benachbarten Völker sind wohl gleichgültige Beobachter dieser inländischen Folgenleeren Irrungen verschiedener Partheyen einer Nation. Mein Augenmerk war deswegen, dieses Werk dadurch interessant zu machen, daß ich es für alle Nationen und alle Zeiten einrichtete. Durch diese Abweichung von der Urschrift erkannte ich zuletzt mit Befremden, daß ich schier ein anderes Werk verfasset hätte. Anstatt dem Autor auf seine Insel zu folgen, benahm ich ihm den Leitfaden, der mich nach alle Gegenden des Erdbodens zog, worin Menschen sind.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Holländische Grafen aus vaterländischem Hause. — Bald 400 Jahre.

Zweyte Abtheilung.

Holländische Grafen aus fremden Häusern: Hennegau, Baiern, Burgund, Oesterreich. — Ungefähr 200 Jahre.

Dritte Abtheilung.

Abwerfung des Oesterreichisch-Spanischen Joches unter Philipp dem II.

Vierte Abtheilung.

Errichtung der Uetrechtischen Union und der Republik 1579.

Fünfte Abtheilung.

Wiederherstellung der Republik nach Leicesters Abzug.

Sechste Abtheilung.

Eroberungen in Ost- und Westindien,

Errichtungen der Ost- und Westindischen Kompagnien noch während des Spanischen Krieges.

Siebente Abtheilung.

Zwölfjähriger Bestand mit Spanien, feyerliche Anerkennung der Republik durch andere Europäische Mächte, insonderheit England und Frankreich, Oldenbarnefelds Betragen dabey. 1609.

Achte Abtheilung.

Münsterischer Friede mit Spanien 1648; Krieg der Republik mit England; Beendigung desselben im Bredaischen Frieden; Krieg mit Frankreich; allgemeine Erbstatthalterschaft Wilhelms des III.; Johann de Witt; Uetrechtischer Friede von 1713.

Ur-

Ursprung und Flor des Freystaates der vereinigten Niederlande.

Erste Abtheilung.

Holländische Grafen aus vaterländischem Hause.

Nichts beweiset zwar mehr die Schwäche aller Regierungsformen, deren Errichtung das Werk des Tumults war, als die ganze Geschichte unsers Vaterlandes. Zugleich liefert sie uns aber die vortreflichsten Thatsachen einer

angefochtenen und erhaltenen Freyheit, die oft ohnmächtig zu werden scheint, wenn sie mit neuem Muthe in den Kampf tritt. Die Bewohner dieses Erddistrikts, wenn sie gleich entweder von den wüsten Fluten der See, oder von mächtigen und herrschsüchtigen Nachbarn bedrohet werden, ja selbst unter sich meistens uneinig sind, können sich doch wider die mächtigsten Beherrscher der Erde erhalten. Wenigstens opfern sie nie ihre Freyheit auf, als nur, um sie desto herrlicher wieder zu erringen.

Was ist wohl anders die Ursache davon, daß ein geringes Volk zu solchen ausserordentlichen Thaten fähig war, wenn nicht eben diese nachtheiligen Umstände wenigstens als vorbereitende Ursachen eines so seltenen Glückes bemerkt werden müsten? Die Menschheit wird durch unaufhörliches Elend geübt, und stets zum nützlichen Gebrauche ihrer Kräften angespornet; und so zieht sie nicht selten von der Ungnade der Natur erwünschlichere Früchte, als von ihrer seegenvollesten Wohlthätigkeit. Doch muß ein Volk, welches auf dieser steilen Bahne zum Gipfel der Ehre und Größe steigen soll, ursprüngliche Nationaltugenden besitzen, die nur durch günstigere Umstände erweckt und geleitet zu werden brauchen, um einen langen Kampf wider alles, was Nachtheil heissen kann, aushalten zu können.

Der geringfügige Stoff, woraus die Niederländische Freyheit durch ihre Urheber gebildet wurde, berechtiget uns zum Schluße, daß die Tugenden unserer Vorältern von solcher Art waren, und deswegen den Rang wahrer Heldentugenden verdienen. Freylich blieben dieselbe nichts desto weniger Schwächen unterworfen, die der ganzen Menschheit ankleben, daher kann auch das Rohe ungesitteter Zeiten keinen Flecken darauf werfen. Wir, die wir gelernet haben, unsere geringen Gaben in einem reizendern Lichte darzustellen, müssen uns unsere Stammväter nicht vorstellen, ohne uns in ihren einfachen Naturstand zu versetzen, wovon wir vielleicht zu weit abgewichen sind. Wichtiger ist, daß uns jene ungeschlachteten Zeiten der Tugenden unserer Vorfahren, wovon wir ausser dem Fleiße, der uns Niederländer noch von vielen andern Völkern auszeichnet, wenige mehr besitzen mögen, auch Beyspiele von Feigheit und Untreue liefern. Doch ists dabey ein Ersatz, wenn wir den herrschenden Geist des Volks den besten Theil erwählen sehen: hieraus erhellet wenigstens, daß stets eine große Anzahl Biedermänner vorhanden war, und daß sie, welches eine große Sache ist, Einfluß auf den großen Haufen hatten.

Der ruhmvolle Zeitpunkt, worinn wir sämmtlichen Niederländer unsere abgesonderten Pro-

vinzen zu einem gemeinschaftlichen Staatskörper, dessen einzelne Glieder dem ungeachtet in geziemender Unabhängigkeit sollten wirken können, dergestalt vereinigten, daß mit dessen Macht und stetem Flor das Glück der einzelnen Staaten unzertrennlich verknüpft wurde, zieht zwar die vornehmste Aufmerksamkeit an sich. Er hat zwar zugleich viel Gemächliches für die historische Betrachtung, maßen sich in demselben das ganze Volk gleichsam als eine große Familie darstellet, deren Glieder das gemeinschaftliche große und wichtige Ziel einmüthig zu erreichen suchen, die nicht selten ihr besonderes Privatwohl gegen die edelsten Vorrechte der Menschheit in die Wagschale legen.

Allein die ihm vorhergehenden Jahrhunderte, die uns diese Familienglieder einzeln zeigen, sind einem forschenden Verstande, der ihre abgesonderte Eigenschaft und Stärke zu kennen und zu vergleichen trachtet, von der äussersten Wichtigkeit. Zumalen da die Epoche der spanischen Tyranney keinesweges die erste ist, welche die Theilnehmung an Niederlands Schicksal interessant macht. Niederlands anziehende Revolutionen ziehen sich ins graue Alter seiner ersten Stammväter zurück. Von Claudius Civilis bis Radbod sieht man die Batavier und Friesen sechs hundert Jahre lang itzt wider Rom, dann wider Franken mit einem so wechselvollen

selvollen und veränderlichen Ausgange streiten, als die Luft ist, unter welcher sie wohnen. Sogar zeigt sich hier schon im Anfange des 5ten Jahrhunderts eine Armorische Republik, als eine frühe wiewohl bald vorübergehende Vorbedeutung unseres Staates. Wollen wir daher von unserer Verfassung ein gegründetes Urtheil fällen, so müssen wir derselben so viel möglich ist bis zu ihrem ersten Ursprunge nachgehen, worauf die Düsterheit der ältesten Zeiten nicht selten ihren Schatten wirft. Das achte Jahrhundert fängt erst an, einen hellern Schein von sich zu geben, weil die Eroberungen Kals des Großen den bequemsten Anfang dieser Untersuchung angeben.

Das Reich der Franken hatte itzt drey bis vier Jahrhunderte durch aus der Wegzehrung des römischen Reichs stets neue Vortheile geschöpft, war unter dem zweyten Geschlechte seiner Könige das ausgedehnteste und mächtigste diesseit der Alpen geworden. Pipin, der Usurpator des fränkischen Thrones und neue Stammherr seiner Könige brachte auch die Macht der Friesen herunter, erwarb sich selbst Uetrecht, welches nicht lange nachher ein bischöflicher Sitz wurde. Das Christenthum war zwar lange vorher in diese Gegend gedrungen, da aber der Werth dieser Wohlthat nicht erst bekannt gemacht worden war, so hatte es kaum einigen

bleibenden Eindruck auf die Gemüther gemacht. Der größte Theil der Friesen steckte um diese Zeit noch in seinem Unglauben, und vereinigte sich mit den Sachsen, ihren streitbaren und zuweilen feindseligen Nachbarn, um der fränkischen Herrsucht die Spitze zu bieten, wenn freylich die Evangeliumslehre bey ihnen darüber in Verachtung blieb.

Kein Wunder: die Lehre der Sanftmuth und des Friedens war von trotzigen Feinden mit dem Säbel in der Faust verkündiget worden, weit entfernt, sich in ihrem eigenthümlichen Reize zu zeigen. Indessen konnten solche tapfere Vertheidiger ihrer Freyheit nicht anders, als mit vieler Mühe und nur durch einen Karl den Großen bezwungen werden, der sich Italiens bemächtigte, das westliche Kayserthum wieder herstellte, und alles, was der Größe Pipins, seines Vaters, noch zu mangeln schien, in seinen Errungenschaften ergänzet sah. Doch verblendete ihn der Glanz nicht, der ihn umgab; in der Mitte so vieler verführerischer Anlockungen behielt er eine gelassene Seele. Sobald er einigermaßen der Unterwerfung der Friesen trauen konnte, mäßigte er seine Strenge; er bestätigte selbst die Freyheit dieses muthigen Volkes, stellte Richter über dasselbe an, die es nach seinen eigenen Gesetzen, das ist nach den Weißthümern seiner Schöpfen richten sollte, und

ver-

verschonte es wider den Gebrauch der Ueberwinder mit dem lästigen Joche der Schatzungen. Zu diesem glimpflichen Verfahren fügte er zur rechten Stunde den christlichen Gottesdienst, der keines Hülfsmittels bedurfte. Die Friesen wurden Christen, sobald man sie durch Thatsachen überführet hatte, daß das Evangelium den Gottesdienst der Sanftmüthigen enthielte.

Wahrscheinlich würde diese Bekehrung viel nachdrücklicher, als die gefürchtesten Waffen ihre Verbindung mit den folgenden Kaisern befestiget haben, wenn diese nur erleuchtet genug gewesen wären, auf jenem Grunde zu bauen, den ihr großer Vorgänger gelegt hatte. Ludwig der Fromme, Karls Sohn und Nachfolger, zeigte noch beym Antritte seiner Regierung, wie sehr er die treue Freundschaft der Friesen zu schätzen wuste, indem er einen Ausspruch zernichtete, den sein Vater im Zorne gefället und nachher glaublich zu wiederrufen vergessen hatte. Kayser Karl hatte nämlich die Friesen des Erbrechtes auf ihre väterliche Güter beraubet, um, wie sich denken läßt, ihre Hartnäckigkeit nieder zu beugen, hegte doch sicher die Absicht dabey, die Ausführung dieses harten Urtheiles bey einer bequemen Gelegenheit abzuschaffen; denn sonst könnte der ehrvolle Name: Freye Leute, womit er sie in der Folge belegte, und das Vorrecht, nach ihren eigenen Gesetzen regieret zu werden,

damit nicht übereinstimmen. Sonst war die Gunst Ludwigs, die ihn zur Wegräumung dieses unangenehmen Denkmales ihrer Erniedrigung vermocht, wohl sehr groß, allein seine folgende Handlungen hatten wenig Uebereinkunft damit.

Friesland dehnte sich damals von der Weser her bis an die Schelde aus, war mithin von grösserm Umfange, als die gesammten dermaligen vereinigten Niederlande, ausser dem, daß ein großer Strich Landes dazu gehörte, welches itzt in der Süderfee ertrunken liegt. Weil nun dieses weiträumige Land seiner abgesonderten Gegenden wegen in unterschiedliche Distrikte zertheilet werden mußte, erhielt jedes Rechtsgebiet seinen eigenthümlichen Namen, wenn nichts desto weniger die Einwohner desselben den gemeinschaftlichen Namen: Friesen behielten, wie ungefähr itzt wir sämmtlichen Niederländer von den Fremden Holländer genannt werden. Doch scheinen einige unter ihnen, wie die Westfriesen, die Friesen von Ostergo und Westergo, und andere bey ihrem alten Namen geblieben zu seyn.

Aus diesem Unterschiede entsteht oft einige Unsicherheit in den Benennungen der Länderdistrikte, woraus Verwirrung entspringt. So wird Uetrecht von einem sichern Geschichtschreiber in der Mitte des eilften Jahrhunderts noch eine Stadt in Friesland genannt. In Rücksicht

ſicht auf Holland und Seeland bemerkt man ähnliche Beyſpiele. Ein groſſer Theil von Seeland wird zuweilen unter Holland begriffen, wovon die Urſache iſt, daß Seeland vorher nicht, wie nachher für ſich ſelbſt beſtand. Die Seeländiſchen Inſeln werden gegen Weſten und Oſten durch die Schelde getheilet. Der weſtliche Theil derſelben gehörte ehemalen unter Flandern, und verurſachte noch lange nachher viele Streitigkeiten unter die holländiſchen und flämiſchen Grafen: der öſtliche Theil wurde für ein weſentliches Stück von Holland gehalten. Der Name Seeland wurde dem einen oder andern Theile nach eines jeden Gutdünken beygelegt, und erhielt daher keine begränzte Bedeutung.

Man weiß kaum, wie viele Zertheilungen anfänglich eintraten: aber drey oder vier beſondere Länder, die die kleinern wohl bald verſchluckten, kommen hier beſonders in Betracht. Dieſe ſind: das Herzogthum Geldern, die Grafſchaft Holland, das Stift Uetrecht, und die übrige Macht der Frieſen, die ihren Namen noch auszeichnend zu tragen fortfuhren. Nur waren letztere in zu vielen kleinen Diſtrikten zertheilet, um auf der Dauer ihren Nachbarn das Gleichgewicht der Macht zu halten. Die Richter, die Karl der Große einſtellte, und nach allem Anſcheine aus dem Adel genommen wor-

den waren, stunden einander wohl im Lichte, bis die Mächtigern mit Verdrängung der Schwächern zum höhern Ansehen gelangten. Sie hiessen Grafen: eine Benennung, deren ächte Bedeutung unsicher ist, weil man nicht genau weiß, wie weit sich ihre Macht erstreckte. Es würde am besten mit der altteutschen Regierungsform übereinkommen, wenn ihre Macht durch einen Rath von Edeln und Freyen Gutsbesitzern, oder Landsaßen geleitet worden wäre. Dieses ist um desto wahrscheinlicher, weil die Niederländer, die die Gewohnheit als ein ewiges Gesetz betrachteten, bey allen Vorfällen ihre Staatsregierung auf diese Art eingerichtet haben wollten. Doch können wir drey oder vier Jahrhunderte später viel genauer bestimmen, wie unsere Grafen regieret haben, als wie ihre Macht bey ihrer ersten Einstellung berichtiget wurde, weil jene düstern Zeiten keine Schriftsteller lieferten, die eine befriedigende Nachricht davon gegeben hätten. Wie sie aber immerhin beschaffen gewesen seyn mag, so ist es doch nicht zu läugnen, daß die gräfliche Macht noch eine geraume Zeit, wenigstens bis auf Dieterich I. der Obermacht der Kaiser oder fränkischen Könige, denen diese Länder als Theile des fränkischen Reichs anheimfielen, untergeordnet blieb. So lange die Nachfolgung in die Grafschaften von der Wahl dieser fremden Fürsten abhieng, konnten diese sich leicht bey dieser Obermacht

erhalten; allein sie vernachläßigten jenes Mittel, das sie davon versicherte; diese Nachfolgung wurde erblich, und das war für unsere Grafen der wesentlichste Schritt zur Unabhängigkeit, welche noch durch viele Nebenumstände beschleuniget wurde.

Ludewig der Fromme hatte löbliche Eigenschaften, aber nichts, das mit den ungemeinen Vorzügen seines Vaters in Vergleichung kommen konnte, wenn gleich die Ausdehnung seines unermeßlichen neu errungenen Reichs solches wohl sehr erforderte. In seiner eigenen Familie konnte er die Ruhe nicht erhalten, und doch wollte er sein Gebiet, das für ihn bereits zu groß war, durch staatssüchtige Kunstgriffe erweitern. Drey dänische aus ihrem Lande durch eine stärkere Hand vertriebene Flüchtlinge wurden mit offenen Armen vom Kaiser empfangen, der unterm Vorwande, ihren Angelegenheiten vorzustehn, gleich nachher, wie sie sich zur Taufe verstanden hatten, den Vorsatz faßte, sie mit seinen Waffen wider den Norden zu unterstützen, damit er den dänischen Thron seinem Gebothe unterwerfen möchte. Der Ausgang dieses Unternehmens kam mit seinen Wünschen nicht überein; aber der gute Kaiser wollte wenigstens seinen diesem fremden und wüsten Volke gethanen Versprechen nachkommen, und opferte daher demselben einen beträchtlichen Theil seines

Volkes

Volkes mildthätig genug auf. Friesland wurde unter drey Brüder, Heriold, Roruck und Hemming vertheilt, und wurde unbeschreiblich von ihnen mitgenommen. Ludewig hofte auch allem Anscheine nach, daß die Zeit ihm günstigere Gelegenheit verschaffen würde, seine mißglückte Unternehmung aufs neue anzugreifen; allein er betrog sich. Die Dänen im Gegentheile begnügten sich nicht, ihre Tyrannen verjagt zu haben, sondern verfolgten sie bald bis in ihre ausländischen Schlupfwinkel; der erwünschte Erfolg dieses ihres ersten Ueberzuges machte sie so übermüthig, daß sie nachher, so oft Armuth oder Raubbegierde sie dazu anhetzte, in ungeheuren Schwärmen diese Gegenden überrumpelten. Alsdann mangelte es dem Kaiser an Muth und Fähigkeit, diesem Unheile, das durch seine Unvorsichtigkeit veranlaßt war, bey seinem ersten Ursprunge zuvor zu kommen; zumalen da er auch im Aufruhre seiner Söhne Verhinderungen dagegen finden mußte. Er hatte nämlich seinen jüngsten Sohn Karl, der aus einer spätern Ehe entsprossen war, zum Nachtheile der drey ältern zu sehr begünstiget. Lothar, der sich bereits als Mitregent des Reichs aufführte, konnte dieses noch weniger erdulden, als seine Brüder Pipin und Ludewig. Sie verbanden sich unter einander, und nahmen erst die Kaiserinn, ihre Stiefmutter, nachher ihren Vater selbst mit seinem jungen Karl gefangen.

fangen. Der unglückliche Regent bekam nach dieser Mißhandlung seine Freyheit durch Zuthun getreuer Unterthanen zwar wohl wieder, wurde aber aufs neue von seinen widerspenstigen Söhnen angerennet, und übergab sich derer Uebermacht. Es wurden itzt Verträge geschlossen; die Unruhen schienen einigermaßen gestillt zu seyn: allein der Schade, der daraus entstanden war, wurde dadurch nicht verbessert, und nach des Kaisers Tod stiegen neue Wolken auf.

Lothar, der seinem Vater nachfolgte, mußte, um der Zertheilung seiner Länder willen, Zeit seines Lebens die Waffen wider seine Brüder führen. Auf diese Art wurde das Erbtheil seines Sohnes Kayserś Ludewigs des II. bis zum Neuntel der Besitzungen seines Grosvaters vermindert. Die folgenden Kaiser erhielten wohl einige abgerissene Stücke dann und wann zurück, allein der bloße Zufall, der sie hiemit vorübergehend beglückte, hatte nicht den Einfluß auf sie, daß er sie zugleich mit nöthiger Weisheit und Tapferkeit begabte. So erschöpfte sich das Karolingische Geschlecht, welches durch zween Pipins, durch Karl Martel, und am meisten durch seinen großen Karl so berühmt geworden war, in Karl dem Kahlen, Ludwig dem Stammler, Karl dem Dicken, bis auf König Karl dem Einfältigen, dessen Zuname selbst dieses beweiset. Welche unwürdige Nachfol-

ger eines unsterblichen Regenten! Karl der Dicke war zwar beym Antritte seiner Regierung glücklicher als die übrigen, allein binnen neun Jahren hatte er alle seine Länder verlohren, sah sich von allem verlassen und ins tiefste Elend herabgesunken. Ja jene Hand, welche das Ruder von vier Königreichen geführet hatte, mußte sich endlich zum Empfange geringer Allmosen bequemen. Ein unglücklicher Zeitpunkt könnte die vornehmste Ursache einer solchen Veränderung gewesen seyn; allein dergleichen Trübsale sind wahrlich bey der geringsten Veranlassung natürliche Folgen einer schwachen Regierung, die die ausgedehnteste Macht zuerst erschüttert.

Unterdessen wurde das Reich von allen Gegenden her angefallen: die Saracenen fielen in Italien, die Hunnen in Deutschland, die Normannen, ein ungeschlachtetes auf Ueberrumpelung abgerichtetes Raubgesindel, in diese Länder ein. Sie nahmen jeden Vorfall wahr, um aus der Zwietracht der Höfe ihren Vortheil zu ziehen, und dienten oft einem Bruder, um den andern zu unterdrücken. Friesland war gemeiniglich das erste Ziel ihrer Ausschweifungen, wo sie, wenn sie mit immer neuen Banden aus ihren Raubschiffen ans Land traten, von Heriold, Roruck und andern ihrer Nation, die mit solcher Undankbarkeit die Wohlthaten des Kaisers Ludewigs vergalten, wohl aufgenommen

und

und gehalten wurden. Die Absicht, aus welcher diese Barbarn sich vereinigt hatten, um nämlich von dieser Seite her ihre Macht weiter auszubreiten, und die frisische Küste zu einem sichern Schlupfwinkel zu machen, offenbarte sich bald aus ihren Unternehmungen. Sie liefen Deutschland ab, drangen durch Brabant, Flandern und Artois in Frankreich, und näherten sich sogar den Thoren von Paris. Der ganze Gegenstand, den sie gewöhnlich wahrnahmen, bestund darin, daß man ihnen bewafnet entgegen zog, um Verträge mit ihnen zu schließen. In einem derselben wurde die Tochter Lothars des II. ihrem Heerführer Godefried zur Gemahlinn, und Friesland zu ihrem Brautschatze gegeben. Die christliche Religion, zu welcher Godefried dem Vertrage gemäß sich bekennen mußte, schien über die Feigheit Karls des Dicken einen Deckmantel zu werfen, da er doch so viel von ihm erhalten hatte.

Rollo, ein anderer Normann, bekam nachher auf die nämliche Art die Tochter des fränkischen Königs Karls des Einfältigen, und mit ihr die ganze Normandie. Allein Godefried, nachdem er mal Herr von Friesland geworden war, zeigte bald, daß ihm diese wenig ergiebigen Gegenden keineswegs Gnüge leisteten. Ihm gelüstete nach einem gesegneteren Himmelsstrich, worunter wenigstens Wein wüchse; er

sehnte

sehnte deswegen heimlich nach Lothringen, hatte daher sich schon mit Hugo, einem Bastard Lothars des II. verstanden, auf den ersten Anschein von Unzufriedenheit, die der Kaiser über seine verwegene Forderung äussern möchte, diese Landschaft unterm Deckmantel einer gegründeten Rache anzufallen. Einen Grafen, den er zur Vorstellung seines Ersuches nach Hof geschickt hatte, beraubte er seiner Güter, woraus sich seine Treulosigkeit abnehmen läßt. Seine Despotie gieng so weit, daß er die Friesen, die sich nicht stets seinem sklavischen Joche unterwerfen konnten, insgesammt einen Strick um den Hals tragen ließ.

Karl der Dicke, wie gefühllos er auch war, empfand doch diese Undankbarkeit des Normans, wenn er sich seiner gleich nicht anders erwehren konnte, als vermittelst einer feigen Ermordung dieses verächtlichen Geschöpfes, die doch die heilsamsten Folgen hatte. Verschiedene Große schöpften nämlich nach Godefrieds Tod neuen Muth, griffen hier und da zu den Waffen, und verjagten seinen Bruder, nebst dieser übrigen Brut. Die Friesen hatten, wie es scheint, mehrmalen gleiche Unternehmungen gewagt, und sogar einige Zeit vorher seinem Vater Heriold ums Leben gebracht; es war ihnen aber unmöglich gewesen, den erfrischten Banden, die jedesmal auf neue zu ihnen stießen, Widerstand

zu

zu bieten. Itzt aber, wie ihnen einige auswärtige Hülfe geboten wurde, überstunden sie alle Hindernisse, und ihre eingebohrne Grafen gewannen so sehr dabey, daß der auswärtige Zwang, wogegen sich das Land so lange gesetzt hatte, in der Folge alle Gefahr verlohr.

Lotharingen, worunter diese Länder unmittelbar gehörten, war unter Lothar dem 1. Kayser Lotharß Sohn, zur königlichen Würde gestiegen, und nach seinem Tode zwar wohl dem Kayser anheim gefallen, doch als ein abgesonderter für sich bestehender Strich, welcher zwischen den französischen und deutschen Regenten ein steter Zanckapfel blieb, bis er unter Kaiser Otto zum Herzogthum zurück sank. Die Kunstgriffe, durch welche so viele Nebenbuhler um dieses Gebiet ihren Anhang zu verstärken suchten, gaben dem dortigen Adel Gewicht, und hieraus entstanden wegen der Widerstrebung der Partheyen innerliche Trubeln. Man begreift leicht, daß unsere Grafen, die sich noch kürzlich des Zwanges der Normannen entlediget hatten, und vom Reize der Freyheit bezaubert waren, diese Gelegenheit zu ihrer Erhöhung nicht versäumeten. Sie folgten hierinn dem Beyspiele vieler französischer und deutscher Herren, und man mag sagen, daß sie es übertrafen, weil diese, wenn sie gleich zum Theile weit mächtiger waren, dennoch in der Folge ihre erworbene Freyheit

nicht so ängstig unterhielten. Zuletzt gewann Karl der Einfältige Lotharingen zwar wohl wieder, allein damals war es schon zu spät, um Friesland, das so weit entfernt lag, wieder damit zu verbinden. Er wurde auch bald in seinem eigenen Reiche so sehr beunruhiget, daß er die Freundschaft der Herrn dieser Gegend zu nöthig fand, als daß er etwas feindseliges wider sie unternehmen konnte. Aus diesen Beweggründen ließ er den Zügel schießen, und trat an Graf Dieterich die Kirche zu Egmond mit vielen ansehnlichen Gütern ab, bestätigte ihn zugleich als Grafen von Holland: eine Ehre, die Dietrichen in Stand setzte, seine Grafschaft seinem Geschlechte erblich nachzulassen; weswegen auch die Geschichtschreiber mit ihm, als Dieterich dem I. die Reihe der holländischen Grafen anfangen. Kayser Otto III. beschenkte etwas später den Sohn dieses Grafen, Dieterich II. mit verschiedenen andern Kaiserlichen Gaben, wodurch seine Macht sehr anwuchs. Es läßt sich denken, daß diese Regenten, wenigstens Karl der Einfältige, sich leicht über den Verlust dieser Länder trösteten, welche damals wegen Mangel an tüchtigen Dämmen gewiß weit mehr, als in unsern Tagen, der Wuth der See und der Ströme ausgesetzt waren, weshalben die vorigen Regenten keine Schwierigkeit gemacht hatten, sie dem erstkommenden Norman zu verschenken.

Doch

Doch scheint dieser Trost auf der Dauer unbefriedigend geworden zu seyn. Die spätern Kayser, und selbst die lotharingischen Herzoge schützten einiges Recht auf diese Länder vor. Auch führten sich die meisten holländischen Grafen Wohlstandes halber als Lehnmänner des deutschen Reichs auf. Aber sie thäten solches als freye Lehnmänner, die dem Kaiser blos aus Ehrbiet huldigten, und ihm nicht weiter gehorsamten, als es ihr Interesse zuließ. Solches erhellet genug aus dem offenen Widerstreben gegen die kaiserlichen Befehle, welches man schon frühe in unserer Geschichte bemerkt. Kayser Konrad der II. zum Beyspiele übergab der Utrechtischen Kirche die Grafschaft Teisterband, welche auf der Gränze von Utrecht und Gelderland lag, zugleich einen schmalen Strich von Holland berührte. Die Grafen von Holland hatten einiges Recht darauf, weil Dieterichs des I Bruder sie besessen hatte; dieses Recht wusten sie wider die Bischöfe von Utrecht, der Ungnade des Kaysers ungeachtet, so durchzusetzen, daß die mannigfaltigen Fehden zwischen den Holländern und Utrechtern aus diesem Mißverständnisse ihren Ursprung genommen zu haben scheinen.

So sieht man die Unabhängigkeit von Holland und der holländischen Grafen auf dem hinreichenden Grunde aller für sich selbst beste-

henden Regierungsformen gebauet, nämlich auf dem Vermögen ohne auswärtige Hülfe existiren zu können. Sie schlossen ihre schwachen Schutzherren aus, und achteten, nachdem sie mal ihre eigene Sicherheit besorget hatten, es nicht mehr nöthig, sich aufs neue unwürdigen Oberhäuptern zu unterwerfen. Sie vergrößerten sich nach bestem Vermögen, und hielten sich sicher nicht bey der Untersuchung auf, ob das Augenmerk ihrer mildthätigen Oberregenten sich auch so weit erstreckt hatte.

Sie machten jenen Gebrauch von ihrer Macht, welchen das Interesse einem Jeden einflößet; welchem auch das Recht der Natur nicht zuwider war, da im Gegentheile die Herrsucht der Ausländer sich blos aufm Rechte der grössern Stärke gründete; ein sogenanntes Recht, welches durch die Feigheit der vorigen Besitzer zur Antiquität herabgesunken war.

Von diesem Zeitpunkte bis zur ersten Veränderung, welche die Reihe der Grafen aus dem holländischen Hause unterbrach, das ist vom Jahre 923. bis 1300. scheint sich der historische Faden einfacher herab zu ziehen. Unsere Grafen lassen sich mehr und mehr von der Vorstellung einer für sich selbst bestehenden Haushaltung einnehmen, welche, wenn sie gleich zuweilen unter sich sehr verwirret aussieht, sich doch

meistens

meistens ausserhalb der Trubeln allgemeiner Verstörungen aufrecht erhält. Wir sehen Holland mal unter der Minderjährigkeit seines Grafen Dieterichs des V. eine Beute des Herzoges von Lotharingen geworden; aber er genießt die Früchte seiner Eroberung nur so lange, daß er die Stadt Delft erreichen kann. Sein Tod wird mit Recht beklaget, weil es unerlaubt ist, auch die gräßlichsten Länderbezwinger mit solcher niederträchtigen Todesart zu belegen. In dieser Epoche nehmen wir auch wohl dann und wann Antheil an den Kriegen zwischen England und Frankreich; doch immer nur mittelbar. Mit den Kreuzzügen stehen unsere Angelegenheiten in engerem Verbande, maßen selbige den Anwachs der bürgerlichen Freyheit befördern. Allein Flandern ist doch vorzüglich das Land, welches uns auswärts beschäftiget, und zuweilen genug zu schaffen macht: zumalen da die inländischen Trubeln gleichsam nur unter der Asche glimmen, und nur eines Zufalles von aussen her bedürfen, um in die hellesten Flammen aufzulodern: Holland zeiget sich von einer Seite her wider Westfriesland, von der andern wider Uetrecht in Harnisch, Uetrecht und Westfriesland werden bald einzeln, bald mit einander durch Holland in die Enge getrieben, reget sich aber Flandern, durch eine Systems-Veränderung, wider den gemeinschaftlichen Feind unterstützet. Die Friesen in Ostergo

und Westergo, bis nach Gröningen und Drente hin, werden wie ein Ball hin und her geworfen, brüten indessen die Freyheitsvollesten Plane aus. Kurz, wir erblicken einen immerwährenden Kampf, worinn es nicht um die Größe der Länder und Kriegstruppen, sondern um die Absicht der streitenden Partheyen zu thun ist. Der Nebenbuhler ruhet nur auf wenige Augenblicke, während welcher wir mit Behagen auf seine Unternehmungen merken, das Uebergewicht kennen zu lernen, welches seine Waage herunter ziehen könnte.

Holland und Uetrecht zeigen sich anfänglich fast mit gleicher Stärke. Die Grafen von Holland vergrössern ihre Macht durch sächsische und andere ansehnliche Eheverbindungen: die gemyterten Väter ersetzen den Mangel dieses Hülfsmittels durch feinere Ausfindungen, und spannen mit jedem Ersten willig zusammen, der über die Holländer mißvergnügt ist. Die Regierung von Holland scheint sich durch die regelmäßige Succeßion der Grafen gleichförmiger zu bleiben, wenn sie gleich durch Minderjährigkeiten zu Zeiten geschwächet wird: da die bischöfliche Regierung ihrer Natur nach nicht erblich seyn kann, vermehret sie jedesmal die Plane und neben her auch die Verwirrung. Beyde Theile trachten nach der Herrschaft über die angränzenden Länderstriche; sie entreißen einan-

der

her die wechselseitigen Eroberungen; die Siege beyder Partheyen stehen mit ihren Niederlagen in Verhältniß. Die Westfriesen, so oft sie auch überwunden werden, können doch ihres unzugänglichen Bodens wegen nicht bezwungen werden. Ihre standhafte Gegenwehr kostet verschiedenen holländischen Grafen das Leben; und es währet lange, ehe die glücklichsten Feldzüge einigen bleibenden Vortheil gewähren. Holland wird endlich anderer Ursachen wegen, die zuvor gar nicht oder kaum bemerkt wurden, zu mächtig: doch wenn wir diesen Zeiten genähert sind, so verändert der Schauplatz seine ganze bisherige Gestalt.

Aber woher kömmt es, daß unsere brave Vorältern, die stets die Sklaverey verabscheueten, solchen unbilligen Gebrauch vom ersten Genuße ihrer Freyheit machten? Wir sehen sie kaum nach der traurigen Erfahrung, die sie vom Drucke der Despotie gemacht haben, ihre unwürdigen Ketten zerbrechen, oder sie schmieden, mit Verläugnung ihrer eigenen Gefühle, Werkzeuge der Sklaverey wider ihre Freunde und Bundesgenossen. Verträgt es sich mit einander, die Freyheit als seine Schutzgöttinn anzubeten, und zugleich sich zum Tyrannen über andere aufzuwerfen? Eine so unbegreifliche Erscheinung ist die Menschheit, welche dem Saamen von Kadmus gleich, aus Schlangen-

zähnen entsprossen, in ihr eigenes Eingeweide wüthet und sich selbst mit verschlingt. Unsere Kurzsichtigkeit verstattet nicht, die Ursachen zu ergründen, warum alle gesellschaftliche Anordnungen insgesammt, wozu wir doch sicher bestimmt sind, wegen Ungleichheit an Stand und Macht, wegen Herrschsucht und Geiz, so vieles unvermeidliches Elend nach sich ziehen müssen. Lasset uns lieber, damit keine philosophische Betrachtungen uns zu sehr betrüben, die unmittelbarsten Beweise hievon in unserm Vaterlande aufsuchen.

Die kläglichsten Unheilen desselben scheinen mir aus der schwankenden Anordnung der Staatssachen herzurühren. Die Freyheit war zu frühe errungen worden, als daß ein gehöriger Gebrauch davon hätte gemacht werden können. Sie war in Wahrheit erst nur eine Abschüttelung des Joches, eine Freyheit der Waffen, die höchstens nur den Grund ausmachte, worauf ein freyer Bürgerstaat gebauet werden konnte. Der Grund bedurfte noch einer langwierigen Befestigung, wie man den Bau selbst bereits anfieng; kein Wunder, wenn diese schwere Maschine keinen festen Stand hatte. Die Vertheidiger der Freyheit eines Volkes wider einzelne Despoten besitzen nicht immer die Großmuth eines Brutus, und alle Brutusse werden auch nicht durch einen Publicola unterstützt oder nach-

nachgefolgt. Von diesem Gesichtspunkte aus könnten sich einige unserer ersten Grafen derselbigen Herrschsucht verdächtig gemacht haben, welche sie an ihren Oberherrn betadelt hatten. Hieraus entstanden so viele Gährungen und Schwierigkeiten bey Anordnung der Regierungsform, und vielleicht auch so viele auswärtige Kriegesunternehmungen, um den Muth des Volkes gegen andere Gegenstände zur Beförderung der Staatssucht der Großen austoben zu lassen. Nach Polybs Urtheil ist auch die beste Regierungsform ihrer Art immer doch noch wankelbar. Die Volksregierung, welche durchgängig aus der Herrschaft eines Einzelnen tumultuarisch entsproß, geht gewöhnlich zur Adelsregierung über; letztere wird bald eingeschränkte Monarchie, und bald überschreitet eigenmächtige Despotie alle Gränzen, bis sie sich selbst verwüstet. Die in diesem Kreise herumgetriebene Freyheit zeigt sich, dem Monde gleich, unter vielen verschiedenen Gestalten, wie solcher unterm steten wechsel des Wachsthumes und der Abnahme einmal in seiner vollen Pracht erscheint, um nachher in desto tiefere Verfinsterung herabzusinken. Dieses ist meines Ermessens der natürliche Lauf der Dinge; doch kann der Zufall oder eine glückliche Verfassung das Verderben erspäten, wie die Kräfte eines starken Körpers gegen die Würkung schädlicher Nahrung ausdauren. Eine nähere Betrachtung mag uns

erklären, wie sehr dieses auf unsern gegenwärtigen Gegenstand passe; wenn wir indessen erwägen, wie beschwerlich die Freyheit, selbst unterm Schutze guter Gesetze, erhalten wird, so wird es kein Wunder erregen, daß die Verfassung und Aufrechthaltung solcher Gesetze unsern Vorfahren ein Werk mehrerer Jahrhunderte seyn mußte. Große Sachen haben gewöhnlich diese späte Reife.

Daß hier die absoluteste Gewalt nicht so wohl als anderswo eintreten konnte, wiewohl sie denklich schon bey der ersten Einsetzung der Grafen beauget wurde, solches muß von einer Ursache hergerühret haben, die doppelt unsere Nachforschung erfordert; denn möglich hat solche auch in einem andern Betrachte nicht wenig zu unserm Glücke beygetragen.

Gewöhnlich behauptet man: der Karakter eines Volkes werde meistens durch das Clima und die Nahrung bestimmt. Dem zu Folge würden die nordischen Völker der Strenge ihres Himmelsstriches wegen, wozu grobe Nahrungsmittel kommen, zu stolz und zu streitbar werden, um sich unter das Joch einer willkührlichen Herrschaft zu beugen. Der Süden hingegen, welcher seine Bewohner mit einer steten Wärme erweichet, und ihnen nur leichte Nahrung gibt, würde sie kraft- und wehrlos machen, wenn ih-

re

re Phantasie, so wie ihre Nerven ihres ganzen zartern Baues wegen reitzbarer sind, durch die betrügerischen Anlockungen der Wollust und Ergötzung des Hofes leicht zu bezaubern, und so unvermerkt in die niedrigste Dienstbarkeit zu ziehen seyn würde, wenn diese nur mit vergoldeten Ketten prangte. Asia und Europa, als zwo äussersten Erdgegenden, scheinen dieses in Vergleichung zu bewähren. Möglich verursachen diese Umstände zum Theile auch jenen Unterschied, der sich zwischen unsern europäischen Völkern zeiget. Allein sollte dieses hinlänglich seyn, sich alle Revolutionen aller Staaten des Erdbodens erklären zu können?

Behauptet man: hierinn liege der Grund, warum wir Niederländer mehr als die Franzosen, Spanier und Italiäner, auf die Vertheidigung unserer Freyheit bedacht seyn, so läßt sich einwenden: die Italiäner seyn vor diesem die tapfersten Verfechter ihrer Freyheit gewesen, und die vollkommenste Demokratie habe bey keinem Volke mehr statt gehabt, als bey den Athenienfern, eine Nation, welcher die Franzosen so gern ähnlich seyn wollen. Im Gegentheile ist in den kalten Erdstrichen von Rußland, Schweden, Dännemark und Norwegen die Regierung stets viel willkührlicher gewesen, als bey uns. Ich zweifle daher, ob der grosse Montesquieu, der die erwähnte Meinung weitläuftig vorträgt,

diese

diese politische Hypothese wohl durchgängig mit seiner gewöhnlichen Bündigkeit sollte bewähren können.

Die Ungleichheit des Bodens, wodurch unsere Niederlande sich besonders unterscheiden, hat meines Urtheiles die Regierung eines Einzigen mehr verhindert. Wenn gleich der Adel hieraus grössern Nutzen schöpfte, als das Volk, welches unter so vielen edlen Herrn, die durch ihre Absonderung ihrer Herrlichkeiten, und ihre Errichtung fester Schlösser, den grossen Haufen durch diese Zersplitterung schwächten, immerhin in Freyen und Knechten abgetheilet blieb. Nirgend traf man in einem so kleinen Raume so viele feste Bürge an, als in diesen Ländern; jeder Edele war in seinem Gebiete fast unabhängig. Diese Dynasten zogen zur beschriebenen Heerfarth mit den zu ihrem Hofe gehörigen Leuten in den Streit, um nur keinen andern Befehlen, als welche sie bewilliget hatten, zu gehorchen. Was vermocht der Graf, der keine andere ausführende Macht hatte, ohne ihrem Rathe und Gutheißen? Wenn ein Feldzug geendiget war, sah er oft neue Schwierigkeiten, wie er den Dienst seiner treuen Gehülfen vergelten sollte. Der ganze Vortheil, den er sich von einer Fehde versprechen konnte, mußte dann in der Unterwerfung seiner Nachbarn bestehen, welche durch die Verminderung ihres Ansehens

und

und Vermögens in den überwundenen Distrikten den Abstand zwischen ihm und den Edeln auffallender machen sollten. Allein so sehr dieser Entwurf der Einbildung eines Herrschsüchtigen schmeicheln konnte, so hatte er doch seine Schwierigkeiten. Die umliegenden Distrikte waren sowohl als die seinigen wegen ihrer Seen und Moraſten in kleinen zerstreuten Inseln zertheilet, und nur in trockenen Sommern, oder im Winter durchs Eis zugänglich. Auch der Gebrauch der kleinern Schiffe war noch sehr vielen Mängeln unterworfen, und schafte an vielen Untiefen fast gar keinen Nutzen. Und so konnte man sehr selten auch beym besten Willen zu Felde ziehen. Man mußte die Gelegenheit abwarten; und der Feind war durchgängig bey Zeiten wider den Anfall bewaffnet, den er hatte voraus sehen können. Selbst, wenn er geschlagen wurde, war kein Sieg so vollkommen, daß er eine merkliche Erweiterung des Gebietes bewürken konnte; denn die mindeste Veränderung des Wetters gab ihm die vorige Unabhängigkeit wieder. So war dann Raub und Plünderung der wesentlichste Vortheil, den die glücklichsten Feldzüge gewähreten. Jämmerlicher Vortheil, der gewöhnlich den Sieger verdirbt!

Es mochte also, wie man sieht, der Menge wenig nützen, daß das Ansehen des Grafen, beym Abgange an hinlänglichem Vermögen, auf

diese Art eingeschränket wurde, so lange sie durch keine ansehnliche Städte ihren Einfluß in die Regierung zu verstärken wußte. Sie mußte sich zu dieser Höhe aus dem Staube erheben; und daher rühret es, daß man vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts keine merkwürdige Beweise ihres Gewichtes wahrnimmt. Dieser langsame Anwachs läßt sich sicher nicht aus gewaltsamen Ursachen herleiten. Haben die oft wiederholten Kriegszüge hiezu nicht viel beygetragen, weil das Land dadurch von der Sklaverey befreyet wurde? Ein Sklav, der Muths genug hatte, an diesen berühmten Ausschweifungen Antheil zu nehmen, erhielt zugleich seine Freyheit. Es läßt sich denken, daß sehr wenige diese Gelegenheit versäumten: und nach dem Abzuge so vieler Sklaven mußten viele freye Leute nothwendig zu allerhand Verrichtungen und Diensten gebraucht werden, wozu vorhin sich nur die Niedrigsten verstanden. Diese Dienste, die itzt keine Pflicht mehr waren, erheischten einen billigen Lohn, und wenn Zwiespalt darüber eintrat, die Entscheidung guter Gesetze. Auf diese Art erhielt der ämsigste Theil des Volkes bessere Gelegenheit, sich gegen die Dürftigkeit zu schützen, und allgemach entweder durch den Ackerbau, oder durch Handwerke, die jede Haushaltung erforderte, zum eigenthümlichen Besitze unbeweglicher Güter zu gelangen. Trug dieses nicht sehr viel zur Beförderung der bürgerlichen Frey-

heit

heit bey? Dieses läßt sich nicht mißkennen: aber eine gleiche Ursache trat auch in andern Ländern ein, ohne dieselbige Würkung hervor zu bringen. In Frankreich zum Beyspiele haben die Feldzüge keineswegs die Freyheit des Volkes, sondern im Gegentheile die königliche Macht, wegen der Abwesenheit der königlichen Vasallen, verstärkt. Die angeführte Ursache hat dann wohl blos in unserm Lande die gedachte Würkung hervorgebracht, weil sie von glücklichern Umständen begleitet wurde; es ist vielmehr ein Beweis ihrer Schwäche, daß sie vielmehr für sich selbst einen zweydeutigen Ausgang hatte. Es ist daher nothwendig, einer andern reichhaltigen, dauerhaften, alles vermögenden Ursache nachzuforschen, die blos in diesem Lande eintrat, und allein fähig war, alle Umstände zu ihren Hülfsmitteln zu gebrauchen. Sie offenbaret sich allen aufmerksamen Augen schon, wenn ich nicht irre. Sie heißt Kaufhandel.

Dieses wohlthätige Gestirn des Heiles, der Wohlfahrt, des Glücks und der Zufriedenheit schüttet alle Gaben der fruchtvollen Natur aus der entferntesten Gegend über den Erdboden aus, und vervielfachet sie durch ihre Aufmunterung unabhängiger und nützlicher Betriebsamkeit. Handwerke, Künste und Wissenschaften erhalten ihren Flor vom Commerz, ohne welchen

der

der Ackerbau, die nützlichste aller Künsten, zurück geht und die Schiffahrt stockt. Kein Land kann unglücklich seyn, worinn Handel blüht, der alle Unsittlichkeit verbannt, und der Menschheit selbst Liebe zur Gerechtigkeit einflößet, weil sein erster Ursprung durch reine Gefühle von Ehre und Treue Daseyn erhält. Hier ist die Rede nicht von einer verächtlichen Gewinnsucht, sondern vom löblichen, ehrlichen und edeln Handel, der nie das Interesse des Staates aus dem Auge verliert. Die Sitten, die unterm betäubenden Geräusche der Waffen stets verschlimmern, werden bey einem Volke, das auf diese Weise Commerz treibt, mehr wie die Gesetze das Band der Einigkeit verstärken. Trotz verdient Haß; allein genügsamer Ueberfluß erzeugt ein edles Selbstgefühl, welches Abscheuvoll gegen alle Bestechungen aufs schönste mit dem Bewußtseyn wahrer Verdienste vereinigt ist. Gesegnetes Land! worinn Jeder sein selbsterworbenes von keinem Hofe erflehtes Eigenthum ungestört genießt, worinn keine chimärische Ungleichheit der Stände die Geselligkeit verhindert, weil ein Jeder in seiner Art unabhängig ist: eine Belohnung, die die sauerste Arbeit versüßet. Solche eine reichhaltige Quelle natürlichen und bürgerlichen Heiles ist der Commerz, vermögende Seele eines blühenden Staates, allbelebender Geist privilegirter Gesellschaften, Leitstern der Freyheit, ohne welchem auch die Vernunft ein todtes Ge-

schenk

schenk seyn würde. Wenn doch jeder Sterbliche, der von der Vorsehung zum Haupte eines Volkes bestimmt wurde, dieses so ganz mit allen seinen unzählbaren Gefolgen faßte und bewerkstellte, wie glücklich wäre dieses Volk!

Verstattet uns die Unvollkommenheit irdischer Sachen die Hoffnung nicht, daß dieses Glück stets seine volle Unvermischung behalten werde, so ist es wenigstens sicher, daß wir Niederländer dasselbe unter uns stets haben zunehmen sehen, nach Maasgabe, wie wir unsern Handel zu erweitern suchten. Die Freyheit Niederlandes scheint, wie ihren Ursprung, so auch ihr Bestehen und ihre Zuverläßigkeit, dem beliebten Bunde zu verdanken, den sie stets mit dem Commerz unterhalten hat. Es wird daher, ehe wir weiter gehen, zur Sache gehören, bey dem Ursprunge desselben einen Augenblick zu verweilen, weil derselbe wahrlich eine wesentliche Grundsäule des Staates ausmacht. Hiezu wird aber erfordert, daß wir zuweilen die Grenzen unsers dermaligen Freystaates überschreiten. Wir können zu Beyspiele das benachbarte Flandern, dessen Angelegenheiten so viele Aehnlichkeit und Gemeinschaft mit den holländischen Sachen haben, nicht unberühret lassen. Und dieses dienet um desto mehr zu unserm Endzwecke, weil auch in der fernern Betrachtung der Schicksale Niederlands die Entwickelung derselben oft auf

jenem Boden, wie auch in Brabant, gesuchet werden muß.

Zwey weit berühmte Flüsse, der Rhein und die Maas, hatten bereits zur Zeit der Römer einige Waaren aus andern Gegenden nach die Niederlande gezogen; aber Flandern und Holland bedienten sich derselben erst recht unter ihren Grafen, um ihre Produkte und gewirkte Zeuge nach allen Gegenden hin abzusetzen, indessen sie zu gleicher Zeit über See mit England und mit den nordischen Völkern an den Belt, oder Ostsee, grossen Handel trieben. Sie beneideten einander, wie sich denken läßt, ihre wechselseitigen Vortheile nicht wenig. Die flämischen Kaufleute wusten sich durchgängig im Besitze des englischen Handels zu erhalten; aber die Holländer hielten ihre Versendungen durch die Flüsse vermittelst schwerer Zölle zu Dordrecht und zu Geervliet auf, welches eine Veranlassung zu vielem Mißvergnügen gab. Die holländische Seefahrt war dagegen nach Norden hin glücklicher; wenn dabey der Häringfang unter der englischen Küste gut von statten gieng. Beyde gedachte Länder hatten sich in Rücksicht auf Großbrittanien Vorzüge zu erfreuen, die heutiges Tages wegen der Veränderung der Zeiten viele Verschmälerungen gelitten haben. Diese ausgestreckte Insel hatte, ihrer immerwährenden Kriege mit Frankreich wegen, ihre Zwischenkunft

nöthig,

nöthig, um mit dem festen Lande einige Gemeinschaft zu unterhalten, weil die damalige unvollkommene Schiffahrt die Landung auf abgelegene Küsten beschwerlich machte. Darum mußte diese stolze Insel viel mehr Gewicht auf ihre Freundschaft setzen, als sie dermalen nöthig findet würde, und war wenigstens nicht fähig, sich durch einigen ausgebreiteten Handel zu ihrem Nachtheile so mächtig und geachtet zu machen, als sie nachher geworden ist. Ohne diese Betrachtung würden Vorrechte Verwunderung erregen, welche so ein mächtiges Reich zwoen so geringen Ländern zu verstatten in Gewohnheit hatte; denn Nachgiebigkeit gegen Fremde ist bekanntermaßen die Schwäche der Engländer nicht.

Flandern war die Schule der Handwerke, Webereyen, Färbereyen, und andern dazu gehörigen Künsten, so daß selbst die Engländer ihre Wolle dahin sendeten, um sie färben zu lassen. Holland versäumte diese Handarbeiten zwar nicht, legte sich aber dem Anscheine nach mehr auf die Seefahrt. Die holländischen Seestädte, und solche, die um der Sicherheit willen mehr binnen Landes an den Flüssen lagen, zeigten fast täglich eine Vermehrung der Anzahl und der Reichthümer ihrer Einwohner. Diese Gegenden haben zwar schon in frühern Zeiten blühende Kaufstädte gehabt; sie waren

aber entweder von den Normannen in die Asche gelegt worden, oder durch schwere Ueberschwemmungen zu Grunde gegangen. Itzt war Dordrecht die vornehmste Handelsstadt, welche wegen ihres berühmten Stapelrechts andern Städten nicht selten im Lichte stand. Rotterdam wurde lange Zeit wegen der Unsicherheit der Seeländischen Besitzungen zu sehr verhindert, eine sichere Zuflucht für Negotianten abgeben zu können; doch Zierickzee, welches zum holländischen Seeland gehörte, blühete nichts desto weniger schon frühe. Amsterdam stund noch unter einem besondern Herrn, und wurde noch durch viele andere Ursachen klein gehalten; wie aber endlich Westfriesland, oder Nordholland, unter Holland gekommen war, und die See, die in dieser Gegend einen grossen Strich Landes verschluckt hatte, den Weg durchs Y eröffnet hatte, nahm diese Handlungsstadt aus dem geringsten Ursprunge unaufhörlich zu. Antwerpen an der Schelde wurde von der andern Seite durch den flämischen und brabäntschen Handel bereichert, und vielleicht diente solches dazu, um Amsterdam über Dordrecht und andere Städte zu erheben, weil es wohl nicht recht möglich war, daß zwo so mächtige Handlungsstädte so nahe bey einander liegen konnten. Indessen bemerkt man leicht, wie sehr der Flor der gedachten Handlungsstädte sich über das ganze Land verbreiten mußte, weil die Bürger anderer Städte,

welche

welche nicht unmittelbar sich mit dem Handel abgeben konnten, dadurch dennoch in ihrem Gewerbe aufs höchste bevortheilet wurden.

Die erste Frucht dieses allgemeinen Flores des Bürgerstandes in Rücksicht auf den Staat, war die Verbesserung der Gerichtshöfe, da das Recht zuvor wohl oft sich nach dem Eigendünkel der gräflichen Diener, der Oberrichter (Baljuws) und Schöpfen hatte bequemen müssen, jetzt aber durch Gesetze, Willeführen und Haudfesten bestimmt wurde. Die ältesten Beweise hievon findet man ungefähr zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, unter Graf Wilhelm dem I., wenn gleich schon vorher andere gewesen seyn mögen, die sich nicht erhalten haben. Dieser Graf begünstigte auch, denklich aus besondern Absichten, die Stadt Dordrecht sehr, und befreyete sie sogar von Bitten (Beden) und Heerzügen. Er fand sich dem Anscheine nach anfänglich in der Nothwendigkeit, einen gelindern Ton anzunehmen, als seine Vorfahren gewohnt gewesen waren, weil er sich mit einem zweifelhaften Rechte zum Nachtheile seiner Base, der unglücklichen Ada, in die Grafschaft eingedrungen hatte. Diese hatte sich nämlich, wenn gleich ihre durch ihre Mutter, ohne Vorwissen der Landes Edeln, mit dem Grafen von Loon geschlossene Ehe, für eine Verkürzung der holländischen Rechte gehalten wurde, einen gefürchteten Anhang wider ih-

ren Oheim zu verschaffen gewußt. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Erhaltung solcher Gesetze und Willekühren ein grosser Schritt war, zur Ansetzung von Bürgermeistern und Räthen und von Unterregierungen (Vroedschappen), derer Ursprung dem zufolge nicht weit von diesem Zeitpunkte scheint angegeben werden zu müssen: oder wenn ihr Daseyn nach der Meinung der Staaten in ihrem Aufsatze vom Jahre 1587. so alt ist, als jenes der Städte, so scheint wenigstens die Sache selbst zu bewähren, daß ihr Ansehen damals erst einiges Gewicht erhielt. Es war was Großes, daß diese neue Kollegien nicht allein bemächtiget wurden, um innerhalb ihrer Städte die Ruhe und Wohlfahrt zu erhalten, sondern auch auf den allgemeinen Landtägen durch ihre Abgefertigten über die Angelegenheiten des Staates zu handeln; und daß die Besetzung erledigter Stellen, ja in einigen Städten die jährliche Erneuerung der regierenden Magistraten, ihrer eigenen Wahl überlassen wurde, wenn hingegen in andern bloß eine doppelte Anzahl der hohen Obrigkeit zur Auswahl vorgestellet wurde.

Ein anderer Gesichtspunkt wurde durch den Reichthum der Städte unmittelbar verändert, der Adel sah die Städte bald als seine Nebenbuhler an. Es war nämlich ein uralter Gebrauch, daß dem Grafen bey ordentlichen und

auffer-

ausserordentlichen Vorfällen, wenn die gewöhnlichen gräflichen Einkünfte nicht hinreichten, auf sein Bitten (Bede) eine Unterstützung an Geldmitteln verstattet wurde, deren Ertrag nach Maaßgabe der Nothwendigkeit und des Vermögens der Eingesessenen bestimmt werden mußte. In frühern Zeiten war dieses keine kleine Last gewesen; itzt wurde es des Anwachses der Reichthümer wegen in gewissem Verstande ein Vorrecht, weil es alle Vorwendungen zur Einführung neuer Beschwerden wegräumte, die sonst wegen der häufigen Fehden unvermeidlich gewesen seyn würden. Waren aber itzt die Städte fähig, dem Grafen diese Bitten, zuweilen über seine Erwartung, zu bewilligen, so drangen sie immer tiefer in seine Gunst, wenn der Adel hingegen, so neidisch er auch darauf wurde, dem Grafen wegen seines Trotzes oft mißhagte, und sichtbar so sehr verlor, als das Ansehen des Bürgerstandes gewann. Auf diese Art wurden die Städte unentbehrliche Glieder des Staatskörpers, und unterzeichneten wohl bald, nebst dem Grafen und dem Adel, die Verträge, welche mit auswärtigen Staaten geschlossen wurden. Es scheint, daß die Flandrischen Städte dieses Vorrecht etwas früher, als die holländischen erwarben; dieses muß keine Verwunderung erregen, weil Flandern um diese Zeit noch Holland an Reichthum und Macht merklich übertraf.

Die Minderjährigkeit des Grafen Florenz des V. fiel, wie es scheint, in die rechte Zeit, um den Fortgang der Sachen auf diesen Fuß zu beschleunigen, so daß unter seiner Regierung das erwünschte Gleichgewicht beynahe erreichet war. Den Ehevertrag seiner Tochter mit dem Sohne des Königes von England unterzeichneten die Städte sowohl, als die Edeln des Landes; und weil dieser Vertrag einige Punkte enthielt, die den Engländern mit Verlauf der Zeit zu viel Recht über die holländischen Angelegenheiten einräumen könnten, so litt er die ausdrückliche Einschränkung, daß dieses alles, wenn es nachher wider die Rechte des Staates streiten würde, für nichtig uud kraftlos gehalten werden sollte. Ein Zug, der auffallend das Kennzeichen der Freyheit an sich hat.

Von dieser Zeit an wurde die Regierung eine Kunst, die die Fähigkeiten eines mittelmäßigen Verstandes beynahe nicht fassen konnten. Graf Florenz hatte zwar ritterliche Tugenden; er würde ruhmvolle Fehden haben unternehmen, auch einer prächtigen Hofhaltung Glanz verleihen können: allein zum Unglücke war dieses die Triebfeder der grossen Maschine nicht mehr. Es kam auf Staatsklugheit an, und diese war seine Sache nicht genug. Zwo Kräfte, die so streitig wider einander Wachsthum erhalten hatten, den Adel und das Volk in Eintracht

zu

zu erhalten, ihr Leitstern und steter Schiedsmann auf eine Art zu seyn, die ihn beyder versicherte, dieses war nicht das Werk seines wankelmüthigen, leichtgläubigen und unvorsichtigen Gemüthes. Der Mittelweg, den ein grosser Mann in solchen Vorfällen zu wählen weiß, ist ein schmaler gefährlicher Pfad, worauf der mindeste Fehltritt unverbesserliche Folgen hat. Das Mißvergnügen der Edeln, die wahrscheinlich der Unbehutsamkeit des Grafen wegen zu bald begriffen, warum er sich nicht stets ihrer Sachen annahm, wuchs deswegen täglich mehr zu einem unversöhnlichen Hasse an, und kostete ihm endlich das Leben. Sein Schicksal ist zu sehr bekannt, als daß es hier einer Erwähnung bedürfte. Was von der Schändung der Mechtilde von Velzen erzählet wird, das mag wahr oder falsch seyn; genug, daß die Sachen ohne diesem heimlichen Ursprunge der Abneigung nie zu solch einem Aeussersten gestiegen seyn würden.

Die Zuneigung des Volkes, die zu spät zu seiner Errettung ermuntert war, diente nur zur Beschleunigung seines traurigen Endes. Doch wie der Ausgang auch beschaffen war, dieser Zeitpunkt konnte nicht anders, als den Einfluß des Volkes über die bisherigen Schranken erweitern. Hätte es das Glück gehabt, seinen Grafen zu befreyen, seine Verpflichtung für diese Wohlthat würde keine Gränzen gehabt haben:

itzt theilte sein Tod den Adel in zweyen Partheyen, wovon eine dieser schwarzen That schuldig war, die andere dieselbige verabscheuete; und diese Zertheilung schwächte ihn gegen das Volk, welches diesesmal sich mit einer allgemeinen Uebereinstimmung desto enger verband. Eine Aufmerksamkeit auf die Vorfälle unterm Grafen Johann dem I., des Florenz Sohn und Nachfolger, gewähret die volleste Ueberzeugung davon. Und gewiß, wenn sein unzeitiger Tod die Reihe der Grafen aus dem holländischen Hause nicht unterbrochen hätte, so wäre es itzt schon Zeit gewesen, das Staatsruder auf beständig nach einer bestimmten Regierungsform zu leiten. Dieses würde damals mit grösserm Nachdrucke haben unternommen werden können, als nachher zur Zeit der Maria von Burgund, wo man den Fürsten zwar enge Schranken setzte, aber aus der Regierung auswärtiger Herren bereits gelernt hatte, kein zu ärgerliches Befremden aus der Kränkung fürstlicher Versprechungen zu schöpfen.

Johann I., der in England erzogen war, hatte den Tod seines Vaters im zartesten Alter belebt. Er vermählte sich mit der Tochter des englischen Königes, und kam herüber, weniger um zu regieren, als regiert zu werden durch Wolfart von Borselen, einen arglistigen und Ränkevollen Mann. Vergeblich wurde Avennes

von

von Hennegau zur Vormundschaft des Grafen, die dessen Jugend noch erforderte, von den Edeln berufen. Wolfart (Wolfram) wußte sich ihm so ins Licht zu stellen, daß er aus Mißtrauen auf seine Sicherheit in Holland, bald wieder nach seiner Grafschaft ziehen mußte. Nach dieser Veränderung erhielt das Ansehn dieses Günstlings einen so geschwinden Zuwachs, daß es ihn verblendete. Er hatte sich überall nothwendig gemacht; itzt sollte alles auf sein Winken fliegen. Es glückte ihm, verschiedene Große aus ihren Besitzungen zu werfen, und sich solche zuzueignen. Er belästigte den Grafen, ihm Woerden, Yffelstein und noch einige andere Orte zu schenken, wodurch sein Ansehn unglaublich verstärkt wurde. Aber so bald er weiter gieng, und die wohlerworbenen Rechte der Städte kränken wollte, stieß er sein Haupt. Seine Uneinigkeit mit der Stadt Dordrecht, welche er widerrechtlich zwingen wolite, einige ihrer Bürger vor ein auswärtiges Gericht zu stellen, verursachte eine solche Gährung, daß er es fürs Beste hielt, sich heimlich auf die Flucht zu begeben, und mit dem jungen Grafen nach Seeland übersetzte. Er wurde entdeckt, und vom mißvergnügten Volke zurückgeholet, welches ihn unter vielen Mißhandlungen nach Delft schleppte. Hier wurde er für erst in Verhaft genommen; aber die Wuth des grössern Haufens war zu einer solchen Höhe gestiegen, daß sie nur durch

seinen

seinen Tod gestillet werden konnte. Er fiel, ohne vorhergehender gerichtlicher Untersuchung, als ein Landesverräther. Das Wüste dieses Vorfalles mißfällt jedem; beweißt aber zugleich, wie viel Gewicht die Willeführen und Handfesten der Städte damals schon hatten, um so viel mehr, weil ihn dieses Unglück in einer andern Stadt betraf, als welche er vorzüglich beleidiget hatte.

Hätte Graf Johann mehr Verstand besessen, er würde sich in diesen Umständen als großjährig haben gelten lassen; da dieses so nicht war, so ists zu verwundern, daß seine Vormundschaft kein Eingebohrner übernahm. Brederode zum Beyspiele, der seine Erziehung in England übernommen gehabt hatte, hatte sich schon bey seiner Ankunft mit solcher Hoffnung geschmeichelt, und mit dieser Wahl hätte auch Avennes entbehret werden können. Aber Brederode war vielleicht zu Englisch gesinnt, da das Volk, wahrscheinlich aus Liebe zu Florenzens Angedenken, zur französischen Parthey überschlug, maßen Flolenz einstens mit Frankreich wider England und Flandern, den Gefühlen der vornehmsten Edeln zuwider, einen Bund geschlossen hatte. Avennes war listig genug, diese Gährung zu erhalten, um desto mehr, weil er fürchtete, daß sonst die Vormundschaft dem Grafen von Flandern, dem Großvater unseres jungen

Grafen,

Grafen, übertragen werden möchte. Wie seine Auswahl allen Zweifeln überhoben war, bewies er, daß er sehr wohl begriffe, welche Glieder des Staatskörpers vorzüglich wesentlich wären, und folglich seine größte Verpflichtung erforderten. Die Städte hatten sich seiner angenommen, und darum ließ er sich feyerlicher, als bisher die Gewohnheit mit sich gebracht hatte, in allen vornehmen Städten huldigen, durch welche Ehrenbezeugungen er ihre Wichtigkeit am Tage legte, und sich zugleich ihrer Freundschaft zu versichern suchte. Avennes besaß ohne Zweifel die zu diesem wichtigen Amte erforderlichen Fähigkeiten; nur flößte der plötzliche Todesfall des jungen Grafen vielen einen Argwohn wider seine Ehrlichkeit ein. Wie es hienit seyn möge, der Vormund folgte auf seinen Mündel, als seinen nächsten Verwandten von der mütterlichen Seite, welches für erst ganz Holland in Lärm setzte, und der Beschwernissen ausländischer Regierungen wegen noch mehrere Folgen hatte, welche man damals hätte müssen voraus sehen können. Doch wir bemerken aus dieser ganzen Reihe von Vorfällen, daß die Gefühle des Volkes über jene des Adels die Ueberhand behielten. Eine der vornehmsten Ursachen, welche die Erhebung des Avennes begünstigten, war die Hoffnung, daß er den Tod des Grafen Florenz wider alle Mitschuldige rächen sollte, welches er versprach, aber nie zu erfüllen dachte.

Auf

Auf diese Weise gieng die gräfliche Regierung, nachdem sie an die vierhundert Jahre einem holländischen Hause eigen gewesen war, in fremde Hände über. Man sieht sie nachher binnen der Hälfte dieses Zeitraumes sich noch dreymal verwechseln, wonach sie die äusserste Höhe erreicht, um mit der Errichtung unsers gegenwärtigen Freystaates ein Ende zu nehmen. Von Hennegau kam sie bekanntermaßen an Bayern, weiter an Burgund, und endlich an das Durchlauchtige Haus Oesterreich, so daß sie bey jeder Veränderung mächtigern Häusern zu Theile wurde. Der Kreis der Staatssachen erweitert sich von diesem an, und scheint daher eine genauere Aufmerksamkeit zu fordern.

Zweyte Abtheilung.

Holländische Grafen aus fremden Häusern, Hennegau, Bayern, Burgund, Oesterreich.

Wenn wir annehmen, daß die Regierung unter der Obermacht der Grafen und dem Vermögen der Edeln und der Städte zertheilet war; so läßt sich behaupten, daß diese drey Mächte noch lange ihr Gleichgewicht behielten; daß aber ihre gemeinschaftliche Stütze, ihr Mittelpunkt

der

der Schwere, welches zuvor auf eine unmerkliche Weise war verschoben worden, itzt oft durch eine gewaltige Erschütterung anders wohin gestossen wurde. Die Uebermacht dieser ausländischen Grafen, und ihr Einfluß auf benachbarte Reiche und angränzende Länder, die beyde oft sehr geschwind stiegen und fielen, grösser und kleiner wurden, verursachten diesen ungleichen Gang. Beförderten fremde Höfe das Interesse des Grafen; gelang es ihm, seinen Bruder, natürlichen Sohn, oder andere Verwandten auf den Uetrechtischen Stuhl zu heben; vermocht er die Geldrischen Angelegenheiten nach seinem Wunsche anzuordnen: sogleich wurde er auf seinem eigenen Grunde entsehen, und die Regierung neigte mehr oder weniger zur Monarchie über. Liefen ihm gedachte Umstände unvermuthet entgegen, oder war er ausser Landes in unnöthige und unglückliche Fehden verwickelt, so trat auch das Gegentheil, wo nicht unter seiner, doch wenigstens seines Nachfolgers Regierung ein: der Regent fand sich genöthiget, den Adel oder das Volk, ja oft beyde, durch Nachgiebigkeit an sich zu ziehen.

Die Edeln fischten itzt auch lieber im Trüben, als vorhin, wenn gleich für ihr Wohl nichts nachtheiliger seyn konnte. Einige dieser Grafen verließen von Zeit zu Zeit das Land, um in ihren auswärtigen Ländern ein angenehmeres

Leben

Leben zu führen; dann wurde die Regierung einem Landvogte oder Statthalter aufgetragen, der nie unter den Edeln die Ruhe zu erhalten vermocht. Seit dem Tode des Grafen Florenz waren sie itzt in unaufhörlichen Partheyen zertheilet, und versäumten keine Gelegenheit, um neuen Samen der Zwietracht auszustreuen. Sie hatten itzt auch gelernt, sich mit den Städten zu verbinden, wodurch dieses Ganze ebenfalls in mehrere Theile zerfiel: doch hatte dieses nur vorübergehende Folgen, weil jene als Urheber allen Nachtheil des Zwiespaltes empfanden. Der Adel trieb Alles aufs äusserste, weil seine Absichten auf eine allgemeine Revolution gingen; so rieb er sich unter einander auf, ohne daß die glücklichsten übriggebliebenen Familien etwas anders bewürkt hatten, als ihre eigene Erniedrigung.

Mit den Städten war es etwas besser bestellet. Für erst gewannen sie durch die Ausdehnung der Macht der Grafen, welche auffer Landes den Kaufhandel in ihren Schutz nahmen; hernach durch die Schwächung des Adels, wenn gleich die Zunahme des gräflichen Vermögens dadurch keinesweges ihr Nachtheiliges verlor. Doch trug der städtische Körper noch einen andern Samen zur Erweiterung in seinem Innern, der wohl in der unvolkommenen Anordnung des Staates zum Gedeihen gerieth.

Die

Die Städte waren unter sich durch kein hinlängliches Band von Vereinigung verbunden, durch keine Verpflichtung benöthiget, einander zu entsehen. Jede Stadt war beynahe ein für sich bestehender Staat, der Krieg führte und Frieden schloß, ohne sich an das Urtheil der übrigen zu kehren. Die Städte hielten zwar Landtäge, es konnte aber unter ihnen keine Uebereinstimmung eintreten. Diesem zufolge geschah es oft, weil jede Stadt ein verschiedenes Interesse hatte, daß eine einzige sich absonderte und neutral blieb, wenn Alles, was sie umgab, dem Kriege nachzog. Dieses erzeugte nothwendig Mißtrauen und Kaltsinn unter den benachbarten Bürgerschaften, die durch die Ungleichheit der Vorrechte und Willekühren bereits schon zur Abneigung angereitzt wurden. Es ist sehr begreiflich, daß die ausländischen Grafen ihrem ganzen Systeme zufolge, auf die Verbesserung dieses Fehlers nicht bedacht waren; aber es scheint fast unglaublich zu seyn, daß jene, die dabey litten, sich deswegen nicht bemüheten. Die Liebe zur Freyheit war so groß, daß gern alles, was sonst heilsam scheinen konnte, ihr aufgeopfert wurde.

So stand die Landesregierung stets auf wankendem Grunde; und es war eben dieses, welches man nach meinem Begriffe vor der Wahl von Avennes hätte vorher sehen können: doch

 ließ

ließ damals wahrscheinlich die Gährung nicht zu, die beste Wahl zu treffen. Die Huldigung von Avennes war eine bloße Ehrbeweisung an das Angedenken des Grafen Florenz des V., dessen Tod man gerochen sehen wollte. Avennes, der zur Genüge einsah, daß solche entlehnte Zuneigung nicht länger bestehen konnte, als die Leidenschaft, deren Befriedigung sie forderte, hielt das Volk in Hoffnung, ohne etwas Wesentliches auszuführen, damit er endlich aus Gewohnheit geliebet werden möchte. Doch der folgende Vorfall zeigt, wie es würde gewesen seyn, wenn die Liebe des Volkes zum erloschenen holländischen Hause seine Wohlfahrt nicht unmerklich vernachläßiget hätte. In der letzten Zeit seines Lebens fielen die Flanderer in Holland und Seeland, und hatten der Gleichgültigkeit der Eingesessenen wegen schon so viele Vortheile daraus gezogen, daß kaum mehr des Grafen von Hennegau gedacht wurde. Was geschah? Witte von Haamstede, ein natürlicher Sohn des Grafen Florenz, zeigt sich nur, und bringt ohne Mühe die abgefallenen Städte zum Gehorsame gegen Avennes, seinen Herrn, zurück. So viel vermag die Liebe des Volkes, wenn sie tief eingewurzelt ist, wenn hingegen nichts vergänglicher ist, als desselben Gemüthsbewegungen, die durch plötzliche Umänderungen der Sachen zur Geburt kamen. Wäre Avennes selbst an die Stelle von Haamstede erschienen, er würde nichts ausgerichtet haben.

Itzt wird einige Aufmerksamkeit auf die Handlungen der folgenden Grafen nicht unangenehm seyn, um diesem einfachen Abrisse durch das Steigen und Fallen der Begebenheiten Unterhaltung zu geben, wobey man am besten in Stand gesetzt wird, über ihre Aechtheit zu urtheilen.

Unter Wilhelm dem III., des Avennes Sohn, bemerkt man blos ein stilles Murren, welches durch Furcht und Mißtrauen zurück gehalten wird. Die Holländer verweigern dem Grafen ihre Dienste ausserhalb ihres Landes, worüber die Flanderer ihm sogar einen Theil von Seeland auf einige Zeit entreissen. Auf spätern Zügen leisten sie ihm zwar Folge, aber mit Kaltsinn. Man klagt an allen Ecken über Schatzungen und Beschwerungen, man verweigert sie oft, wenn man nicht mit Gewalt dazu gezwungen würde. Das eingehaltene Mißvergnügen bricht zuweilen öffentlich aus, verfehlt aber das Ziel aus Mangel guter Anführung. Die Städte necken sich einander, ohne die Qual, womit sie behaftet sind, zu kennen. Der Graf unterdrückt mühsam diese Uneinigkeiten; allein diese traurige Aussöhnung ist nichts weiter, als eine scheinbare Stille eines unterirdischen Vulkans. Die gräfliche Macht und die ansehnlichen Verbindungen, in denen der Schwiegervater des Kaisers und des Königs von England,

und der Gemahl der Schwester des Königs von Frankreich steht, flößen Ehrfurcht ein, aber keine Liebe, wenn gleich seine Waffen Friesland erwerben, wenn er gleich im vollesten Genusse seiner fürstlichen Ergötzlichkeiten der Wohlfahrt des Commerzes gedenket; denn man bemerket ihn als einen Ausländer, der Hennegau mit Hollands Vorrath sättiget.

Er stirbt endlich, wie das Feuer der Zwietracht noch unter der Asche glimmert, und Wilhelm der IV. mengt sich, den letzten Planen seines Kriegsüchtigen Vaters zufolge, in die Unruhen zwischen England und Frankreich, die mit der Wohlfahrt des Landes fast gar nicht in Verbindung stehen. Etwas später zieht dieser junge Graf, aus Liebe zur christlichen Religion oder zu seinem eigenen Ruhme, mit den teutschen Rittern wider die Lithauer ins Feld, kehrt aber endlich unverrichteter Sache wieder zurück. Anstatt itzt seine Aufmerksamkeit auf die Verwirrung der Staatssachen zu lenken, nahm er eine Belagerung der Stadt Uetrecht vor, woselbst 400 Bürger mit entdecktem Haupte und bloßen Füssen ihn für die schwere Missethat ihres Bischofes Johan von Arkel um Verzeihung bitten mußten, der, wie er eine Reise ausser Landes unternehmen wollte, die Regierung während seiner Abwesenheit seinem Bruder anbefohlen hatte, ohne begreifen zu können, daß

unser

unser Graf sich hierdurch empfindlich beleidiget glauben sollte. Gleich darauf begibt er sich zur See gegen die widerspänstigen Friesen, landet bey Staveren, und bleibt im ersten Gefechte als ein Söhnopfer der Freyheit, die ihnen sein Vater mit so vielem Gepränge geraubet hatte. Solchergestalt mit steten Fehden beschäftiget, war es ihm eine Unmöglichkeit gewesen, die zunehmenden Verwirrungen in der Regierung einigermaßen zu heben. Die Folgen dieses Versäumens zeigten sich unter seinen Nachfolgern immer mehr.

Der Kaiser maßte sich das Recht an, die Gemahlinn des Grafen, Margareta, zur Landesgebieterinn anzustellen, weil ihr Bruder keine Kinder nachließe. Sie wurde angenommen, weil sie in der That seine nächste Erbinn war, so viele Schwierigkeiten auch die Englischen, deren Königinn eine Schwester des Grafen war, dagegen erregten: allein diese mußte zurück stehen, weil sie jünger war, und die englische Parthey bey weitem nicht die Oberhand hatte. Nun stiegen die lange gefürchteten Unheilen zu dicken Wolken auf, die nicht anders als mit einem Gewitter zerplatzen konnten, welches alle umliegende Länder erschütterte. Sie eröffneten mit dem Zwiespalte der Hoekschen und Kabeljauschen einen Abgrund von Jammer, der kaum in einem Zeitraume von zweyen Jahrhunderten

wieder zugedeckt werden konnte. Dieses traurige Beyspiel von inländischen Trubeln und Bürgerkriegen verunstaltet unsere Geschichte nicht wenig; es zeigt uns, wie sehr das sanftmüthigste und gesitteste Volk des Erdbodens entarten kann, wenn es durch schwache Hände zerrüttet, oder lieber, ohne Zaum und Zügel seinem eigenen Unsinne überlassen wird.

War bisher noch keine Dame, ausser Ada, die wenig in Betrachtung kömmt, zur Regierung gelangt, so war man doch nicht stets wider jede Art weiblicher Regierung abgeneigt gewesen. Gertrud und Petronella von Sachsen hatten die Vormundschaft über ihre minderjährige Söhne Dieterich den V. und Dieterich den VI. zu allgemeiner Zufriedenheit des Volkes geführet. Wie Holland unter Gertrud durch den Sohn des Grafen von Flandern überfallen wurde, willigte man selbst in ihre Eheverbindung mit diesem Feinde, ohne über die Ohnmacht weiblicher Leitung des Staatsruders zu murren. So viel vermocht in diesen Zeiten die Liebe zum gräflichen Hause, daß fremde Prinzeßinnen, wenn sie mit demselben nur durch die Bande der Ehe vereiniget waren, sogleich als Eingebohrne betrachtet wurden, welches hinreichte, einigen Schwächen mit Geduld nachzugeben. Allein wie die aus Deutschland gekommene angeheyrathete Großtochter des Hennegauischen Grafen

Avennes

Avennes hier regieren wollte, fand sie des Kaiserlichen Ansehens ungeachtet diese nachgiebige Zuneigung nicht. Die Liebe zum Hennegauischen Hause war noch nicht tief genug eingewurzelt, um gegen alle übrigen Leidenschaften, wovon Jeder, seinem Karakter gemäß, beseelet war, das Gleichgewicht zu halten; und der Samen der Abneigung und Unruhe, der so reichlich unter ihren Vorfahren ausgestreuet war, keimte itzt allenthalben reichlich hervor. Die Regentinn glaubte sich verpflichtet, jeder Stadt, welche ihr huldigte, verschiedene Vorrechte einzuräumen, um durch Güte die Gunst der Bürgerschaften zu gewinnen, welches ihr doch nicht nach Wunsch glückte. Dieses war auch in ihren Umständen kein Staatskluges Betragen, maßen jede Wohlthat, die sie einer besondern Stadt bewies, die Verpflichtung nach sich zog, die übrigen Städte ebenfalls zu begünstigen. Weil ihr dieses unmöglich war, so zog sie sich den Haß vieler zu; die Bemühungen, die sie dagegen anwendete, verschafften ihr nichts, als den Namen einer schwachen Seele. So fruchteten also ihre wichtigsten und redlichsten Gunstbezeugungen nicht das mindeste, wenn gleich die Gemüther der Eingesessenen sich noch mehr von ihr erweiterten, wie sie gleich nach ihrer Huldigung nach Bayern zog, und ihren Sohn Wilhelm zu ihrem Statthalter ernannte.

Dieser junge Herzog versäumte nichts, was ihn beliebt machen konnte; nur geschah dieses aus heimlichen Groll wider seine Mutter. Er begnügte sich nicht damit, ihren Statthalter abzugeben; er wollte sie gänzlich vom Gebiete entfernt wissen, und solches selbst als Graf in Händen haben. Viele Edele schlugen sich zu seiner Seite: weil aber seine Ungerechtigkeit zu groß war, als daß sie von allen gutgeheißen werden konnte, so erklärten sich viele andere für ihre rechtmäßige Fürstinn. Kaum blieb jemand neutral, weil überall des grossen Hasses wegen, den viele aus besondern Ursachen schon lange gegen andere getragen hatten, begierig die Veranlassung zu einer allgemeinen Trennung ergriffen wurde. Der Tod des Kaisers war dem widerspenstigen Sohne das Zeichen zum Ausbruche; er brachte es in der That dahin, daß seine Mutter an seinen unbilligen Vorschlägen ihr Siegel hieng, ihn an ihrer Stelle zur gräflichen Regierung erhub, und nur Hennegau, nebst einem ihrem Stande angemessenen Jahrgelde, welches er ihr aus seinen Mitteln zu bezahlen versprach, sich ausbedung. Auch diese verabredete Verpflichtung setzte der undankbare Sohn bey Seite, wodurch seine Mutter bald genöthiget wurde, wieder nach Holland zurück zu kehren, um sich durch Zwang ihres unbezweifelten Rechtes zu versichern, und ihn zum Gehorsam zurück zu bringen. Dieses gelang ihr sogleich;

allein damit war auch das Feuer entzündet. Wilhelm, der auf diese Art seine große Entwürfe schmählich vereitelt sah, konnte diesen Hohn nicht verschmerzen, sondern faßte den verzweifelten Entschluß, seine Mutter gewaltsamer Hand aus Holland zu verjagen. Seine Freunde, die ihm dazu behülflich waren, nannten sich aus Hochmuth Kabeljauschen, um mit dem Kabeljau, der an unserer Küste über die andern Fische den Meister spielet, verglichen zu werden. Das Sinnbild des Hoeks oder Angels, welches geringe Werkzeug diesen gewaltigen Fisch an sich reißt, gefiel ihrer Gegenparthie, die deswegen mit dem Namen Hoekschen belegt wurde. Die erstern trugen, um sich zu unterscheiden, einen grauen, die letztern einen rothen Huth. Unglaublich ists, was solche Zeichen auf einen Pöbel vermögen. Man hat schier stets erfahren, daß sie jämmerliche Vorboten einer allgemeinen Zerrüttung waren. Eben so gieng es hier. Beyde Partheyen zogen sogleich den Harnisch an, und Holland wurde der gräßliche Schauplatz eines Bürgerkrieges, dessen bloßes Gedächtniß schon das Haar zu Berge treibt.

Siebenzehn adliche Schlösser wurden der ersten Wuth Preis gegeben, und dem Boden gleich gemacht. Das Pulver, welches vorher in diesen Ländern noch unbekannt war, wurde zu diesem Gebrauche fürs erstemal benutzet, und ver-

mehrte durch seine Neuigkeit die Wuth der Streiter, die sich, wie ein Lauffeuer, aller Orten entzündete. Die Flamme schlug bald bis nach Uetrecht und Gelderland über, welches letztere Land durch einen Bruderzwist, der sicher so abscheulich war, als der Ursprung der Trubeln in Holland, in Hekerens und Bronkhorste zertheilet wurde. Die Schieringer und Vetkoopers setzten Friesland in Lärm, und von einer andern Seite wurde Flandern bald durch eine gleiche Raserey befallen. Die Stadt Gent, die immer bereit ist, die Sturmglücke tönen zu lassen, stund öffentlich wider ihren Grafen auf.

Wenn die Gräfinn Margareta gleich ausser dem Beystande ihrer Hennegauer und Seeländer durch englische Hülfe gestärkt war, auch im ersten Anfalle den Sieg erhielt, so fruchtete ihr das doch nicht. Denn sie wurde nachher geschlagen, und fand sich genöthiget, Alles aufzugeben, weil die meisten Städte Hollands von der Kabeljauschen Parthey waren; woraus erhellet, wie wenig sie mit ihrer Verleihung der Vorrechte an Städte gewonnen hatte. Der Schmerz über diese Niederlage schleppte sie bald darauf ins Grab, und Herzog Wilhelm, der itzt alle seine Wünsche erfüllet zu sehen schien, wurde von einer Gemüthskrankheit überfallen. Neuer Stof zu Unruhen. Die Kabeljauschen, die zuvor solche Abneigung wider eine weibliche

Re=

Regierung gezeiget hatten, wollten itzt die Gemahlinn des Herzogs Wilhelm, Mechtild von Lankaster, zu ihrer Statthalterinn machen. Dagegen holten die Hoekschen Albrecht von Bayern, mit mehrerem Scheine von Recht, weil er schon zuvor zum Nachfolger seines Bruders, wenn dieser ohne Kinder versterben würde, ernannt worden war, ins Land, und machten ihn zu ihrem Ruwaard oder Landvogte. Da solchergestalt der Herzog Albrecht durch die Hoekschen, des Widerstrebens der Kabeljauschen ungeachtet, die Landvogtey erhalten hatte, so begriffen es jene sehr wohl, daß er sich zu ihrer Seite schlagen müßte. Er erfüllte anfänglich ihr Verlangen, wenn gleich auf eine unbesonnene Art, und vergaß nichts desto weniger bald seine Verpflichtung, um nur aus Liebe zu einer listigen Beyschläferinn jene Parthie, die er sich zuerst erwählet hatte, in Allem unterdrücken zu können.

Die Vorfälle unterm Herzog Albrecht beweisen sehr deutlich, daß ein Fremder, der den Zustand des Landes, seine Gesetze und Gewohnheiten nicht kennt, sich noch weniger mit dem Karakter der Einwohner vertragen kann, dazu zu fürstlich erzogen ist, um einen Freystaat beherrschen zu können, unzählige Fehler begeht, die endlich ihn selbst sowohl, als sein Volk, ins Unglück stürzen. Doch wir müssen auch nicht verbergen, daß dieser Fürst weder an Muth

noch

noch an Verstand ausstach. Sein erster Irrthum war, daß er die Glieder der Regierungen in den Städten verwechselte, weil sie zu sehr von der Kabeljauschen Parthey waren; wie auch, daß er den Baljuw oder Drost von Kennemerland absetzte, und seine Stelle mit einem Hoeksch-gesinnten erfüllte. Diese Neuerungen wurden als gesetzwidrig und unerträglich angesehen, und es fehlte wenig, oder der neue Baljuw wäre von einem Haufen Volkes, der sich in einem Hinterhalte verborgen hatte, wie er von seinem Amte Besitz nehmen wollte, ums Leben gebracht worden. Die Stadt Delft bot dem Herzoge den unerschrockensten Widerstand, und wollte keine Veränderung mit ihrer Obrigkeit gestatten. Derhalben erreichte er hier seine Absicht erst nach einer Belagerung, die zehn Wochen gewähret hatte, und die Stadt endlich zu seinem Gehorsame zwang. Allein dieser Anfang seiner Regierung konnte gewiß nicht gepriesen werden; und hätte der Herzog die Landes Sitte gekannt, er würde die Zeit besser in Acht genommen haben. Die Art, wie sich die Holländer in der Folge gegen ihn betrugen, überzeugte ihn sehr, daß ihn solche gewaltsame Maaßregeln nichts weniger als fürchterlich machten. Sie standen ihm den gräflichen Titel vor dem Absterben seines Bruders keinesweges zu, so sehr sein Ehrgeiz auch darnach sehnte. Wie er zu Delft eine feste Burg errichten wollte, wuste man ihm

solches,

solches, ungeachtet er Sieger war, zu verhindern. Wie die Flanderer wider ihren Grafen die Waffen ergriffen, standen die Holländer, dem ausdrücklichen Verbote des Herzogs Albert zur Schmach, der Stadt Gent bey. Er, der mit der Verschmälerung städtischer Vorrechte den Anfang gemacht hatte, zog sich bald die Nothwendigkeit zu, aus Dürftigkeit alles, was nur gefordert wurde, zugeben zu müssen; er war nämlich ein schlechter Oekonom, und in Holland konnte ihm kein Fehler mehr seine Achtung verkleinern. Vielleicht war dieses auch eine wichtige Ursache, warum er die von ihm bisher verstärkte Hoeksche Parthey fahren ließ, indem die Städte meistens zur Kabeljauschen Seite gehörten. Ein neuer Beweis der Macht der Städte.

Der Herzog begünstigte also die Kabeljauschen aus Eigennutz; aber wieder mit der ihm eigenen Unbehutsamkeit. Otto von Arkel, ein Kabeljauschgesinnter Edle, hatte sich eines Todschlages schuldig gemacht, zog mit einem Gefolge bewaffneter Männer zu ihm, ihn um die Verzeihung desselben zu bitten; er erhielt diese nicht blos, sondern auch seine Freundschaft und seinen Schutz. Sein Sohn, Johann von Arkel, der Statthalter und Landreutenmeister war, weigerte nach einigen Jahren, Rechenschaft abzulegen, obschon man ihn gewaffneter Hand dazu zu

zwingen

zwingen suchte. Adelheid von Poelgeest, aus einem Kabeljauschgesinnten Geschlechte, wuste sich die Liebe des Herzoges so sehr zu gewinnen, daß er sich ganz von ihr verblenden ließ. Aber die mit seinem Sohne bald zusammengespannten Hoekschen ermordeten Adelheid, aus Rache wider Albert, der, zu schwach diese Schandthat mit einer gehörigen Justiz zu bestrafen, sehr zufrieden war, daß nur vier und zwanzig Edele aus Mißtrauen ihr Vaterland verließen.

Es war ein grosses Versehen, daß er in seine gegenwärtige Freunde stets ein unbeschränktes Vertrauen setzte, weil sie aus Känntniß seiner Umstände ihn oft auf Irrwege führten, damit ihr böser Rath ihm stets nothwendig bleiben möchte. Durch weitgehende Partheysucht, erst wider die Kabeljauschen, hernach wider die Hoekschen, schwächte er den Adel so sehr, daß er sich in Abhängigkeit von den Städten setzte. Durch eben dieses, wenn es gleich für andere sehr vortheilhaft hätte seyn können, bewürkte er sein eigenes Verderben, weil seine Schwäche ihm nicht zuließ, sein Ansehen bey den Städten, ohne Zuthun des Adels zu erhalten. Mit gleicher Thorheit ließ er sich etwas später von den Kabeljauschen wider seinen Sohn in Harnisch setzen. Es ist wahr, Wilhelm hatte Antheil am Morde der Adelheid; allein der Herzog hätte begreifen müssen, daß diese billige Beschul-

schuldigung nur zu einem Mittel dienen sollte, Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn zu bewürken, und daß er anfänglich versäumet hatte, diese Unthat dadurch mit der gehörigen Strafe zu belegen, daß er nach einer bekannten Politik blos die gefährlichsten Feinde seines Hauses, um sich derselben zu entschlagen, zu einer exemplarischen Strafe ausersehen, die übrigen aber, nebst seinem Sohne, durch Schrecken in Zaum gehalten hätte. Endlich dennoch, wie er einen Zug wider die Friesen vor hatte, er mochte nun durch seine Schmeichler auch hiezu verführet, oder durch eine eigene unzeitige Ehrsucht dazu bewogen worden seyn, mußte er sich mit Wilhelm aussöhnen, und es schien, als ob ihm das Glück dieses mal günstiger seyn wollte; aber es war allein eine eitle Hoffnung. Die Friesen mußten sich wohl auf eine kurze Zeit vor ihm bücken: doch hatte diese Unternehmung den Ueberwinder mit so vielen Schulden beschweret, daß er überall, wo das Befahlen seine Sache war, gehorchen mußte. Die Uebermundenen stellten sich in der Folge, durch Vertreibung der feindlichen Besatzung, von ihrer Niederlage wieder her; und der Verlust des Siegers war nicht zu ersetzen. Nach seinem Tode verzichtete seine hinterlassene herzogliche Wittwe auf seine Nachlassenschaften, wobey sie sich der nämlichen unangenehmen Feyerlichkeiten getrösten mußte, denen sich ein Privater in solchem

Falle

Falle unterziehen muß. Man sah die Herzoginn vor der Todtenbahre ihres Durchlauchtigen Gemahls in geliehenen Kleidern, mit einem Halme in der Hand hergehen, das sie von sich warf, mit der niedrigen Aeusserung, auf seine sämmtliche Nachlassenschaft Verzicht leisten zu wollen. Eine Schmach, vor welcher die vorigen Holländer ihre Grafen aus vaterländischem Hause ganz gewiß verschonet haben würden.

Eine mangelhafte Verbesserung der Ungereimtheiten der vorigen Regierung, eine Erweckung Neuerer durch die Begünstigung der Hoekschen, eine Erniedrigung der Familie von Arkel, der Verlust von Friesland, die Ausstattung einer Tochter an den Herzog von Touraine, den nachherigen Dauphin von Frankreich, eine Reizung des französischen Hofes durch einen dem Herzoge von Burgund gewährten Schutz, das waren die Verrichtungen Wilhelms des VI., der seinen Vater an tapfern Muthe übertraf, aber seiner weiter ausgestreckten Herrschsucht wegen, wenn er länger gelebt hätte, wahrscheinlich grössere Fehler begangen haben würde. In Frankreich war die Regierung wegen der Gemüthsschwäche des Königs zu einer solchen Unbeständigkeit herabgesunken, daß es nur Unbesonnenheit heißen konnte, sich ohne dringende Noth in diesen Wirbel zu begeben. Doch Herzog Wilhelm war durch das Band der Ehe mit dem

Herzoge

Herzoge von Burgund verbunden, welcher, um sich einen Weg zum Throne zu bahnen, den Herzog von Orleans selbst aus dem Wege geräumet hatte; und sein Schwiegersohn war Dauphin von Frankreich. Wer könnte wider solche Beweggründe wohl Einreden machen? Indessen zeigt doch dieses Beyspiel, daß ein Fürst sowohl sich selbst als sein Land verderben kann, wenn er Familien Verbindungen eingeht, die ihm zu hoch sind, als daß er sie mit einer gleichmäßigen Macht unterstützen könnte. Der Herzog begab sich mit seinem Schwiegersohne an den französischen Hof, woselbst Letzter sein Leben ließ, während dem Erster der Gefahr nur mit grosser Mühe entkam.

Er starb nicht lange nachher nach einer dreyzehnjährigen Regierung, wie er der Widerstrebung seiner Feinde ungeachtet schon von den meisten Edeln und Städten die Zusage erhalten hatte, daß sie seine Tochter, die noch in ihrer zarten Jugend Wittwe geworden war, als Grässinn von Holland und Seeland erkennen würden. Vergebliche Vorsorge! Diese unglückliche Fürstinn sank nach unzählbaren Widerwärtigkeiten in die äusserste Erniedrigung; und die inländischen Trubeln, die bis zu dieser Zeit noch immer mit einer vortheilhaften Wendung für die Freiheit zu Ende gekommen waren, waren für dieses geheiligte Pfand etwas weniger als tödtlich.

Empfindsame Seelen haben stets so vielen Antheil an das Schicksal der Gräfinn Jacoba genommen, daß ihr Angedenken auf aller Patrioten Zungen noch so sehr schwebt, als ob sie eben vor unserer Zeit gelebt hätte. Sie gab den unterhaltesten Stoff zum Schauspiele, wie Amsterdam sich noch seines prächtigen Theaters rühmen konnte. Da war es für jeden Biedermann eine edle Ergötzung, ihre Unglücksfälle zu bedauren, ihre Schwachheiten zu beschönigen, ihren tugendhaften Muth ihres zu zärtlichen Herzens zu preisen und zu beklagen. So findet sich kaum ein Niederländer, der mit der Geschichte ihrer Zeit unbekannt seyn sollte. Es würde dem zufolge vergebliche Mühe seyn, die Ränke ihres Oheims, des Bischofes von Lüttich, die Feigheit ihres zweyten Gemahls, des Herzogs von Brabant, die Herrschsucht ihres Neffen, des Herzogs von Burgund, ihre unvorsichtige Reise nach England, ihre Eheverbindung mit dem Herzoge von Glocester, der nach nichts trachtete, als nach der Führung des Staatsruders in ihrem Namen, endlich ihre zärtliche Liebe zu von Borselen, dem sie, um nicht länger wider das Glück zu streiten, ihre Staaten übertrug, umständlich zu entfalten. Ich will mich lieber bis zu einigen wenigen Anmerkungen über ihren Einfluß auf den Zustand des Landes, und umgekehrt über die Beziehung, die dasselbe auf ihre Widerwärtigkeiten hatte, einschränken.

Dabey

Dabey darf ich die Behauptung wagen, daß das Volk nie so sehr seinen wesentlichsten Nutzen so blindlings vernachläßigte, als bey ihrer Geschichte.

In langwierigen Zertheilungen, worinn die Partheysucht einen ganzen Staatskörper zersplittert, sieht man oft, daß ein bisher einige Zeit unterdrückter Theil bey der ersten günstigen Gelegenheit eine vollkommene Umwendung verursacht, um sich aufs neue zu erheben. Es scheint, daß unzählbare Triebfedern, die so lange ungebraucht abnutzten, um diese Zeit zusammen kamen, um mit einer einzigen Bewegung alle zugleich in Wirksamkeit gerathen zu können. So waren die Hoekschen, wie Herzog Wilhelm der V. von seiner Quaal befallen wurde, aus ihrem Hinterhalte hervorgekommen, um Alles nach ihrem Wunsche anzuordnen. Itzt thaten die Kabeljauschen, die unter Wilhelm dem VI. still gesessen hatten, auf den ersten Augenblick, der ihnen einige Luft verschafte, sich an seiner Tochter für das gelittene Unrecht zu entschädigen, das nämliche. Der lose Bischof von Lüttich hatte sein schönes Spiel in der Leitung dieser einfältigen Kräfte, die sich seiner Staatssucht aufopferten, ohne begreifen zu können, wozu sie gebraucht wurden.

Es war auch weit gefehlet, daß die Hoekschen sich für Jacoba mit jenem feurigen Eifer in die Bresse stellten, der zur Ausführung grosser Sachen erfordert wird. Die Plätze, wovor Johann von Bayern sich zeigte, wehrten sich nachläßig, und horchten nach den schmeichlenden Versprechungen von Vorrechten und Gunstbriefen. Die Stadt Leiden hatte sich aus Liebe zur Jacoba belagern lassen; sie ergab sich nach einem kurzen Widerstande, um der Vorstellung des Belagerers gemäß von ihrem Burggrafen entschlagen und der Grafschaft einverleibet zu werden. In einigen Vorfällen triumphirten die Hoekschen; aber ihre Niederlagen verursachten ihnen stets doppelten Schaden, so daß die vornehmsten Städte sich wohl bald für den Tyrannen erklärten, dem sie in Allem hätten widerstreben müssen. Woher dieser Geist der Verführung? Es scheint ein Zug im Karakter des Volkes zu seyn, woraus man dessen Blindheit bemerken mag, daß es die Feigheit des Herzogs Johann von Brabant, die ihm billig eine Mißachtung zuzog, seiner Gemahlinn zuschrieb, wenn es gleich bekannt war, daß sie des besten Mannes würdig, mit diesem wider ihre Neigung verbunden war. So bald diese ihr erwiesene Schmach in Abneigung übergieng, mußte ihr Vaters Bruder, es koste, was es wollte, die Regierung erhalten. Die Brabänder hatten den Bruder ihres Herzogs Johann ihm zum Gouver-

neur

neur zugeordnet; es würde dann unerträglich gewesen seyn, ihm hier als Regenten zu gehorchen, und was seine Gemahlinn betraf, die mochte sich dessen getrösten. Doch das Aergste war, daß man, wie jene Frösche in der Fabel, den Balken verachtete, und sich eine Wasserschlange über den Hals holte. So läßt sich der Pöbel durch den Wind unverdaueter Meinungen hin und her treiben. Seine Staatsklugheit, wenn ein Gewebe von Hirngespinsten diesen Namen verdienet, ist etwas ganz anders, als die Politik der Grossen. Der Pöbel beauget stets nur seinen gegenwärtigen Eigennutz; er kann nicht das mindeste der Zukunft vorhersehen; er kennet keine Zweifel; er kann nur durch die Leidenschaft der Liebe oder des Hasses in Thätigkeit gesetzt werden, und opfert derselben sein wesentlichstes Glück auf, wenn dieses ihm nur nicht ganz nahe liegt, und unmittelbar in die Augen schimmert. Er hält zwar wohl steif und fest auf seine Vorurtheile, ist aber zugleich leichtgläubig bis zur Blindheit, und dadurch wankelmüthig in seinen zügellosen Begierden. So stürzt er von selbst in die Fallstricke eines Jeden, der Schlauigkeit genug besitzt, sie mit etwas, das ihn verführen kann, zu bedecken; und dieses hält selten schwer, weil die Menge ihre Schwäche keinen Augenblick verstellen kann. Auf keine andere Art läßt es sich meines Urtheiles begreifen, wie freye Bürger, die bereits aus

Erfahrung wusten, was es auf sich hat, einem ausländischen Herrn zu gehorchen, sich jenem herrschsüchtigen Volksverführer anvertrauen konnten, der so deutlich bewiesen hatte, daß er, wenn es Zeit wäre, seine Macht auszubreiten, weder Rechtmäßigkeit noch Verhältnisse entsähe; der, wie er zum Bischofe von Lüttich erwählet worden war, auf den geistlichen Stand verzichtet hatte, um hier herrschen zu können; und die Lehne dieses Landes, welche, wenn nicht nach dem Urtheile der vorigen Grafen, wenigstens nach jenem des Volkes, einer alten Sage zufolge, nur von Gott und von der Sonne abhiengen, dem Kaiser verpfändet hatte, um seinen ungerechten Forderungen einen Anschein zu geben.

Wie Jacoba sich so ganz in ihrem Unglücke verlor, begieng sie Fehltritte. Es ist so natürlich, daß Unglückliche, die eine lebhafte Phantasie besitzen, und Menschen und Welt nicht hinlänglich kennen, ihre Rettung auf einem Irrwege suchen. Heimlich nach England schiffen, sich dorten mit dem Herzoge von Glocester verbinden, die Trennung einer gültigen Ehe von einem abgesetzten Pabste ersuchen; alle diese Unternehmungen einer muthigen aber verwirrten Seele musten, ich gestehe es, einem Jeden mißfallen. Aber wurde sie nicht genug gestrafet, wie Johann von Bayern hieraus Anleitung

nahm,

nahm, um sich als Vertheidiger ihres Gemahls alle ihre Besitzungen zuzueignen; wie sie zurückgekommen, um ihm die Spitze zu bieten, so feigherzig von Glocheſter in Stich gelaſſen wurde; wie sie zu Bergen in Verwahrung genommen, und von da nach Gent geführet wurde, um dorten als eine Gefangene durch den Herzog von Burgund bewahret zu werden? Sie entfloh diesem Kerker zur genauen Noth zwar, fand aber kaum einige Freunde, die Muthes genug besaßen, ihr einen heimlichen Aufenthalt einzuräumen. Herzog Philipp, nachdem Johann von Bayern gestorben war, war durch denselben in seinem Testamente in alles Recht gesetzt worden, das er auf diese Länder zu haben gewähnet hatte; itzt ließ er dem Herzoge Johann von Brabant aufs neue als Grafen huldigen, machte sich aber selbsten zum Ruwaard oder Landvogte, und setzte noch, seines Planes sicher zu seyn, einen Statthalter an, der auf seine Winke flog. Wie viel Herren doch in einem freyen Lande!

Die Gräfinn Jacoba wollte diesen Ungerechtigkeiten noch eine äusserste Unternehmung entgegen setzen, und suchte die Hoekschen zu ihrer Sache zurück zu bringen. Es gelang ihr; denn sie unterstützten sie, gewannen auch einige Gefechte: allein der erste Verlust schon, den die gute Sache bey Hoorn litt, schleuderte sie in die vorige Unmöglichkeit zurück, je aufkommen zu

können. Einjeder weiß die weitern Folgen davon; und muß bey einer Ueberlegung derselben sich im Erstaunen verlieren, daß die Holländer auch da noch wider den Zwang der Burgundischen Regierung, der sich in vielen Vorfällen schon in der Nähe zeigte, so wenig auf ihrer Hut waren. Man behauptet, Jacoba habe sich durch das Todesurtheil eines Bürgers zu Hoorn, der sie durch ein unvorsichtiges wiewohl gutgemeintes Gerede erniedriget hatte, bey vielen gehäßig gemacht. Dieser hatte, wie sie ihm zu Gouda zu Gesichte gekommen war, sein Beyleiden über ihre Unglücksfälle mit den Worten ausgedrückt: "Es wäre eine Schande, daß man "eine so schöne Frau so verächtlich hin und her "schleppte, wie eine öffentliche Hure." Dieses kostete ihm das Leben, und das war der gemeinen Meinung nach die Ursache, warum die Stadt Hoorn uebst einem grossen Theile von Westfriesland von ihr abfiel, um sich unterm Joche von Philipp zu bücken. Ist diese Erzählung auf der Wahrheit gegründet, so hat Jacoba ohne Zweifel sehr gefehlet; dem ungeachtet gleicht dieses Verfahren des Volkes sehr der Sitte der Japoneser, die nach dem Berichte der Reisebeschreibungen im Zorne wider andere sich selbst den Unterleib aufreissen.

Das Uebel, welches unter den Regenten aus Hennegauischen und bayerischen Häusern sein

Gift

Gift bitter genug verbreitet hatte, schien unter der Burgundischen Regierung unheilbar werden zu wollen. Man eilte mit starken Schritten zur Knechtschaft, und wenn man dieses vorher sah, so war es doch zu spät, Vorkehrungen dagegen zu treffen. Die Macht des Herzogs Philipp, wie seines Sohnes, Karls des Stolzen, wuchs stets an, wenn indessen ihre Abwesenheit, ihre ausländischen Angelegenheiten, und die Regierung ihrer Statthalter, denen hier niemand Genüge leisten konnte, unzählige Verwirrungen und Mißbräuche hervorbrachten, die von Zeit zu Zeit auf Kosten der Freyheit verschmerzt werden mußten. Brabant und Flandern, die durch Erbrecht ebenfalls auf Philipp gefallen waren, wurden sowohl als Artois, Luxenburg, Namür, und Hennegau, mit Holland und Seeland beynahe so vereiniget, wie Gefangene rückwärts an einander gebunden werden, damit sie sich einander nicht befreyen können, weil im gegenwärtigen Falle die Eifersucht der verschiedenen Länder die wechselseitige Befreyung für erst noch so ziemlich erschwerte. Der Uetrechtische Stuhl wurde bald mit David von Burgund, des Herzoges natürlichem Sohne besetzt, der die herrschsüchtigen Absichten seines Vaters in allem beförderte, und nach desselben Absterben auch die Gröninger seinem Ansehen zu unterwerfen wuste.

Diese ausgedehnten Besitzungen wurden in der Folge unter Karl dem Stolzen mit Gelderland und Zütphen vermehret, so daß fast alle Niederlande unter einen einzigen mächtigen Herrn kamen. Nur Friesland ausgenommen, welches seiner Zertheilung in Schieringer und Vetkoopers ungeachtet, die Ketten, die zu seiner Knechtschaft geschmiedet wurden, durch die Vermittelung des Kaisers noch glücklich zerschlug. So fehlte es wenig, oder die Niederlande mußten als Eroberungen des Hauses Burgund angemerkt werden; und Herzog Karl würde nichts versäumet haben, um die Sachen zu diesem Aeussersten zu bringen, wenn es ihm seinem Wunsche zufolge gelungen wäre, die Königliche Krone auf sein Haupt zu bekommen. Ein schleuniger Tod kam dem Jammer zuvor, den er nicht blos seinen Unterthanen, sondern auch dem ganzen Europa vorbereitete.

Die Herrschsucht dieser beyden Herzoge sah sich ziemlich gleich; allein ihr beyderseitiger Karakter war äusserst verschieden. Philipp wuste sich zu verstellen und zu schmeicheln, ehe er zuschlug, und seine Ungnade mit einem scheinbaren Rechte zu bedecken; Karl trieb Alles mit Hitze und Zwang durch. Beyde drückten das Volk mit schweren Bitten oder Beden. Aber der weichliche und wollüstige Philipp begnügte sich, wenn ihm die Mitteln zu einer prächtigen Hof-

haltung

haltung verschaft wurden; und wenn er gleich zuweilen vorgab, schwere Kriegszüge unternehmen zu wollen, so stellte er doch durch die Beförderung des Friedens sein Volk in Stand, ein Mehreres aufbringen zu können. Karl, dessen Kriegssucht keine Schranken kannte, hatte den ganzen Reichthum von Brabant, Flandern und Holland nöthig, und entsah nichts, um sich Meister davon zu machen, indessen der Schrecken seiner Waffen alle Wohlfahrt in ihrem ersten Keime erstickte. Er führte Schatzungen und Accise ein, wovon man nie hatte reden hören; ja er ließ sogar das Silber und Gold der Geistlichkeit, ihre geliebtesten Heiligthümer, nicht unberühret. Das Mißvergnügen, das nothwendig hieraus entsprang, stillte er mit dem Schwerdte, und ließ so viele über die Klinge springen, als ihm im Wege waren.

Philipp, der zu Anfange seiner Regierung die Zwietracht der Hoekschen und Kabeljauschen zu seinem Vortheile gelenkt hatte, schlug hernach einen Mittelweg ein, den noch keiner der vorherigen Grafen betreten hatte. Er ließ beyden Partheyen eine Zeit lang Raum, wider einander zu kämpfen, bis sie, wie sie sich ermüdet hatten, zu ihm als einen unpartheyischen Vermittler ihre Zuflucht nehmen mußten. Man entdeckt in dieser Art zu handeln wenigstens ein Staatskluges Betragen; aber in den Handlungen Karls,

wie

wie man sie auch betrachte, findet man nichts, als Eigendünkel und Grausamkeit. Jener Gerichtshof, den Philipp jenem Vertrage gemäß anstellte, den er als Ruwaard oder Landvogt mit Jacoba geschlossen hatte, war doch noch im Haag errichtet worden, wodurch die guten Holländer bey ihrem alten Vorrechte erhalten wurden, sich vor kein auswärtiges Gericht stellen zu brauchen. Nur war es ein in etwa noch erträglicher Kunstgriff, daß der Herzog die Glieder des hohen Rathes dieses Gerichtes zum Theil aus Ausländern bestehen ließ. Allein Karl, der schon bey Lebzeiten seines Vaters als Statthalter hier das strengste Recht ausgeübt hatte, versetzte, wie er selbst zur Regierung gekommen war, den Gerichtshof gar nach Mecheln, um alle Gründe von Recht nach Willkühr zu kränken. So führte er sich offenbar als einen Tyrannen auf, der in der Lebensart seines Vaters stets versteckt genug geblieben war, um nicht zu verhindern, daß er den schönen Beynamen, Philipp der Gute, erhalten konnte.

Auf diese Art vollendete die Gewalt, was die List angefangen hatte, und die Niederländische Freyheit schien wenig mehr zu seyn, als ein eitler Name. Ich mißkenne es nicht, daß solche Unterdrückungen, als man vom Herzoge Karl zu erdulden hatte, selten die gefährlichsten seyn; und er würde dieses nach allem Anscheine erfahren

fahren haben, wenn das Kriegesschicksal, welches ihm endlich entgegen lief, sein Leben gefristet hätte. Aber er blieb in Ansehung seiner Regierung, so lange er lebte, seines Glückes wegen in der vortheilhaftesten Lage; er brauchte nur den Weg zu befolgen, der vor ihm gebahnet worden war. Auch befanden sich die Holländer in Zeitumständen, die ihnen nicht verstatteten, sich in Staatspartheyen zu zertheilen. Der Adel hatte seine eigene Macht gekränket; die Städte hatten wohl an Gewicht und Reichthum zugenommen, allein ihre Regierungen waren schon lange Zeit ungestüm gewesen. Der Kaufhandel mußte itzt mehr als zuvor durch die Waffen unterstützt werden, insonderheit wider die Osterlinge; und die benachbarten Länder hatten, wenn sie gleich durch den Herzog gleichmäßig mitgenommen wurden, ihren gegenseitigen Haß noch nicht abgelegt. Es sahen vielleicht die einzigen Genteners weiter, die aus dem Leiden, das andere betraf, ihr eigenes Schicksal vorher sehen konnten.

Welche Veränderung unter Maria! Kaum hatte sich das Gerücht von Karls Niederlage und Tod bestätiget, oder es erwachte ein neuer Freyheitssinn lebhafter als je vorher in allen Gemüthern. Man dacht mit erniedrigendem Schaame an das Vergangene, und sah mit Schrecken in die Zukunft. Man kannte itzt aus

einer

einer sichern Erfahrung die Quelle der Mißbräuche, die ohne die ernsthafteste Vorsorge wohl bald nicht zu überwinden seyn würden. Die Vernunft erhielt für das erstemal Gehör, und das allgemeine Wohl wurde selbst von den Kabeljauschen dem Privatinteresse vorgezogen. Damals schwieg die Zwietracht auf einige Zeit, und man gab sich nicht zur Ruhe, bis man der zukünftigen Regierung die heilsamsten Maaßregeln gesetzt hatte, die je das Glück eines muthigen und weisen Volkes versichern können. Man wuste in der That solche Maaßregeln zu entwerfen und in Uebung zu bringen; aber um sie immerhin genug zu unterstützen, hätte man, wie schon mehrmals erinnert wurde, sich vor der Obermacht fremder Herren hüten müssen. Im gegenwärtigen Falle war dieser Entwurf wenigstens eine Vorbereitung, die das folgende Jahrhundert zu wichtigern Unternehmungen ermunterte. Itzt noch war Flandern das Land, welches vorzüglich die Bemühungen von Holland und Seeland unterstützte, und dacht wenig daran, daß es auch in der Zukunft für andere sich an die Spitze würde stellen, und selbst der süssesten Früchte dieses Bestrebens würde beraubet bleiben müssen.

Wir bemerken aus dieser Revolution den Unterschied, der zwischen freyen Völkern und gebohrnen Sklaven eintritt. Ein Volk, das nie

die

die Freyheit kennen lernte, weiß sie nicht zu genießen, und wird durch Unterdrückung gleich niedergeschlagen und unthätig: ein Freyheitliebendes Volk kann ebenfalls unterdrückt und überwältiget werden; aber es erholet sich frühe oder spät, weil es stets edeln Samen in seinem Busen auferzog. Die Tugend, die den Grund ausmacht, worauf freye Vereinigungen zum Staate sich stützen, kann in einer überwältigten Republik eine Zeitlang gehäßig werden, aber nicht, wie unter einer Reihe von Selbstherrschern, durch falschen Anstrich des Hofes von Ehre und anständiger Sitte, ihr Wesen verlieren. Wahre Ehre und Tugend sind die unzertrennlichsten Eigenschaften eines Freyheitschätzenden Volkes, und die erhabensten Gaben erwecken nicht das mindeste Lob, wenn sie nicht mit vortreflichen Tugenden gepaaret sind. Was die Vorsehung auch verhänge, dieses ist genug, um alles zu verbessern, wie im Gegentheile ein Volkskarakter, der sich mit der Sklaverey verträgt, nicht selten die äusserste Höhe von Glück in einen Abgrund des Verderbens verändert, woraus beym Mangel solcher Hülfsmittel keine Rettung ist.

Ein grosser Mann würde so gut als Solon oder Lykurg seinen Namen unsterblich gemacht haben, wenn er solche Anordnungen gemacht hätte, als dieses natürliche, ungelehrte, blos

durch

durch Erfahrung geleitete Volk in jenen Zeiten zu treffen wuste. Die Erfahrung übertrifft hierinn die abstrakten Grundregeln der Weltweisen, daß sie durchgängig die tauglichsten Mittelwege anpreiset. Aber sicher ists eine ausserordentliche Erscheinung, daß man auf diese Art unzählbare Köpfe, die so viele Jahre lang unzählbare Sinne gehabt hatten, in einem Augenblick zum nämlichen besten Sinne vereinbaret sieht. Das große Privilegium der Maria von Burgund ist das Gesetzbuch der Niederländischen Freyheit geworden, worauf man sich in den nachherigen Staatsuneinigkeiten stets, wie die Engländer auf ihr großes Charter, berufen hat. Es ist ein Abdruck der Regierung, wie solche von uralten Zeiten her beschaffen gewesen war, aber stets nur theilsweise und mangelhaft in Uebung hatte gebracht werden können, und es zeigt sich daher blos als eine Reforme der eingeschlichenen Mißbräuche, und keineswegs als eine Neuerung, die nachher wiederrufen oder bestritten werden könnte. Darum beschwöret die Herzoginn diesen mit dem Volke aufgerichteten Bund nicht blos für sich selbst, sondern verbindet alle ihre Nachfolger daran, und erkennet dadurch, daß diese Regierungsform mit den wahren und ursprünglichen Rechten des Volkes übereinstimme. Man sah nämlich wohl voraus, daß andere Zeiten neue Verwirrungen veranlassen würden, und niemand schmeichelte sich, eine so große

Sache

Sache gegen alle Gefahr der Verletzung und Uebertretung versichert zu haben. Eben aus dieser Rücksicht wollte man gegen alle Abweichungen davon bestmöglichst auf seiner Hut seyn, und nur dasjenige der Vorsorge der Nachkommenschaft überlassen, was unmöglich itzt schon bestimmet werden konnte. Dennoch sah man die Nothwendigkeit dieser Vorsorge itzt noch so sehr nicht ein, als kurz nachher; noch weniger dacht jemand, daß man nach der Wiedergeburt der Faktionen dieses wegen aufs neue sollte zu den Waffen greifen müssen, und daß noch ein ganzes Jahrhundert voll Unglück verlaufen sollte, bevor die erwünschte Wohlfahrt aus den gräßlichsten Trubeln so schön zur Geburt kommen konnte, daß die herrlichsten Vorrechte jener Zeit nur ein eitler Schatten dagegen zu seyn schienen. Doch solche Entwickelungen hangen vielleicht unmittelbar von der Anordnung der Vorsehung ab. Wie weit der menschliche Begriff mit seinem eingeschränkten Vorhersehungsvermögen reicht, so hatte er sich vornämlich durch die Erwägung folgender Umstände gebildet.

Der wankelnde Zustand des französischen Reichs unter dem Krankſinnigen Könige Karl dem VI., und das Glück der englischen Waffen wider Karl den VII. hatten den Herzogen von Burgund, die nie ihren Vortheil versäumten,

Gelegenheit verschaft, sich überall in Ansehen zu setzen. Ludwig der XI. hatte vom Herzoge Karl unendlichen Nachtheil gelitten; nach dem Absterben desselben dacht er eines Schlages allen Schaden zu ersetzen, und erwählte zwey Mittel dazu, auf die ein Kopf als der seinige leicht verfallen konnte. Er bewährte ein Erbrecht zu haben auf die Burgundischen Staaten; dem zufolge überrumpelte er das Herzogthum, besetzte verschiedene Plätze der Picardie, und drohete den Niederlanden mit einem Einfalle in alle ihre Staaten, während dem er im nämlichen Athem Maria für seinen Sohn, ein siebenjähriges Kind, zur Ehe ersuchte. Sein Bruder Karl, Herzog von Guienne, die Herzoge von Kalabrien und Savoyen, und besonders Maximilian, Herzog von Oesterreich, Sohn des Kaisers, hatten bereits im Leben ihres Vaters nach ihre Hand verlangt, waren aber entweder gerade zu, oder mit süßen Worten von ihm abgewiesen worden. Itzt litt diese Sache keinen Aufschub mehr; um so weniger, weil zum Widerstande der nähernden französischen Kriegsmacht, wenn dem Könige seine Ansprüche entsagt würden, ein streitbarer Feldherr erfordert würde; andern Theils war es zu befürchten, daß Maria, wenn ihr die Wahl eines Gemahls allein überlassen würde, entweder aus Furcht, der Nation zuwider, sich für den Dauphin, oder aus höhern Gefühlen für irgend einen andern auswärtigen

Prinzen

Prinzen erklären würde, der dann doch auch sein Glück keineswegs dem Volke verdankte. Allem Ascheine nach hatte man das Auge auf Adolph von Geldern geworfen, der vom Herzoge Karl im Gefängnisse gehalten worden war, wegen der bekannten Zwietracht mit Arnold, seinem Vater, itzt aber entlassen, und an der Spitze des Heeres gestellet wurde, welches Ludewig dem XI. Widerstand bieten sollte. Die junge Herzoginn ihrer Seite, die durch einen so mächtigen Feind bereits eines ansehnlichen Theiles ihrer Besitzungen beraubet worden war, fügte sich schön in die Zeit, wenn gleich sonst keine gegründete Vermuthung da war, daß diese Eheverbindung sie befriediget haben würde. Adolph blieb in jener Expedition; aber die Einschränkung, der Maria sich im ersten Artikel des Privilegiums unterworfen hatte, nicht ohne Zuziehung und Gutheißung ihrer Angehörigen, und der Niederländischen hohen Stände, eine Eheverbindung eingehen zu wollen, behielt, wie die übrigen verabredeten Punkte, ihre volle Kraft. Diesem zufolge erhielt sie nicht lange nachher den Herzog Maximilian von Oestreich zum Gemahl, der die Gunst des Volkes, besonders der Gentener gewonnen hatte, und dennoch, nach seiner Huldigung, alle Erwartung, undankbar genug, hintergieng.

Der erste Artikel des großen Privilegiums ist bereits angeführet worden: es wird der Mühe werth seyn, einige andere zu berühren, weil sie das beste Licht über die Denkungsart jener Zeit, und das Mangelhafte des vorherigen Staatssystems werfen. Die Herzoginn versprach keine obere oder untere Bedienungen einem Ausländer verleihen zu wollen; Niemand sollte zwo Bedienungen zugleich bekleiden; kein Amt sollte verpachtet oder verheuert werden dürfen; vom Hofe her sollten keine offene oder geschlossene Briefe in einer andern, als der Niederteutschen Sprache an hiesige Länder erlassen werden; der hohe Rath und die Rechnungskammer von Holland und Seeland, die ihr Vater nach Mecheln versetzt hätte, sollten wieder nach Holland überführet werden; dieser Gerichtshof, der bey seiner ersten Errichtung durch Philipp aus neun Gliedern bestanden hätte, aber dessen Personale von Zeit zu Zeit sehr vergrössert worden wäre, sollte wiederum haben einen Statthalter und acht Räthe, nämlich sechs Holländische und zwey Seeländische, neben her noch zwey andere, die zwar kein Gehalt zögen, aber doch Einländer seyn müßten. Keine Rechtshändel sollten vor dieses höchste Tribunal gezogen werden, als nur in der Appellations-Instanz von Untergerichten. Die Gräfinn, wie alle nachfolgende Grafen oder Gräfinnen, sollte in allen Sachen von Gewicht

die

die Einwilligung dieses Staatsrathes und der Stände des Landes einholen: namentlich ohne derselben Einwilligung keinen Krieg oder Frieden schließen, keine neue Zölle ansetzen, keine Veränderung mit den Münzen machen. Die Städte wurden bey allen ihren Vorrechten und Willekühren geschützet; sie möchten Landtage halten, wo und wann sie wollten, und brauchten ihre Landschaftsrechnungen nicht mal vor der Regierung zu verantworten. Kurz Alles, was unter den vorigen Grafen, besonders unter Philipp und Karl, unrechtmäßig eingeschlichen war, wurde zernichtet. Die abgepreßten Bitten wurden frey gegeben, und man stellte ausdrücklich fest, daß fürohin keine Länder oder Städte etwas zu Beden beyzutragen brauchten, die sie nicht bewilliget hätten; ja, wenn der Graf in der Folge einige Bitten thun wollte, so sollte er verpflichtet seyn, überall in Person sein Ersuchen vorzustellen. Große und wichtige Einschränkungen, welche, wenn sie anderthalb hundert Jahre früher hätten festgesetzt werden können, Holland und Seeland für viele Unheile hätten bewahren können.

Wenn die glücklichsten auf das feyerlichste getroffenen Anordnungen bald wieder in Stecken gerathen, so muß der Gegenstand, zu dessen Besten sie gemacht wurden, ein heimliches unverbesserliches Uebel an sich haben. So ver-

hielt es sich hier. Die Vermählung Maximilians mit Maria, wenn sie gleich mit Gutheissung des Volks vollzogen war, gab die unmittelbarste Veranlassung zum neuen Verderben. Jenes versteckte Uebel, der tiefgewurzelte Groll der Hoekschen und Kabeljauschen, kam abermals zum Vorscheine, und hub sich höher, je mehr es durch den Glanz der Fürstlichen Macht gereitzet wurde. Der Eifer des Volkes war zu geschwind befriediget, um gegen den Ursprung des Verderbens auf seiner Hut zu seyn; zumalen da es zu gering schien, um Vorkehrungen zu verdienen. Viele der Edlen, deren Wohl es erforderte, die aufgehende Sonne zu ehren, sahen nicht ungern, daß die neue Regierungsform zum vorigen wackenden Zustande zurück kehrte. So geriethen die Kabeljauschen, die immer die Hofparthey waren, schier in allen Regierungskollegien aufs Küssen, wodurch die Freyheit jämmerliche Rückschritte that. Die vorigen Grafen aus ausländischen Häusern, besonders die Burgundischen, hatten durch ihre vielfältigen Kränkungen der Gesetze und Handfesten das Ansehen derselben in den Augen der Großen, die nicht selten über die Ehre nach höhern Beyspielen urtheilen, merklich verkleinert. Theuergeschworne Eide zum Nachtheile der geheiligten Landesgesetze hindan zu setzen, schien dann nicht mehr schändlich an einem Fürsten, dessen Durchlauchtige Vorfahren täglich dasselbe gethan hatten,

und

und der hohe Rang der Grafen, der mit ihrer ausländischen Macht gepaaret gieng, entschuldigte durch solche Beyspiele in der Folge allerley Mißbräuche. Mir deucht, die Städte machten einen zu oft wiederholten Gebrauch von ihrem Vorrechte, Landtage halten zu dürfen. Hätten sie jährlich einen Landeskongreß festgesetzt, wie nachher in Flandern geschah, das Recht dazu würde dauerhafter geblieben seyn und besser dazu gedienet haben, den Lauf der Mißbräuche einzuhalten.

So lange Maria lebte, gieng alles noch besser, als nach ihrem Tode, wie Maximilian als Vormund seines Sohnes, des jungen Philipps, als römischer König, und nachher als Kaiser, alles mit einem gebietenden Tone an sich riß. Doch muß man sich hierüber nicht sehr verwundern, weil Maria nicht lange lebte; es ist schwerer zu begreifen, wie die Nation es wagen konnte, ihr eine so ansehnliche Eheverbindung zuzugestehen. Denn auch sie hatte von Anfang an bewiesen, daß ihre Handlungen nicht recht gemeinet waren. Eine merkwürdige Begebenheit, die viel Aufsehen erregte, beweißt solches aufs zuverläßigste. Die Herren Hugonet und Imbercourt waren unter andern in einer Gesandschaft an Ludewig den XI. abgeschickt worden, und hatten von Maria die heimliche Instruktion nebst einem gleichlautenden Briefe an den König

erhalten, daß derselbe seine wahren Meinungen Niemanden, als den gedachten zweyen Herren, nebst der verwittweten Herzoginn und dem edlen Herrn von Ravenstein entdecken möchte, weil sie nur mit diesen in der Regierung zu Rathe gienge. Diesen Brief überreichte der König nicht lange nachher einigen Herren aus Gent, die als Gesandte mit einer Instruktion zu ihm kamen, worinn die Herzoginn erklärte, nichts ohne Vorwissen der Stände eingehen zu wollen. Ludewig verrichtete aus einer bösen Absicht eine schöne That, aber die Gentische Bürgerschaft zog diese Sache doch weiter, als er erwartete. Die beyden Herren wurden verurtheilet, Marias Schande mit dem Leben zu büßen, und die Sentenz wurde unter den Augen der jungen Fürstinn vollzogen, deren niedrigster Aufzug, deren Bitten und Thränen nichts zu ihrer Erhaltung vermochten. Dieses hieß stark für die Freyheit geeifert; aber nicht stärker, als die meisten Fürsten sich auf ihren wankenden Thronen mit Blut befestigen würden. Diese nämlichen Gentener beförderten nachher doch die Vermählung Marias mit Maximilian am meisten, entweder weil sie von Mitleiden gerühret, ihre vorige Strenge dadurch zu vergüten suchten, oder weil sie die Parthey nicht wichtig genug hielten, um bekümmert darüber zu werden, wenn nicht beyde Beweggründe eintraten.

Die Gentener haben durch ein gewißes Wüste, den Engländern nicht ungleich, oft ihre schönsten Thaten verdunkelt; doch kann man ihnen das Lob nicht entziehen, daß sie wenigstens damals unsern Holländern das Eis brachen, wenn diese gleich zu träg oder zu gleichgültig waren, um bey Zeiten Gebrauch davon zu machen. Innerhalb drey oder vier Jahren hatte Maximilian seinen Kabeljauschen Anhang fast in allen holländischen Regierungen anzubringen gewußt; und die Stadt Hoorn, die sich dagegen muthiger als andere gesetzt hatte, fand so wenige Begünstiger, daß sie nachher die Errichtung einer festen Burg, die zu ihrer Bezwingung dienen sollte, nicht verhindern konnte.

Nach Marias Tode wollte Flandern Maximilian nicht als Vormünder seines Sohnes Philipp erkennen, und versicherte sich des jungen Grafen, um auf seinen Namen die gesetzmäßige Regierung auf sich zu nehmen. Hätte Holland gleiche Maasregeln getroffen, dieser Fürst würde ihm, auch wie er Kaiser geworden war, nicht zu mächtig geworden seyn. Aber in Holland wurde er überall angenommen, und selbst wider die benachbarten Landschaften unterstützet. Unter den flämischen Städten herrschte, wie es scheint, weniger Eifersucht, und also mehr Betriebsamkeit für das gemeine Wohl. Die holländischen stunden, wie sie einmal an der Zwie-

tracht der Edeln Antheil genommen hatten, stets wider einander in den Waffen. Sie hatten gelernt, sich über die Erniedrigung zu freuen, die jeder in ihrer Reihe überkam, und allen durch die nämliche Ursache bevorstund; und während dem sie sich in solchen Vorstellungen verliebten, wurde einjeder zuletzt gewohnt, sich an dem Scheine eines gegenwärtigen Glückes blind zu sehen. Wo der Fürst sich nur zeigte, wurde er von Kabeljauschen umringt; das heißt von Staatssüchtigen Beförderern seiner obersten Macht, und Dienern seiner Augenwinke, zur Erhöhung ihrer eigenen Größe. Diese zwangen Uetrecht, welches anders gesinnet war, durch holländische Waffen zur Unterwerfung; und Flandern selbst, zu schwach, um allein sich in den Kampf zu wagen, mußte ihn für einige Zeit aufnehmen. Doch wie seine Herrschsucht, nachdem er römischer König geworden war, keine Schranken mehr kannte, wurde er bald in Brügge in Verhaft genommen. Bey dieser Gelegenheit zeigten die Flanderer eine ausserordentliche Probe ihres Muthes. Sie setzten Maxen nicht früher in Freyheit, bis er in Rücksicht ihrer auf die Vormundschaft verzichtet, und zur Versicherung seiner Zusage Geiseln gegeben hatte. Aber was sind Geiseln? Kaiser Friedrich hatte zur Befreyung seines Sohnes ein Heer zusammen gezogen, und weil er seine Loslassung noch nicht vernommen hatte, so fiel er

an der Spitze desselben in die Niederlande. Dieses war unserm Fürsten genug, sein Wort zu brechen, und die Geiseln ihrem Schicksale zu überlassen. Philipp von Cleve war Einer davon, der sich durch diese Treulosigkeit so beleidiget fühlte, daß er sich aus Rache mit den Gentenern vereinigte, und ihnen half, die Unternehmungen der kaiserlichen Armee zu vereiteln.

Damals wäre es für die Holländer noch Zeit gewesen, an die Aufrechthaltung ihrer Gesetze zu denken. Die Hoeksche Parthey hub auch in der That das Haupt empor, und Junker Franz von Brederode machte sich in jenen Zügen fürchterlich, die von ihm den Namen Junker Franzens Kriege tragen. Aber ach! das Verderben war zu tief eingewurzelt. Kaum hatte er sich von Rotterdam Meister gemacht, oder die vorzüglichsten holländischen Städte ließen sich wieder ihn in eine Heerfahrt enrolliren, um, wenn's möglich wäre, ihre eigenen Ketten noch fester anzuschließen. Rotterdam wurde wieder gewonnen, Brederode verlor bald darauf das Leben, und die Hoekschen sahen abermals alle Hoffnung vereitelt. Selbst nahmen die Flandrischen Sachen in der Folge eine so nachtheilige Wendung, daß man gezwungen wurde, Maxen dort einzuholen, und eine schändliche Verzeihung für eine Rache von ihm zu erflehen, die man über die Brechung seiner Treue genommen hatte.

Es ist zwar wahr, daß die Staatsklugen Einsichten des französischen Hofes erst für die Flanderer sehr vortheilhaft gewesen waren, und daß ihre Erniedrigung folgte, sobald sie von dieser Seite nicht mehr unterstützet wurden; aber eben so wahr ist es, daß der Beystand dieses Reiches unnöthig gewesen seyn würde, wenn die Holländer durch ihre Uneinigkeiten nicht zu verkehrten Maasregeln verführet worden wären. Hätten sie den rechten Weg betreten, die Friesen und Geldrischen würden ihn ihnen ohne Zweifel versichert haben. Der Geldrische Krieg, den Philipp nachher wider Karl von Egmond führte, um ihn aus seinem rechtmäßigen Besitze zu werfen, hätte können vermieden werden, und die Friesen würden nicht genöthiget worden seyn, sich unter den Herzog Albert von Sachsen begeben zu müssen, wie bald darauf geschah.

Theuer genug haben die guten Eingesessenen von Holland diesen Irrthum bezahlet. In einer Zeit der Dürftigkeit und Armuth fremdes Kriegsvolk unterhalten zu müssen, mit schweren Schatzungen und Accisen belästiget zu werden, wenn indessen durch die Erniedrigung der Münze ihr Nothstand noch vergrössert wurde, und täglich von einem trotzigen Statthalter abzuhängen; das waren die Früchte ihrer Treue für das Durchlauchtige Haus Oesterreich. Das Käse- und Brodspiel beweiset die Ungeduld,

mit welcher die Menge dieses Joch abzuwerfen suchte. Aber zu spät. Der Damm war durchgebrochen, und in der allgemeinen Noth blieb nichts übrig, als daß einjeder sich durch Nachgiebigkeit rettete.

Wie Philipp in einem Alter von sechzehn Jahren von seinem Vater, der Kayser geworden war, die Regierung erhalten hatte, und die Gesetze und Vorrechte des Landes beschwören sollte, sonderte er alles ab, was man nach den Zeiten der burgundischen Herzoge Philipp und Karl erworben haben möchte, womit eines Schlages das große Privilegium dahin fiel. Und wenn er in der Folge den großen Städten noch einige Vorrechte einräumte, so mußten diese nicht als rechtmäßige Eigenthümer, sondern als Günste seiner Hand angesehen werden. Die Herabwürdigung der Städte gieng so weit, daß sie ihr Recht, Landtage nach ihrem Behufe zu halten, nicht einmal behielten.

Bey der Bemerkung solcher Veränderungen könnte die Schätzung unserer Freyheitliebenden Vorältern sehr leiden, wenn es nicht bekannt wäre, daß der Einfluß einiger unruhigen Köpfe oft die Neigungen eines ganzen Volkes überrascht, zumalen wenn dieses Volk durch Handel, Handwerke und Künste zu sehr abgehalten wird, die Staatsverfassung in ihrem ganzen verwi-

kelten

kelten Zusammenhange zu durchschauen. Auch kann eine neue Regierungsform, wie unter Maria errichtet worden war, von irreführenden Umständen begleitet seyn, wofür man sich nicht zu hüten weiß, weil die Erfahrung die schädlichen Folgen derselben noch nicht bekannt gemacht hat; und dieses Letztere scheint vornämlich auf die Holländer dieser Zeit angewendet werden zu können.

Man muß alles genau erwägen, wenn man das Schicksal solcher Staaten aus der Geschichte jener alten Republiken erklären will, woraus die Gelehrten gewöhnlich ihre Staatsklugheit schöpfen. Die meisten Beyspiele, welche gemeiniglich aus griechischen und römischen Schriftstellern hergenommen werden, würden uns viel besser zu Passe kommen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf Venedig oder Genua lenkten, wo sich nur eine Stadt, nicht ungleich an Rom, Carthago, Athen oder Sparta zeigt, deren Bürgerschaft ein einziges Ganze ausmacht, welches dem Adel gegenüber steht, als im gegenwärtigen Falle, wo wir es mit dem ehemaligen Holland, oder auch den gegenwärtigen vereinigten Niederlanden zu thun haben. Hier findet sich ein durch viele in ihren Absichten verschiedene, an Vermögen beynahe gleiche Städte, so ausgebreitetes Volk, daß es sehr schwer hält, in Ansehung dieses Volkes eine allgemeine Wahrheit

festzusetzen; und noch schwerer, aus der Vergleichung von Gegenständen, die so ganz nicht die nämlichen sind, einiges Licht zu ziehen, welches unser Urtheil für Irrungen bewahre. Es scheint vielmehr, daß die holländische Geschichte als ein ursprüngliches Beyspiel angesehen werden müsse, welches sich aus vorhergehenden Begebenheiten nicht erklären läßt, aber nachher auf Zeiten ein Licht werfen muß, die itzt noch nicht da waren.

Um aber doch von dem Gedächtniß der verflossenen Jahrhunderte den bestmöglichsten Gebrauch zu machen, würde man in folgenden Stücken eine Uebereinstimmung zwischen unserm Holland und den gedachten Staaten des Alterthums finden können, daß sie alle durch die nämliche Ursache, der sie ihre Größe verdankten, entweder zu Grunde giengen, oder wenigstens in die äusserste Gefahr geriethen. Rom wurde durch seine Waffen mächtig, und sank, weil es seine Riesengröße nicht tragen konnte. Sparta war bey den strengen Regeln der Enthaltsamkeit und Armuth unüberwindlich geworden, wie es sich durch Eroberungen fürchterlich machen wollte. Da bewürkte selbst die Armuth des Volkes, die doch zuvor unter allen Bürgern eine heilsame Gleichheit des Ranges eingeführet, die Ueberwinder mit dem Raube ihrer Nachbarn bereichert hatte, einen Unterschied der Stände,

woraus die Tyranney mit allen ihren traurigen Gefährten aufs neue entsproß. Hochmuth, Geiz und Herrschsucht, die endlich diesen bewundernswürdigen Staat zerrütteten, waren also die Früchte derselbigen Gesetze, mit denen Lykurg die Fortdauer dieser Republik hatte versichern wollen. Athen und Carthago hatten die Seefahrt und den Kaufhandel zu ihrem Vortheile. Beyde wurden durch Reichthum entzweyet, und folglich ins Verderben gebracht: doch in Athen mehr das Volk, in Carthago der Adel. Bey den Holländern, die viel mehr den Carthaginensern, als den Athenienſern zu gleichen scheinen, hatten die Reichthümer doch die nämlichen Würkungen, als bey den Athenienſern. Sie entzweyten das Volk, und des Unterschiedes zwischen wankelmüthigen Griechen und gesetzten Holländern ungeachtet, liefen diese dadurch doch am meisten in Gefahr, weil die große Menge ihrer Städte sich überall im Lichte stand. Daß die Holländer derselben entkamen, solches muß meines Urtheiles zweyen Ursachen zugeschrieben werden: erstlich den verkehrten Maasregeln der nachherigen Landesherrn, die das Volk zu gering schätzten, um es ihrer feinsten Staatsklugheit zu würdigen; zweytens der Bereitwilligkeit der wohlmeinenden Bürgerschaften, ihre Irrthümer zu verbessern, so bald sie die Gefahren einsahen, denen sie sich blindlings bloß gestellet hatten. Dieses Letztere ist vielleicht ein beson-

derer

derer Zug, der den Nationalkarakter auf keine ungünstige Art zu erkennen giebt.

Laßt uns das Gesagte etwas näher erklären. Wir haben mit dem Zunehmen der Städte die vortreflichen Früchte des Handels und Reichthumes gesehen: es ist Zeit, die Schaumünze, wie man zu sagen pflegt, umzukehren, und das gegenüberstehende Nachtheilige zu beschauen. Wie die Reichthümer unter den Bürgern so allgemein verbreitet wurden, genossen sie zuerst die daraus erwachsenen Vortheile der Freyheit mit einer unaussprechlichen Zufriedenheit. Aber diese Freyheit schien, wie in Rom, so lange noch nicht vollkommen zu seyn, als die vornehmsten, oder bey uns die reichsten Bürger, kein Antheil an der Regierung hatten. Damals trat noch kein Unterschied verschiedener Religionspartheyen ein, nichts, was Jemanden ausschließen oder unbefugt machen konnte; wenn man nur reich genug war, so schien man auch Anspruch zu haben an den Titeln von Vroedschap, (Unterregent) Schöpfen oder Bürgermeister. Eine Obrigkeit zu seyn, hieß zuvor, mit einer Last beschweret seyn: itzt war dieses durch das Ansehen der Städte ein Stapfel der Ehre, das heißt ein Gegenstand des Neides und der Mißgunst geworden. Leute von Vermögen begnügten sich also nicht lange, durch ihre Stimmen die Wahl der Gesetzgeber zu lei-

ten; sie bemüheten sich, dahin zu gelangen, daß sie selbst gewählet werden könnten. Daraus entstanden Partheysucht, Kabalen, Bestechungen, und allerley Unordnungen, die dem Zwiste des Bürgerkrieges täglich neue Nahrung verschaften. Dieses ist in dergleichen Vorfällen die natürliche Schwäche des menschlichen Herzens. Wir sehen noch täglich, daß reiche Bürger entweder für sich selbst, oder für ihre Kinder nach der Regierung streben, und zwar am stärksten, wenn sie durch ein ausserordentliches Glück, es sey eine Erbschaft, eine ostindische Fahrt, oder etwas anders, sich sehr schleunig aus dem Staube gehoben haben. Nicht selten setzen sie die Wohlfahrt ihrer Religion deshalben zur Seite. Ist dann ihre Habsucht einiger maßen befriediget, so scheint der das Herz noch mehr beunruhigende Stolz ihre Stelle eingenommen zu haben. Indessen begreifen diese Neulinge nicht, daß sie sich auf diesem Wege am meisten der Gefahr bloß stellen, die Spielpuppe der Großen zu werden. Der Adel, der ihr Glück schon lange mit neidischen Augen beschaute, hat dann erst Gelegenheit, sich daran zu rächen. Unwissend und leichtgläubig lassen sie sich durch Alles, was schön in den Ohren klingt, hintergehen, und geben oft ihre Schätze wohlsprechenden Irrgeistern zum Raube hin, die heimlich ihrer Thorheit spotten. Sind sie so einmal eingeschiffet worden, so fehlt ihnen die Kraft,

wider den Strom zu rudern, und werden immer mehr genöthiget, Gesinnungen anzunehmen, die sie zuvor verabscheuet haben würden. Das Verderbniß wird endlich allgemein, weil der Einfluß der Beyspiele zu ansteckend ist, und der unversöhnliche Groll zwischen den ansehnlichsten Familien, die einander den Vorrang bestreiten, vermehret sich mit dem Vermögen, das dem Staate Flor giebt. Wenn die gute Parthey, wie man gewöhnlich sieht, die schwächste wird, so kommen viele Biedermänner, die sich bis itzt stille hielten, in den traurigen Fall, wofür Solons Gesetz gemacht zu seyn scheint, der nämlich nicht zuließ, daß Jemand in bürgerlichen Zwisten neutral bliebe. Sie müssen sich alsdann wohl zu ihren unterdrückten Mitbürgern gesellen, um selbst nicht mit in einem Ungewitter zu vergehen, das sich von allen Seiten erhebt. Glücklich ist ein Land, das unter so scheußlichen Umständen noch eine grosse Anzahl braver Seelen hat, die Muth genug zu solchem Entschlusse besitzen! Doch schien dieses damals für Holland ein unvermögendes Mittel zu seyn. Die Uebermacht des Herzoges Albrecht, den Maximilian aus Sachsen zu Hülfe gerufen hatte, mußte unterschiedliche Städte erst zu einer schändlichen Erniedrigung zwingen. Daher ereignete es sich zuerst unter der ohnmächtigen Regierung Philipps, daß das durch sein Elend klug gewordene Volk allem dem zerrüttenden Gewühle ein Ende machte.

Die Trubeln dieser Epoche scheinen daher als eine vorübergehende Gährung bemerkt werden zu müssen, wodurch das Volk von seiner angeschwollenen Quaal befreyet wurde, um einer desto dauerhaftern Gesundheit zu genießen. Und dieses, wenn es gleich mit einem grossen Verluste an Kräften verbunden war, war zur Geburt jener grossen Begebenheiten nöthig, womit die Zeit schwanger gieng. Max konnte sich glücklich schätzen, daß seine Regierung unterm Wirbel dieser Unruhen eintrat: denn früher oder später würde sie sich wahrscheinlich einer strengern Verantwortung haben unterwerfen müssen. Einige Fürsten sind, so zu reden, durch den Einfluß des Gestirnes ihrer Geburt zu einer grössern Höhe der Ehre und Wohlfahrt geführet worden, als andere mit dem besten Verstande oder der schönsten Heldentugend je erreichen konnten; und unter diesen scheint Maximilian gezählet werden zu müssen. Wenn man ihn mit Albert von Bayern vergleicht, so scheint der Unterschied zwischen beyden anfänglich sehr groß zu seyn, wenn er gleich nicht so sehr in ihrem Karakter, als in der Verschiedenheit der sie begleitenden Umständen zu suchen ist. Er war eben so habsüchtig, als der Baierfürst, und nicht vorsichtiger oder fähiger, die Liebe der Nation durch schickliche Mittel zu gewinnen. Seine Unvorsichtigkeit ergiebt sich daraus, daß er nicht blos die Privilegien verletzte, sondern auch nicht den

geringsten Deckmantel dieses unrechtmäßigen Verfahrens zu finden wußte. Folgende Züge bewähren dieses und Alles, was über seine Regierung vorher im Allgemeinen gesagt wurde. Er machte eine Verordnung, daß in der Zukunft keine Lehne auf Personen weiblichen Geschlechts verfallen, sondern beym Abgange des Mannsstammes von der fürstlichen Tafel eingezogen werden sollten. Er setzte durch die Erniedrigung der Münze das ganze Land in Verwirrung, und gab dadurch seinen Amtleuten, vom Statthalter bis zu den geringsten Empfängern herunter, Veranlassungen zu den schrecklichsten Bedrückungen. Er maßte sich gerades Weges die Direktion der Seesachen an, wozu er immerhin doch nicht berechtiget war. Er ließ viele Hoekschen, die bey der Ueberrumpelung der holländischen Städte in seine Hände fielen, zum Tode verdammen, und in ihren Verurtheilungen Beschuldigungen einfließen, welche offenbar des großen Privilegiums spotteten. So wurde ein Bürgermeister von Dordrecht enthauptet, weil er unter andern die Rechte dieser Stadt wider die Befehle des Hofes vertheidiget, und seine Stimme zur Ausschreibung eines allgemeinen Congreßes der holländischen Städte gegeben hatte. Ein anderer Zug erkläret noch mehr den Karakter dieses Fürsten, und verdient hier daher eine Erwähnung, wenn er gleich nicht unmittelbar in die vaterländische Geschichte ge-

höret. Ungefähr um diese Zeit gab sich ein gewisser Peerken Waarbeck für einen Sprossen des Hauses York aus, und wandt deshalben ein Recht auf die englische Krone vor, die kurz vorher in der Person Heinrichs des VI. zum Hause Lankaster übergegangen war. Er war der Sohn eines getauften Juden, und durch Margareta von York, die Wittwe Karls des Stolzen zu diesem Unternehmen gebraucht worden, welches er nachher mit dem Galgen büßen mußte. Aber Maximilian, der damals schon Kaiser war, hielt es nicht unter seiner Würde, mit einem solchen Betrüger gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich von ihm eine Erklärung zu erwerben, in welcher derselbe seine Ansprüche auf die englische Krone, wenn er ohne männliche Erben verstürbe, auf den Kaiser und seinen Sohn abtrat. Es ist Herr Wagenaar, bey dem man dieses ursprünglich findet.

Kein Wunder, daß ein solcher Fürst die Hochachtung der Gentener sich nicht erhalten konnte, wie sehr sie ihn auch anfänglich begünstiget hatten; aber unbegreiflich ist es, daß die Holländer sich ihm itzt so blindlings unterwarfen, da sie noch eben vorher Alles für die Freyheit gewagt hatten. Sie waren bisher von keinem ausländischen Herrn unglimpflicher behandelt worden, und hiengen ihm doch viel getreuer an, als irgend einem der vorherigen Fürsten. Seine

Kriegs-

Kriegszüge leuchteten doch nicht genug hervor, um ihn fürchterlich oder auch nur berühmt zu machen. Seine Römischkönigliche oder Kaiserliche Würde trug auch wenig dazu bey. Das Ansehen, welches diese ihm verlieh, verlor wohl doppelt durch die Armuth an Geld, worinn sie ihn stürtzte; ein Geldmangel, den eben wie unter den burgundischen Herzogen, mehrentheils unser Holland ersetzen mußte. Wie schlecht die Kaiserliche Schatzkammer gewöhnlich versehen war, das läßt sich daraus abnehmen, daß Maximilians Reisekosten, wie er sich nach diesen Ländern begab, um sich mit Maria zu vermählen, nicht durch seinen Vater, Kaiser Friederich den III., sondern durch die Niederländer bestritten wurden. Was war dann die Ursache einer solchen Verführung bey den Holländern, des schönen Beyspieles ihrer Nachbarn ungeachtet? Sicher muß diese in der Freundschaft der Kabeljauschen gesuchet werden. Aber wie kam es, daß diese nicht auch ihn, wie Albrechten von Bayern, nachdem sie die Reihe getroffen hätte, den Meister zu spielen, beherrschten, und ganz von ihren Winken abhängig machten? Davon liegt meines Ermessens der Grund darinn: daß unter den Kabeljauschen, seiner Zeit mehrere Bürger als Edele waren. Der Adel war durch langwierige innerliche Kriege geschwächt, und der Bürgerstand hatte sich zu sehr von Herrschsucht einnehmen lassen, um einstimmig der fürst-

lichen Macht, wovon Jeder seinen besondern Vortheil erwartete, zu widerstreben. Vielleicht wurde diese Art Menschen ihren niedrigen Absichten zufolge, auch durch die Furcht gegen das Schwerdt des Scharfrichters, welche den Adel vielmehr zur Widersetzung angespornet haben würde, in Zaum gehalten. Das traurige Schicksal jenes Bürgermeisters von Dordrecht schreckte ohne Zweifel wohl viele ab. Doch hieraus ergiebt sich zugleich, wie sehr ein freyer Staat leidet, wenn das Gleichgewicht der Glieder, woraus er besteht, wegfällt. Der Adel war zwar zu schwach geworden, um das Seinige zu einer gesetzten Regierungsform beyzutragen, hatte aber noch Vermögen genug behalten, den Bürgerstand durch ein böses Beyspiel zu verblenden.

So war die Niederländische Freyheit in ihrem trägen Ursprunge allerley Verwechslungen ausgesetzt, eben als ob einige Jahrhunderte an einander gekettet werden mußten, um sie zu der schweren Erschütterung vorzubereiten, die durch die Entscheidung ihres Schicksales ihre Dauer befestigen sollte. Sie wurde durch eine innerliche Ursache stets in ihrem Busen verstärkt, aber in den äussern Gliedern durch allerhand Widerwärtigkeiten geschwächet, wechselsweise unterdrücket und unterstützet, leichtsinnig angefallen und schlecht vertheitiget, aber von ihrer eigenen

Vor-

Vortreflichkeit stets wieder erfrischet, und dabey nie ganz von eifrigen Vorfechtern verlassen, die ihre Zeit in Acht zu nehmen wußten. Sie verdienet mit hohen Cedern verglichen zu werden, die auf den Gebürgen vielen Sturmwinden und Ungewittern ausgestellet, ihren Wachsthum aus dem Grunde ziehen, worinn sie gewurzelt sind, und erst nach einer Reihe von Jahren der Gegenstand jeder Bewunderung werden: aber sie schlug oft durch einen viel schwerern Stoß darnieder, und stellte sich durch ihre eigene innerliche Kräfte wieder her. Es war sicher in der letzten Periode mit keiner menschlichen Weisheit voraus zu sehen, daß damals etwas mehr als ein halbes Jahrhundert erfordert würde, um sie in Stand zu setzen, gegen die äussersten Bestrebungen Oesterreichischen Zwanges ausdauren zu können; und dieses um desto weniger, wenn dero Zeit die für ganz Europa so fürchterliche Macht dieses fürstlichen Hauses sich hätte vorher sehen lassen können. Wir, die wir uns in der Verwunderung über diese Erscheinung verlieren, müssen bekennen, daß ihr itzt schon so lange bestehendes Daseyn kaum erkläret werden kann. Doch wird es nicht ganz unnütz seyn, aus den vorherigen Anmerkungen einige Folgerungen zu ziehen, die sich fast von selbsten ergeben, und wenigstens einigen falschen Vorstellungen zuvor kommen können.

Wir haben nämlich die ältere Geschichte unsers Vaterlandes umständlich genug betrachtet, um erkennen zu können, daß die vorzüglichsten Provinzen Niederlandes vor der Errichtung unserer Republik so unbedeutend nicht waren, als man gewöhnlich glaubt. Ist dieses gleich ein süßer Irrthum, weil der gegenwärtige Flor unseres Freystaates mit jener vorausgesetzten Richtigkeit einen desto mehr auffallenden Kontrast macht, so muß er doch als ein Irrthum unbemäntelt verworfen werden. Die Anzahl blühender holländischer Städte, das Gewicht, welches fremde Mächte stets auf der Freundschaft mit Holland und Seeland setzten, ihre Kommerztraktate, das Ansehen der holländischen Grafen, auch ehe sie ausserhalb ihres Vaterlandes einiges Eigenthum besaßen, ihre ansehnlichen Eheverbindungen, ihre stete Unabhängigkeit von der Kaiserlichen Obermacht, die Unterstützung, welche die Grafen aus fremden Häusern zu ihren auswärtigen Kriegen aus diesen Ländern erhielten, die schweren Beden oder Bitten, welche ihnen unaufhörlich bewilliget wurden; alles dieses beweiset, daß Holland und Seeland nicht lange Sümpfe und Seen waren, sondern ziemlich bald blühende Länder von Kommerz wurden, denen nach Beschaffenheit der Zeiten nichts abgieng, was sie bey den größten Fürsten wichtig machen mußte. Flandern und Brabant hatten um diese Zeit noch eine gröffere Macht; wenn wir also

in der Folge sehen, daß die Wohlfahrt dieser Länder in Hollands Schoos zusammenfließt, während dem sie zu Vormauern dienen, worauf sich die Wuth des Feindes bricht, so werden wir die Möglichkeit dieser Begebenheit näher erwägen können. Man erinnere sich nur zugleich, daß unsere Vorältern aus ihren bittern inländischen Zwisten doch den Vortheil zogen, daß ihre Streitbarkeit nie erschlafte, wiewohl sie, da sie selten ausserhalb Landes die Waffen trugen, nicht die Uebung der Deutschen, Spanier und Italiäner hatten. Der Mangel dieser Uebung machte sie im ersten Anfalle unfähig zu Offensiv- aber keinesweges zu Defensivkriegen. So sehen wir, daß verschiedene Mitteln, deren sich die Vorsehung zu unserer Erhöhung bediente, wie unbegreiflich sie auch scheinen, doch aus dem natürlichen Laufe der Dinge erkläret werden können; und dieses muß uns viel grössere Befriedigung gewähren, als die Bemerkung eines unserm Verstande unbegreiflichen Wunders verleihen würde. Doch da wir zu diesen Betrachtungen übergehen, vergrössert sich der ohnehin so große Gegendstand stets, alles zeigt sich auf weiterm Abstande, die unbedeutendsten Einflüße erhalten Gewicht, alle würkende Ursachen vereinigen ihre Betriebsamkeit. Die bittersten Aeusserungen des Zwistes der Hoekschen und Kabeljauschen, das wüthendste Feuer der Flämischen, Geldrischen, Uetrechtischen und Friesischen

Kriege, das gehäßigte Joch der Burgundischen Tyrannen, alle jene traurigen Trubeln und Widerwärtigkeiten, von denen wir erwähnet haben, sind nur eitle Schatten, in Vergleichung mit denen Unheilen, welche das liebe Vaterland unter der Oesterreichischen oder Spanischen Regierung Schlag auf Schlag betrafen. Es wird aber nicht fruchtlos seyn, daß diese Zeiträume uns ein wenig aufhielten, weil sie unsere Vernunft leiten können, theils aus bereits bekannten, theils aus neuen Begebenheiten, wo diese erfordert, und von der neuern Geschichte angegeben werden, ihre Sätze herzuleiten, und darauf ihr Endurtheil zu bauen. Ich stelle mir dabey vor, daß wir wie auf einer Reise einen Strom befuhren, der bey seinem Ursprunge schmal, unbemerkt breiter wird, und uns itzt an einen Meerbusen gebracht hat, dessen Gesicht Schaudern erregt. Laßt uns versuchen, die Küste dieses gefährlichen Busens herunter unsere Reise mit dem bestmöglichsten Glücke fortzusetzen, da ihre gefährlichsten Stellen von andern bereits mit Feuerthürmen versehen sind. (afgebakend)

Karl von Oesterreich, der auf seinen Vater nach dem Tode desselben nicht nur im Gebiete der Niederländischen Provinzen folgte, sondern auch auf den Spanischen Thron, nachher zum Kaiser erhoben, dabey mit den Schätzen der neuen

Welt

Welt bereichert wurde, stieg von Zeit zu Zeit so hoch, daß hier Alles sich unterm Zwange seines Willens bücken mußte. Umsonst bemühete sich der König von Frankreich, der erst sein Mitbuhler um die Kaiserliche Krone, und nachher sein gefürchtester Gegner war, seine Macht durch unterstützung der kühnsten Mißvergnügten zu untergraben: jeder Widerstand diente nur dazu, jede weitere Ausbreitung derselben durch einen schönern Rechtsschein zu billigen. Die Stadt Gent, die ganz unglimpflich wider den Kaiser auftrat, wurde itzt viel gemächlicher, als zuvor unter Maximilian, zum Gehorsam gebracht. Die Provinzen, welche bis auf diese Zeit entweder ihre Freyheit behalten, oder einen andern Herrn gehabt hatten, als Friesland, Gröningen und Oberyssel, wurden dem großen Staatskörper der Niederlande einverleibet. Uetrecht wurde in engere Vereinigung mit Holland gezogen, und die Holländer selbst hätten gern gesehen, daß diese Provinz damals, mit Verlust aller ihrer Rechte, zu einem Anhange ihres Staates gemacht worden wäre, ohne an die Folgen zu denken, die solcher vermeinte Triumph haben mußte. Der Kaiser, der nichts sehnlicher wünschte, als die Wegräumung des Unterschiedes so vieler benachbarter Landschaften, weil er ihn als die größte Hinderung seiner absoluten Gewalt in der Regierung betrachtete, begriff dennoch wohl, daß die Zeit diesen kühnen

Schritt

Schritt noch nicht erlaubte. Gelderland machte ihm, so lange Herzog Karl von Egmond lebte, die größte Mühe; aber nach dessen Tode wurde es durch die Kaiserlichen Waffen wohl bald bezwungen, und der streitbare Martin von Rossum selbst, den die Holländer wegen seiner unzählbaren Brandschatzungen und Streifereyen so sehr gefürchtet hatten, begab sich in den Dienst des Ueberwinders. Siebenzehn niederländische, unter einem Herrn gebrachte, und beynahe als Glieder eines Körpers betrachtete Provinzen waren itzt etwas geringfügiger als die Kaiserwürde, oder das Spanische Reich, seinem Scepter unterworfen worden; und die Freyheit Niederlands, schon am Rande ihres Verderbens, wäre unwiederbringlich verloren gegangen, wenn sie nicht durch ausschweifende Gewaltthätigkeiten aus ihrem Todesschlummer gewecket worden wäre.

Karl der V. war wahrlich ein großer Mann: er würde es auch ohne seinem erhabenen Range gewesen seyn, weil seine Fähigkeiten ein Geschenk der Natur waren. Seine Staatsklugheit glich seinem kriegerischen Muthe; sein aufgelegtes Gemüth kann nicht hinlänglich beschrieben werden; kurz, wie sehr die Französischen Schriftsteller solches auch zu bemänteln suchen, ihr König Franz der I. konnte an fürstlichen Tugenden keinesweges mit ihm verglichen werden.

Er

Er war ein Niederländer, und sein Lebenslauf kann uns überzeugen, daß das Gesetzte des Niederländischen Karakters ganz gut jenes Feuer annehmen kann, welches zur Ausführung grosser Dinge erfordert wird. Es schimmert zwar bey lebhaftern Geistern angenehmer ins Auge, aber es hat keine Entzündungskraft, weil es in keinem Brennpunkte versammlet wird. Unser Kaiser, der alle seine Fähigkeiten zum nämlichen Endzwecke zu vereinigen wuste, war daher Franzen dem I., Heinrichen dem VIII., dem Kardinal Wolsey und dem Pabste zusammen allein gewachsen. Die Herrschsucht, die immer die Schwäche grosser, sich fühlender Fürsten ist, war auch die seinige, und gewiß waren die Niederländischen Privilegien eine schwache Wehre dagegen; aber seine absolute Herrschaft fiel seinen Unterthanen, wie es scheint, erträglicher, weil er sie mit weiser Schätzung des Volkes zu bedecken wußte. Hätten seine weit ausgedehnten Augenmerke ihn nicht in so viele Kriege, bald gegen Frankreich und England, bald gegen das Päbstliche Gebiet in Italien, ja oft gegen die Türken verwickelt, vielleicht wären die Niederländer, die er als seine Landsleute liebte, unter seiner Regierung glücklicher gewesen. Viele seiner Verfügungen beweisen, daß er das Gute und Fehlerhafte unserer Nation sehr gründlich kannte, und sehr dem Endzwecke des allgemeinen Wohles entsprechende Maasregeln darüber

zu treffen wußte. Allein er wurde zu sehr abgehalten, um seine Aufmerksamkeit auf Alles gehörig lenken zu können, und seiner unermeßlichen Reichthümer ungeachtet, mußte er aus Geldmangel die Holländischen und Brabäntischen Städte durch schwere Beden erschöpfen, ja, was noch weit ärger war, den dortigen Kaufhandel durch schädliche Auflagen erschweren. Man ließt nicht ohne Schaam, daß die Stände, um dieses Joch einiger maaßen zu erleichtern, zu Bestechungen der Beamten ihre Zuflucht nehmen mußten. Hätte er noch da, wie ihm die Abwechselung des Kriegsglückes zu eckeln anfieng, sich mit der ungestörten Regierung seiner unermeßlichen Staaten begnügen können, hätte er weisen Muthes genug besessen, seines erworbenen Glückes genießen zu können, sein ihm so sehr eigenes gesetztes Wesen, seine Weisheit, sein durchdachtes Urtheil würden ihm bis in die späteste Nachwelt unter den besten Fürsten und berühmtesten Siegern den ersten Platz eingeräumet haben. Die Freyheitliebenden, ihm über andere angenehmen Niederländer, würden ihn überzeuget haben, daß das Wohl eines solchen Fürsten, wie er zu seyn verlangte, nie vom Wohle des Volkes unterschieden seyn kann, weil Beyde die allgemeine Glückseligkeit bewürken.

Ist es nicht ein niederschlagendes Beyspiel der Nichtigkeit menschlicher Betriebsamkeit, daß wir diesen Kaiser, so bald es zu jenen süßen Geschäften Zeit wurde, eines Schlages im Dunkel eines Klosters verschwinden sehen; daß er nach unzählbaren Belagerungen, Schlachten und Siegen den Glanz seines Thrones nicht ertragen kann, in einem solchen schwermüthigen Aufenthalte lieber eines langsamen Todes sterben, als zum Besten des menschlichen Geschlechtes ein neues und glückliches Leben anfangen will? Es ist die Schwäche der größten Geister, daß ihre zügellosen Begierden ehender ausgelöschet als gemäßiget werden können, und daß jene Güter, denen sie aufs sehnlichste nachjagen, beym ersten Genusse ihnen so eckelhaft werden, als sie zuvor reizend waren. Wie es sich damit verhalte, Kaiser Karl hätte nicht blos als Fürst, sondern auch als Vater seine Sorgfalt weiter ausdehnen müssen. Fiel ihm die Führung des Ruders so vieler Reiche und Länder zu lästig, es wäre für erst genug gewesen, die Kaiserwürde seinem Bruder Ferdinand abzutreten: so hätte er Spanien und die Niederlande behalten, und seinen Sohn durch tägliche Beyspiele der Billigkeit und Tugend zur Regierung derselben vorbereiten können. Er war diesem Sohne, den er besser hätte kennen müssen, solche Staatslehren schuldig, ehe er es wagte, ihn zu dieser gefährlichen Höhe der Oberherrschaft zu erheben,

ches itzt, weil es zur Unzeit geschehen war, eine Reihe von Trübsalen sowohl für Philipp, als für seine Unterthanen nach sich zog.

Es fehlt nicht an besondern Zügen, die zu einem so günstigen Urtheile über des Kaisers Regierung berechtigen, wenn er dieselbe sich nur bis zum Ende seines Lebens hätte zu Herzen gehen lassen wollen. Waren seine Beden gleich mannigfaltig und schwer, so kann man doch anmerken, daß keiner der sämmtlichen Grafen die träge Einwilligung der Stände, ihre Verweigerungen, und die stäten Zänkereyen über den Umschlag des Geldes, mit so vieler Geduld ertrug. Selten wurden sie bewilliget, ohne daß man dagegen einige Gnade, oder Verabredung zur Vergeltung auszubedingen wußte. Die Städte waren viel vermögender als je zuvor; sie wollten solches dem Kaiser verbergen, der, ohne sich darüber zu erzürnen, auf Maaßregeln sann, wie er diesen Deckmantel zierlich aufnehmen könnte; und wenn er gleich hierinn sein Augenmerk nicht erreichte, so erkältete solches doch nicht seine Liebe zur Nation, noch weniger trieb es ihn an, sich das durch gewaltsame Mitteln zu versichern, was er durch gelinde nicht erhalten konnte. Seine Finanzen bestunden hauptsächlich aus dem hundertsten Pfenninge aller ausgehenden Waaren, aus dem zehnten der Einkünfte aus unbeweglichen Gütern,

und

und aus dem jährlichen Gewinne der Kaufleute. Dieses war gut ausgedacht, um den vorgesetzten Endzweck zu erreichen; aber es war so vielen Schwierigkeiten unterworfen, daß der Kaiser selbst den hundertsten Pfenning bald wieder abschaffte, und die Nachläßigkeit bey der Einforderung des zehnten, welche in den meisten Städten sehr groß war, übersah. So kann man von ihm sagen, daß er zwischen Monarchie (Alleenheerscheing) und Despotie (Dwingelandy) Unterschied zu machen wußte. Er war wie es scheint, so strenge nicht im Befehlen, als seine Schwester, die Statthalterinn, in der Befolgung seiner Gebothe. Dieses leuchtet unter andern aus den Handlungen über das Erlaubnißgeld hervor, welches vom ausgehenden Korne bezahlet werden mußte, worauf der Kaiser unaufhörlich drang, das aber als äusserst nachtheilig für das Commerz eben standhaft von den Ständen verweigert wurde. Die Statthalterinn, weit entfernt, nach Vernunft oder Bescheidenheit horchen zu wollen, würde alles gewaget haben, solches durchsetzen zu können, wie dieses aber ein allgemeines Mißvergnügen, und zu Amsterdam gar die Furcht gegen einen Aufruhr erregte, veränderte der Kaiser seine Gesinnung, und verstattete den Eingesessenen, diese Last mit einer mäßigen Geldsumme abzukaufen. Solche Beyspiele bewähren, daß er ohne Trotz als ein geschickter Steuermann das

Ruder nach Erforderniß zu lenken wußte, welches zumalen bey einem freymüthigen Volke erfordert wurde, das die niedrigsten Bittschriften mit diesen und dergleichen Ausdrücken zu beschließen pflegte: Eure Kaiserliche Majestät werden, wenn Sie so verfahren, wohl thun. Ausser diesen schönen Eigenschaften besaß er die Weisheit, verständige Rathgeber auserwählen zu können, welches deutlich genug, um andere nicht zu berühren, aus der Erhebung des großen Viglius erhellet, der, wenn er nachher halb so vielen Einfluß auf Philipp gehabt hätte, allein fähig gewesen wäre, die Niederländer nach seinem Wohlgefallen zu leiten.

Viglius, einer der bravsten und feinsten Staatsmänner seiner Zeit, und aller Angelegenheiten seines Vaterlandes sehr kundig, diente dem Kaiser stets mit seinem Rathe, und rettete ihn oft aus den verwickeltsten Umständen. Ein ausnehmendes Beyspiel hievon ist die Art, wie er die Irrung mit den Deutschen Reichsständen über die Lehnrührigkeit dieser Länder vom Deutschen Reiche entschied, da diese nicht so gänzlich verworfen werden konnte, weil sie von einigen der vorigen Grafen nur zu oft anerkannt worden war, die sich der besondern Verhältnisse wegen, worinn sie jedesmal mit den Kaisern standen, keine Beschwerde daraus gemacht hatten, wenn sie gleich die natürlichen Rechte eines unabhängigen

gigen Volkes dadurch nicht hätten verschmälern können. Der gegenwärtige Kaiser und Graf wollte diese Sache nicht durch sein Ansehen entscheiden, damit er weder dem Reiche, noch seinen Unterthanen ihre Rechte zu verkürzen scheinen möchte. Er gab deswegen die Sache dem Viglius zur Untersuchung über, der folgenden Ausspruch darüber that: die Niederlande sollten gegen Erlegung eines geringen Antheiles zu den Reichslasten im vollesten Besitze ihrer Freyheiten und Vorrechte geschützet werden, wie ausführlicher Herr Wagenaar anführet. Was hätte man dann nicht von einem solchen Fürsten hoffen können, wenn er mit Hindansetzung alles Kriegswesens sich nur mit der friedsamen Regierung seiner Staaten hätte befassen wollen? Aber freylich hatte er auch seine Fehler: er war herrschsüchtig, arglistig, streng bis zur Grausamkeit, und hartnäckig in seinen Rathschlägen. Besonders darf es nicht verborgen werden, daß sein Verfahren in Rücksicht der Religion unverantwortlich war. Schade ist es, daß seine kriegerische Lebensart ihm mehrere Veranlassung war, das Angedenken dieser Fehler zu verewigen, als seine Krone mit dem Glanze jener Tugenden, die er wahrlich besaß, zu umgeben.

Während der vierzigjährigen Regierung dieses Monarchen wurde die künstliche Maschine der Staatsklugheit mit einem ganz neuen und aller-

merkwürdigsten Triebrade vermehret. Die Reformation durch Luther in Deutschland entstanden, von einer andern Gegend her durch Zwingel und Calvyn fortgepflanzet, verbreitete sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit durch die ansehnlichsten Theile Europens. Sie fand bald mächtige Vertheidiger, und wurde ein Gegenstand ernstlicher Berathschlagungen in den Kabinettern der gekrönten Häupter und Großen der Erde. Wenn es Vielen unter ihnen angenehm war, die Macht des Pabstes beschnitten zu sehen, so hatte doch jeder Regent Ursache, auf seinen Staat wachsam zu seyn, da unter dem Aufkeimen so vieler überraschender Neuerungen, eine Umänderung leicht unzählbare andere hervorbringen konnte. Wie nämlich die besten Dinge gewöhnlich den meisten Mißbräuchen unterworfen sind, so konnte auch diese Freymüthigkeit der erneuerten Religionsmeinungen, wenn sie gleich von den meisten Anhängern mit einem redlichen Herzen betrachtet wurden, einigen zum Vorwande dienen, zu Meutereyen und gefährlichen Anschlägen über zu gehen. In Deutschland glaubte man gleich hievon die deutlichsten Vorbedeutungen zu sehen. Es war umsonst, daß der Kaiser durch strenge Placate oder Reichsgesetze Luthers Anhänger zu zerstreuen suchte. Diese neue Parthey wuchs ihm übers Haupt, und er konnte nicht verhindern, daß Sachsen, Brandenburg, Lüneburg, Hessen und

Anhalt nach eingelegter Protestation wider seine Befehle, sich zu Schmalkalden zu ihrer wechselseitigen Vertheidigung verbanden. Von da an half sogar keine Nachgiebigkeit mehr, weil ein Verdacht auf sie geworfen wurde, und wenn seine Waffen gleich endlich bey Mühlberg eine siegreiche Ueberwindung erhielten, so lehrte doch der Ausschlag, daß auch diese fruchtlos gewesen war. Der Sieger sah sich nachher genöthiget, im Passauischen Vertrage eine vollkommene Gewissensfreyheit in Deutschland zuzugestehen, und selbst die vornehmsten Häupter der Anhänger der Reformation, den Kurfürsten von Sachsen, und den Landgrafen von Hessen, welche er nach der Schlacht bey Mühlberg fünf oder sechs Jahre als Gefangene mit sich herumgeführet hatte, auf freyen Füßen zu setzen. Henrich der II., König von Frankreich, sah gern, daß solche Zwietrachten ihm zu einem vortheilhaften Kriege mit dem Kaiser Gelegenheit gaben, und beförderte daher die Reformation in Deutschland, welches nicht geschehen konnte, ohne daß sie über die französischen Gränzen drang, und in Frankreich ihres politischen Einflusses wegen gleiche Trubeln erregte. Aber die unbegreiflichen Grillen des englischen Königes, Henrichs des VIII., der wider Luther schrieb, und dem Römischen Stuhle in England allen möglichen Abbruch that, nachdem er sich durch seine Ehescheidung von der Muhme des Kaisers den

Päbstlichen Bann zugezogen hatte, beförderten dieses wichtige Werk auf eine Art, die ihm bis zu Ende seines Lebens nur Vorwürfe von beyden Partheyen und Trübsale zuzog. Unsere Niederlande, besonders die Volkreichsten Provinzen, als Brabant, Flandern und Holland, die täglich mehr als andere Länder von Fremden aus allen Gegenden besuchet wurden, konnten sich nicht lange aus dem Kreise dieser großen Gährungen halten. Vielmehr wurde die Reformation durch unzählbare Lutheraner aus Deutschland, und Calvynisten aus der Schweiz, die mit Wetteifer nach hiesige Gegenden zogen, auch hier mehr als anderswo fortgepflanzet. Aus vielen Ursachen mußte diese Veränderung hier großen Beyfall finden. Sie enthielt eine neue Art von Freyheit, und zwar in einem der allerwichtigsten Gegenstände. War dieser Punkt mal ins Reine gebracht, so ließ sich der Kaufhandel zugleich mit der bürgerlichen Freyheit, durch die Vermehrung der aus allen Gegenden hinzuströmenden Menschen, stets weiter ausbreiten. Hingegen konnten die Mönche sich durch ihre unthätige Lebensart nirgends verhaßter machen, als bey einem ämsigen würksamen Volke, das itzt ihr Leeres einsah, und ihre Erhaltungskosten unwillig bestritt. Die Wiederauflebung der Künste und Wissenschaften, die Franz der I. zur guten Stunde aus Italien nach Frankreich gebracht hatte, die daselbst Verehrer

gefunden hatten, und weiter ihrer Brauchbarkeit wegen durch die Reformatoren ausgebreitet worden waren, trug überall vieles zu einer neuen Denkungsart bey. Und wie sehr diese itzt hier zu Lande geschätzt zu werden anfiengen, das beweiset unter andern der ausserordentliche Ruhm unseres Erasmus, der in diesen Tagen blühete.

Eben natürlich war es von der andern Seite, daß der Kaiser diese Dinge sehr ungern sehen mußte. Alles, was dem Römischen Stuhle nachtheilig seyn konnte, mußte ihm nothwendig mißfallen, weil derselbe durch das Glück seiner Waffen in Italien ihm so zu reden verpfändet worden war. Brantome meint, sein Augenmerk wäre gewesen, sich selbsten die Päbstliche Krone zu erwerben. Wie es sey; er hatte schon frühe seinen Lehrmeister, Adrian den VI., mit der dreyfachen Krone zu beschenken gewußt, und nachher den Pabst Clemens, der nicht so sehr von ihm abhangen wollte, gefangen genommen. Dieser wurde gezwungen, die Kaiserliche Krone auf Karls Haupt mit eignen Händen zu befestigen, welches so vielen Eindruck machte, daß seine Nachfolger sich an diesem Beyspiele spiegelten. Mit wenigen Worten, der Pabst war auf eine kurze Zeit des Kaisers Vasall geworden. Kein Wunder also, daß er weiter hin stets das Ansehen des Päbstlichen Stuhles zu unterstützen suchte, weil dasselbe wegen seiner Verbindung

mit dem Kaiserlichen, in Rücksicht auf andere Mächte nicht verlieren konnte, ohne daß auch der Kaiser Nachtheil davon litte. In Deutschland war es dahin gebracht worden, daß der Kaiser den Zügel schießen lassen mußte; aber es war weit gefehlet, daß seine geliebte Niederländer aus dieser Nachgiebigkeit einigen Nutzen schöpften: vielmehr schien er durch die strengsten Placate diesen Schaden bey ihnen wieder ersetzen zu wollen; ja er hätte so gar gern verhindert, wenns ihm möglich gewesen wäre, daß man hier nicht erfahren hätte, wie sehr er dort den Protestanten hätte nachsehen müssen. Nicht ohne Schaudern lieset man daher, daß unter der Regierung dieses sonst so ruhmvollen Fürsten beynahe funfzigtausend Menschen, meistens Niederländer, um der Religion willen getödtet wurden. Doch waren unter diesen gewiß auch viele Aufrührer, die die Gottesfurcht, ja vielleicht den Aberglauben nur zu einem Deckmantel gebrauchten, um ihre gefährlichen Anschläge heimlich auszubrüten. Die mißlungenen Unternehmungen der irrig sogenannten Wiedertäufer auf Amsterdam und Münster, stellen ein gräßliches Gemische von Aberglauben, Scheinheiligkeit, Schwärmerey und Unzucht dar.

Kann auch die redlichste Religionsempfindeley zu solchen Ungeheuern hinüberströmen, so muß man gestehen, daß die Erhaltung der öffentli-

chen Sicherheit die sanftmüthigsten Regenten zuweilen zur äussersten Strenge verpflichten. Doch entschuldiget diese Anmerkung Karls Grausamkeit, seine Inquisition und seine Blutplacaten nur zum kleinsten Theile. Es ist ausgemacht, daß er der Staatssucht mit ihren falschen Maaßregeln zu sehr Gehör gab, um das Mistrauen, nachdem es einmal eingetreten war, gehörig einschränken zu können. Doch muß dieses zu keinen übereilten Schlüssen verleiten. Das Rohe und Ungeschlachtete dieser Zeiten, worinn sich die Wissenschaften kaum in ihrem ersten Lichte zeigten, verstattete nicht, daß das Gewissen eines so kriegerischen Selbstherrschers zum Besten der Menschen gerühret werden konnte. In diesen erleuchteten Zeiten hat man nicht viele Scharfsichtigkeit nöthig, begreifen zu können, daß kein Zwang Religionsstreitigkeiten beendigen, noch weniger religiösen Eifer unterdrücken kann, der im Tode der Märtyrer die herrlichste Siegeskrone zu erhalten glaubt. Allein in jenen unglücklichen Tagen, in denen man noch kurz vorher die verwickeltesten Streitsachen durch den Zweykampf entschieden hatte, waren die Vorurtheile noch zu stark, als daß sie durch die schwache Stimme der Vernunft unterdrückt werden konnten. Unter solchen Umständen hat die Sage den meisten Grund, daß der Ruhm der größten Seelen meistens durch die größten Fehler verdunkelt wird.

Es scheint auch, daß Karl der V. aus den mannigfaltigen Wiederholungen seiner vergeblichen Bemühungen wider den Fortgang der Reformation endlich lernte, daß er sich zu hohe Begriffe von seiner absoluten Macht gemacht hätte. Es wird erzählet, daß er nach seinem Abstande von der Regierung in seiner Klösterlichen Einsamkeit sich mit der Uhrwerkerkunst beschäftigte, und selbst dabey den Verdruß hatte, daß er keine zwo Uhren verfertigen konnte, welche stets übereinstimmig gingen, wobey er die Anmerkung machte, daß es gleiche Bewandniß mit der Regierungskunst hätte, weil man dabey auch unendliche Schwierigkeiten überwinden müßte, wenn man die streitigen Meinungen der Menschen vereinigen wollte. Mehre andere Beweise von Mäßigung bewürkten ihm nach seinem Tode den Verdacht, daß er selbst den Samen der Ketzerey in seinem Busen getragen hätte. So gar findet man bey Brantome, wenn er sich gleich auf einen andern Schriftsteller beruft und zweifelhaft ausdrückt, daß der hohe Rath der Inquisition in Gegenwart und mit Zuziehung des Königes Philipp eines males beschlossen hätte, seines Vaters Leichnam wieder auszugraben und zur Strafe seiner ketzerischen Gesinnungen zu verbrennen. Welche Seele hatte dieser Sohn? War dieses Aberglauben, religiöse Empfindeley, oder höllische Arglistigkeit, um der ganzen Christenheit eine

tiefe Todesfurcht einzujagen? Es wird doch wohl Entschuldigung verdienen, daß man eben nicht das Beste von einem Menschen vermuthet, der so viele andere Beweise der Unmenschlichkeit von sich gegeben hat.

Dritte Abtheilung.

Abwerfung des Oesterreichisch-Spanischen Joches unter Philipp dem II.

Philipp der II. war der Spanische Tiberius. Von allen seinen Handlungen muß man das Urtheil fällen, daß sie nur zu erforschen suchten, was das gutmüthigste Volk zur Ungeduld und Verzweifelung reizen könnte. In der Erwartung der mächtigsten Monarchie bey trotzigen Spaniern erzogen, voll Eigendünkels und Arglist, vom trübsinnigsten Aberglauben verblendet, und aus allen diesen Ursachen zu den grausamsten Handlungen aufgelegt, hatte er nichts vom offenen Wesen der Niederländer. Den Niederländischen Karakter kannte er durchaus nicht, und war so wenig von Natur als durch Erziehung fähig, sich jemals einen Begriff davon machen zu können. Er bildete sich vielmehr ein, diese Känntniß sey ganz unnütz, ohne zu bedenken, was sein Vater damit allein bewürkt hatte.

hatte. Dieser hatte es unmöglich gefunden, die Niederländischen Provinzen, die von der Natur selbsten so vertheilet, durch den Unterschied der Sprache, Gesetze und Sitten, selbst des Maaßes und Gewichtes so unterschieden waren, auf den gleichförmigen Fuß eines einzigen Fürstenthumes setzen zu können. Der Sohn desselben, der doch bey weitem nicht so mächtig war, glaubte zur Erreichung dieses großen Endzweckes nur nöthig, allen Gesetzen, Willekühren, Handfesten und Einsetzungen den Boden einzuschlagen, und zur gemächlichen Bewerkstelligung davon keine Zwangmittel zu unterlassen, welches eine Feigherzigkeit gewesen seyn würde. Es schien ihm unbegreiflich, daß einige Handeltreibende Distrikte ein Joch abschütteln sollten, welches Neapel, Mailand und Arragon sich ohne Mühe hatten auflegen lassen. Er war in der That ein großmächtiger König, und hatte die bestgeübtsten Kriegstruppen in seinem Dienste, die Europa damals kannte; aber ausserdem, daß er sich zu sehr auf diese Vortheile verließ, war er bloß allein Schuld daran, daß sie ihm in vielen Vorfällen schlecht dienten. An Fruchtbarkeit des Geistes zu verwikelten Entwürfen fehlte es ihm nicht, noch weniger an Schlauigkeit, sie bis zu einer bequemen Zeit im Busen zu verschließen; in Neid und Verdacht, um auf seine Staatsminister ein wachsames Auge zu halten, und so gar gegen ihre Tugenden auf

seiner

seiner Hut zu seyn, war er dem Tiber gleich: doch waren alle jene Kunstgriffe, worinn er sich täglich ermüdete, nicht hinlänglich, seinem Urtheile jene Aechtheit zu geben, ohne welcher die verborgene Kraft so vieler zusammengesetzter Werkzeuge nie zur Erreichung des gehoften Endzweckes geleitet werden kann. Es war besonders sein Geschmack, die wichtigsten Plane in abgesonderter Einsamkeit zu entwerfen, und in seiner Phantasie auszuführen, wenn er hernach die würkliche Vollziehung derselben seinen Ministern, nicht aus Zutrauen, sondern aus Unbetriebsamkeit, oder vielleicht aus Hochmuth überließ, weil er am guten Erfolge seiner getroffenen Maaßregeln nicht zweifeln wolite. Einjeder sieht, daß auf diese Weise durch das mindeste Versehen des Baumeisters das ganze Gebäude in ein Luftschloß verwandelt werden muste. Er war hierinn himmelhoch von seinem Vater unterschieden, der die Ausführung seines auch noch so beschwerlich durchzusetzenden Vorhabens selbst betreiben wollte; wodurch er sich nicht nur Ansehen gab, weil man seine hohe Person selbst zugegen sah, sondern auch eine Erfahrung verschafte, die ihn nie ohne Auskunft ließ. Unsere vaterländischen Geschichtschreiber meinen, Philipp würde, wenn er in eigener Person mit Albas Kriegsmacht die Niederlande betreten hätte, die Trubeln meistens gestillet haben; dagegen hätte seine Abwesenheit

jene unzähligen Schätze, welche er in den Niederländischen Krieg steckte, vergeblich gemacht: Ein einziges Beyspiel sey dieser Orten genug, dieses Letztere zu bewähren. Reyd erzählet, zu Parmas Zeit wären von zehn Dukaten, welche der König aus Spanien hieher schickte, gewöhnlich sieben unter den Händen seiner Diener verschwunden, und ungefähr dreye zur Besoldung des Kriegsvolkes verwendet worden, wenn indessen für jeden Mann, der die Waffen trug, der üblichen schlechten Musterung wegen, viere hätten bezahlet werden müssen. Er meint, ohne diesen Mißbräuchen hätten leicht zwey Läger ins Feld gestellet werden können, um Frankreich und die Niederlande zugleich in Furcht zu halten. So wenig wußte Philipp der II. mit aller seiner Schlauigkeit seine Kräfte zu benutzen; wenn er gleich in Rücksicht auf seinen Verstand vielleicht für einen großen Mann gehalten worden seyn würde, wenn er kein König gewesen wäre. Doch hat uns die Betrachtung seiner Person itzt lange genug beschäftiget; es ist Zeit, seine in den Niederlanden getroffenen Maaßregeln, die einzeln genommen eben so viele Zerrüttungen unserer Verfassung bewürkten, zu untersuchen.

Das Erste, wodurch er nach seiner Huldigung während seines Aufenthaltes in den Niederlanden die Gemüther von sich verfremdete, war

die

die Erneuerung der strengen Placate seines Vaters wider die Reformation, derer Exekution je länger je mehr gehäßig werden mußte, weil man nach Maaßgabe, wie die Anzahl der Reformatoren anwuchs, täglich mehrere blutige Auftritte sah. Dieses war in jeder Rücksicht eine falsche Staatskunde, weil nichts mehr die Sitten eines Volkes verhärten kann, als das tägliche Anschauen wüster Blutgerichte. Und hätte damals der Krieg mit Frankreich Vielen keine andere Beschäftigung gegeben, so läßt sich vermuthen, daß das Mißvergnügen über solche Mißhandlungen noch unter den Augen des Königs ausgebrochen seyn würde. Allein sobald er nach dem Friedensschlusse mit Henrich dem II. nach Spanien zog, war nichts mehr, was die entrüsteten Gemüther durch einige andere Zurückhaltung stillen konnte; und als wenn es nicht genug gewesen wäre, das gemeine Volk so sichtbar zu unterdrücken, so verschonten die Maaßregeln des Spanischen Hofes in der Folge weder den Adel, noch die Geistlichkeit, auf daß kein Stand übrig bliebe, der sich nicht zur härtesten Knechtschaft bequemen müßte. Viertausend Mann Spanier zur Bezähmung der abgedankten Einheimischen im Lande zu lassen; unterschiedliche Bißthümer unter dreyen neuen Erzbißthümern zu errichten, und deren Unterhaltungskosten aus den Einkünften der übrigen Kirchen zu bestreiten; sowohl im Geistlichen als

Weltlichen den Bischof von Utrecht, Perenot, einen Burgunder, bey dem sich Spanischer Trotz mit Italiänischer List vereinigte, am Ruder des Staates zu setzen, und die Großen des Landes blos als Zuschauer zu betrachten, ja die allerwichtigsten Entschließungen mit einer eigenmächtig erwählten Anzahl Personen ausserhalb des Staatsrathes zu treffen: das waren die Verfügungen des Königes, die ihm seiner Meinung nach unfehlbar den Weg zur Selbstherrschaft bahnen müßten.

Unsere Niederländer, die stets gern aus Liebe gehorchten, aber auch auf die gegenseitige Liebe und Achtung ihres Fürsten bestunden, zeigten schon frühe, daß man sie nicht anders als mit äusserster Mühe mit diesem Joche beschweren würde. Sie hörten so bald nicht, daß der König, wie er nach Spanien zurück kehren wollte, beschlossen hatte, die Spanischen Truppen im Lande zu lassen, oder sie beklagten sich in seiner Gegenwart hierüber, und darüber, daß er die Bedienungen des Landes Fremden vergäbe. Um diese Klagen einigermaaßen zu stillen, versprach er, dieses Kriegsvolk innerhalb vier Monaten abziehen lassen zu wollen; aber die Erfüllung dieses Versprechens wurde ein volles Jahr länger verschoben, und schwerlich würde auch damals schon seine Nachgiebigkeit so groß gewesen seyn, wenn er diese Truppen nicht zur

Ver-

Verstärkung seiner Flotte in der Mittelländischen See nöthig gehabt hätte. Daher bewürkte diese Verzögerung keine sonderliche Verpflichtung für eine so sehr abgepreßte Gunst; vielmehr gab der Abzug der Spanier nur eine Veranlassung zu fernern Klagen über Alles, was nicht gutgeheissen werden konnte. Die neuangesetzten Bischöfe fanden sich an vielen Orten keinen geringem Widerstande ausgesetzet. Die Schätzung der Kirchengüter, wodurch sie zum Nachtheile vieler Abteyen und Klöster bereichert werden sollten, verursachte damals so viele Verwirrungen, daß einige Städte die Ehre, mit einem bischöflichen Sitze versehen zu werden, nicht verlangten, und ihren Bischof nicht aufnehmen wollten. Doch der Bischof von Utrecht zog sich durch seinen aufgeblasenen Trotz, den er darüber zeigte, daß er zum Erzbischofe von Mecheln erhoben, und beynahe zu gleicher Zeit mit dem rothen Huthe beschenket worden war, mehr als andere Hofschranzen die Abneigung des ganzen Volkes zu. Von nun an war der Kardinal Granvelle, wie er sich itzt nannte, einem Jeden unausstehlich, nur die Statthalterinn ausgenommen, die sich von ihm leiten ließ, wohin er wollte. Einige der größten Herrn, welche die aus seiner Erhöhung ihnen zufliessende öffentliche Verachtung nicht länger verschmerzen konnten, erklärten sich rund aus für seine Feinde, und verließen den Staatsrath, worinn sie neben

ihm Sitzung hatten. Sie verweigerten ihm alle Ehrbezeugungen, und hetzten den Pöbel durch ihr Beyspiel zu Pasquillen in Schimpfschriften und Gemählden und andern gehäßigen Dingen wider ihn auf, worunter die Gaukeleyen der damaligen Marktschreyer nicht vergessen wurden. Sie kleideten ihre Knechte in schwarzer Livorey, auf deren Ermel eine Narrenkappe gestickt war, welche bald, wie der Spaß Ernst wurde, mit einem Bündel Pfeilen verwechselt wurde. Zuletzt sandten sie dem Könige eine Bittschrift zu, daß er sie dieses lästigen Ausländers entschlagen wollte, welches er mit glatten Worten von der Hand wies. Der Kardinal entsetzte sich vor allen diesem nicht im mindesten, er schien vielmehr nur noch hartnäckiger zu werden, weil ein festes Zutrauen auf die Gunst des Königes, der seine Feinde schon zu zähmen wissen würde, ihn verblendete. Wie er aber der Gefahr seines Lebens heimlich versichert worden war, sank er plötzlich in die tiefste Furcht; er suchte im Verborgenen seine Entlassung vom Königlichen Dienste, und ließ unter einem falschen Vorwande bald vergeblich nach seine Gegenwart fragen. Der Ritter Hooft verwundert sich bey der Geschichte dieses feigherzigen Staatsmannes über die gewöhnliche Schwäche jener schlauen Geister, welche sich nicht zu mäßigen wissen, wenn sie durch ihre Erschleichung der Gunst der Großen zu hohen Ehrenstellen gestiegen sind.

Hooft

Hooft kannte das menschliche Herz und seine Mängel zwar sehr gut, er urtheilet aber hier nach den tugendhaften Gefühlen des seinigen. Gleichwohl erregt es würklich Verwunderung, daß ein Geistlicher mit einem so durchdringenden Verstande, der sicher nicht zu dieser Höhe gestiegen war, ohne sich zu Schmeicheleyen bequemen zu müssen, nicht von sich selbsten erwerben konnte, daß er unter verstellten Zügen der Freundlichkeit seinen Trotz zu verbergen, und wenigstens seiner Sicherheit wegen den Schein von Tugenden anzunehmen suchte, die er nicht besaß.

Der erzwungene Abzug des Kardinals Granvelle beruhigte die Großen des Landes nicht. Sie sahen ihn nur als eine kurze Pause an, die sie dennoch zum Besten benutzen wollten. Der Prinz von Oranien, und die Grafen von Egmond und Hoorne, die mit dem Kardinale dem Staatsrathe nicht hatten beywohnen wollen, erschienen itzt daselbst, die nöthigen Veränderungen in der Regierung vorzustellen. Die Abschaffung der Inquisition und Mäßigung der Placate war ihr größter Endzweck: aber dieser schien schwerlich durchgesetzt werden zu können, so lange das Ansehen der beyden übrigen Rathskollegien, des Geheimenrathes und des Finanzrathes oder der Geldmitteln unvermindert bliebe. Vom Geheimenrathe, der über die Rechtshändel angeordnet war, hatten sie das meiste zu

fürchten. Man mußte diese Kollegien, auf deren Abschaffung man nicht dringen durfte, vergeblich zu machen suchen, und dieses ließe sich ausführen, wenn man dem Staatsrathe ein höheres Ansehen zu geben wußte, zu welchem Augenmerke es dienlich befunden wurde, die Anzahl seiner Glieder mit zehn oder zwölf der Vornehmsten des Landes zu vermehren. Solche Vorstellungen wurden sogar der Statthalterinn so annehmlich gemacht, daß sie ihr Siegel daran hing; und Viglius mit den sogenannten Kardinalsgesinnten konnte nicht verhindern, daß Egmond eine Reise nach Spanien that, um den König darauf vorzubereiten. Allein er erwarb nichts weiter, als eine höfliche Aufnahme. Philipp, als ob er scherzen wollte, ernannte einige Bischöfe zu Gliedern des Staatsrathes, die unter andern den Auftrag hatten, die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in Ausübung zu bringen, und neue Strafen wider die Ketzer auszusinnen. Kaum war Egmond aus Spanien zurückgekommen, als die Verfolgung auf besondern Königlichen Befehl aufs neue viel heftiger als zuvor zu wüthen begann, welches diesem Grafen den Vorwurf zuzog, daß er zu schläfrig seinen Auftrag ausgeführet hätte. Aber er beklagte sich öffentlich über die Spanische Verstellung, und das allgemeine Mißvergnügen wider die Königliche Regierung begann auf diese Weise in einem Hasse wider die Person des Königes selbst auszuarten.

Edle und Unedle, Katholische und Protestanten beeiferten sich um die Wette, ihren Groll am Tage zu legen. Alle Mäßigung fiel weg, weil einjeder in Gefahr schwebte, sowohl auf falsche als wahre Beschuldigungen Haus und Gut, ja das Leben zu verlieren. Wo alles unsicher ist, da wird Niemand mehr durch Furcht in Zaum gehalten. Den Protestanten wuchs auch der Muth nicht wenig durch das Glück ihrer auswärtigen Glaubensgenossen. In England waren diese so bitter beynahe als hier verfolgt worden, so lange die Ehe zwischen der Königinn Maria und Philipp bestanden hatte, nach ihrem Tode aber fanden sie eine Beschützerinn an Elisabeth. In Frankreich begünstigte Katharina von Medicis, die nach dem Tode Henrichs des II. als Königinn Mutter regierte, die Französischen Hugenotten, nicht aus Religionseifer, sondern aus Staatsklugheit, weil sie die Macht der Guizen dadurch in etwa zu schwächen glaubte. Es ist bekannt, wie jämmerlich sie, wie ihre Ensichten verändert waren, diese Unglücklichen zur Schlachtbank brachte; aber das geschah einige Jahre später, itzt noch beförderte sie den Fortgang der Reformation sehr. Kaiser Ferdinand, der eben vorher gestorben war, hatte in seinem Herzen keine Abneigung wider Luther gehabt, und deswegen die Gewissensfreyheit, die sein Bruder Karl wider Willen in Deutschland hatte ugestehen müssen, stets freywillig aufrecht

gehalten. Durch so viele zusammen würkende Ursachen hatte sich auch hier zu Lande die Zahl der Reformatoren schier täglich vermehret. Man kann ihren Reichthum einigermaaßen daraus abnehmen, daß die Calviniſten damals dem Könige dreyßig Tonnen Goldes anboten, wenn er ihnen freye Religionsübung verſtatten wollte. Eine auſſerordentliche Summe in jenen Tagen: und hätten ſie mit den Lutheranern gemeinſchaftliche Sache machen wollen, wer hätte ihr Vermögen beſtimmen können? Aber die traurige Trennung, die da ſchon zwiſchen dieſen unterdrückten Religionspartheyen eingetreten war, zwingt uns zu urtheilen, daß Religionseifer und chriſtliche Liebe ſelten gehörig mit einander vereiniget ſind.

Der Adel des Landes wußte beſſer als der große Haufe den Weg der Ordnung und Anſtändigkeit zu betreten. Er vereinigte ſich in jenem berühmten Bündniſſe, welches, wäre es glücklicher in ſeinem Erfolge geweſen, als eine Probe der Weisheit in den Geſchichten verzeichnet ſeyn würde. Römiſche und Proteſtanten verbanden ſich darinn ohne Unterſchied, weil es ohne alle Rückſicht auf Religion allein die öffentliche Ruhe zum Augenmerk hatte. De Mäſigung der Placaten und die Abſchaffung der Inquiſition wurde auf beyden Seiten eifrigſt verlangt; Alle hatten auch bey der Aufrecht-

rechthaltung der Privilegien, und der Versamm-
lung der allgemeinen Stände, welche als die
einzigsten Mittel, den angedroheten Trubeln
zuvor zu kommen, betrachtet wurden, das näm-
liche Interesse. Ihre Beschwerden, nebst den
Mitteln zu ihrer Wegräumung wurden in einer
geziemenden Bittschrift der Statthalterinn durch
eine Deputation von dreyhundert Edeln zu
Brüssel vorgestellet. Henrich von Brederode,
der an der Spitze dieses ansehnlichen Korps war,
schien diesem ersten Schritte der erwachten Frey-
heit so viel grössern Glanz zu geben, weil er
als eine Sprosse aus dem Durchlauchtigen
Blute der Grafen von Holland die erste Stelle
unter den Patrioten hatte. Oranien, Egmond
und Hoorn schienen das meiste nützen zu können,
wenn sie das Bündniß, ohne Antheil daran zu
haben, heimlich begünstigten. Ludewig von
Nassau, des Prinzen Bruder, war dennoch Ei-
ner der Anführer, worunter auch der Herr von
Bakkerzeel, ein Edelmann des Grafen von Hoorne,
gezählet wurde, welches nicht wenig Nachdenken
verursachte.

Diese Unternehmung würde gleichwohl bey
Hofe keinen sonderlichen Eindruck gemacht ha-
ben, wenn sich nicht zugleich fürchterliche Be-
wegungen unterm Volke erhoben hätten. Das
Predigen, welches zuvor nur in heimlichen Zu-
sammenkünften geschehen war, ertönte itzt öf-

fentlich. Da der Gottesdienst in den Städten nicht sicher verrichtet werden konnte, begab sich das Volk in grosser Menge aufs offene Feld oder in die Wälder, demselben dort beyzuwohnen; und aus Furcht, auch da überfallen zu werden, erschien der größte Theil gewafnet. In Flandern, wo dieses zuerst unternommen wurde, sollen sich mehr als funfzigtausend Mann gefunden haben, die sich in sechzig besondern Versammlungen ausbreiteten. Welch ein Heer hätte dieses seyn können, wenn sie alle mit den Waffen umzugehen gewußt hätten! Ihr Beyspiel entzündete sehr bald gleichen Eifer in den benachbarten Landschaften, Brabant, Hennegau, Holland, Uetrecht, und weiter alle Niederlande durch. Der Hof sah aus solchen Bewegungen, daß das Bündniß der Edeln nicht vergeblich geschlossen war; doch mißbilligten die vorsichtigsten Freunde des Volkes diese gewafneten Versammlungen, weil sie gefährlichere Anschläge befürchteten.

Die den starken Arm des Volkes zur Ausführung großer Dinge nöthig haben, können nie der zu ihrem Dienste bereiten Macht eine zu vorsichtige Leitung geben. Man bemerkte zu frühe, daß die Aufmunterung der entrüsteten Einwohner ein zu großes Glück gehabt hatte. Es wäre sehr nöthig gewesen, zu zeigen, wozu die gereizte Menge endlich fähig seyn würde; und

eben

eben nöthig, dieses zu betrachten, ohne den Römischgesinnten, die sehr mächtig waren, ungleich zu thun. Aber die Triebfedern, die zum ersten in Bewegung gesetzt wurden, hatten, ehe man es sich versah, auch das Letzte veranlasset. Alles, was auf den Bettelsack, und den aufgerapften Spottnamen von Beuzen, anspielete, die Pfenninge, welche am Halse getragen wurden, die Töpfcher, die aschfärbigen Kleidungen, und was dergleichen mehr war, war mit Fleiß ausgedacht worden, weil beyde Religionspartheyen sich solche Unterscheidungszeichen gewählet hatten; aber das bewafnete Predigen, welches darauf folgte, war ein voreiliger Mißbrauch, sowohl für sich selbst, als für die Folgen, die es unfehlbar haben mußte. Es war den Römischen ein Anstoß, und spornte die Nichtrömischen zum Aufruhre an. Einjeder, der erwägt, mit welchen Eifer theologische Streitigkeiten noch oft in unsern beruhigten und erleuchteten Tagen auf der Kanzel abgehandelt werden, und der einsehen kann, was dieses für Folgen haben würde, wenn die hohe Obrigkeit nicht stets ein wachsames Auge darauf hielte, begreift leicht, wie solches in jenen ungeschlachteten Zeiten verrichtet worden seyn muß, und zu welchen verführerischen Unternehmungen eine zügellose Versammlung dadurch vorbereitet werden konnte. Alsbald erwuchs eine jämmerliche Trennung zwischen Landsleuten und Landsleu-

ten daraus, die sich sonst einmüthig wider auswärtige Tyrannen hätten verstärken können. Aus der Trennung entstand Abneigung, aus der Abneigung Haß, Verbitterung und Wuth; denn der Pöbel kannte jene Regeln des Wohlstandes und der Anständigkeit nicht, die der Adel, wie es auch mit seinen heimlichen Absichten seyn mochte, ohne Verlust seiner Ehre nicht vernachläßigen konnte. Es läßt sich zwar wohl denken, daß unter den verbundenen Edeln auch Glücksucher seyn mochten, die, um den rettungslosen Zustand ihrer häuslichen Umstände zu verbessern, die größte Verwirrung am liebsten hatten; allein solche fanden sich in der Nothwendigkeit, sich der einstimmigen Leitung der Gesetztern unterwerfen zu müssen; wenn im Gegentheile beym angebrannten Pöbel die Ausgelassensten durchgängig das meiste Gehör fanden. Der Lärm in Antwerpen, welcher daraus entsproß, und nur durch die Anstalten des Prinzen von Oranien gestillet werden konnte, war nur ein schwaches Vorspiel der nachherigen Unheilen. Alle wahre Patrioten wünschten damals mit dem Prinzen, daß es ihm ferner gelingen möchte, diesen Ungestüm zu mäßigen. Sie begriffen nämlich, daß die Folgen sonst tödtlich seyn würden; aber sie begriffen es zu spät.

Der Hof hatte, um unter so vielen Bewegungen nicht unversetzlich zu scheinen, einen so-

sogenannten Moderationsentwurf gemacht, der doch noch mit so weniger Mäßigung abgefaßt war, daß man ihn eine Blutschrift (Moorderatie in Gegensatz mit Moderatie) nannte. Der Markgraf von Bergen und der Herr von Montigni, ein Bruder des Grafen von Hoorn, wurden mit diesem Aufsatze nach Spanien geschickt, um Namens des Landes dem Könige ihre Vorstellungen darüber zu machen; dieses mußten sie mit dem Leben büßen. Itzt war man hier zu Lande einmüthig der Meinung, ein Congreß der allgemeinen Stände wäre das letzte Hülfsmittel, welches in dieser dringenden Noth versuchet werden könnte; die Statthalterinn schien auch hievon nicht abgeneigt zu seyn, und einige schmeichelten sich, daß der König endlich darinn willigen würde. Umsonst! Jene Briefe, worinn er seinen Groll am meisten verhehlte, und nach Vorschlägen der Mäßigung zu hören schien, schlossen doch diesen Alles umfassenden Punkt mit runden Worten aus. Das Gerücht lief, der König würde herüber kommen, und zwar, wenn die Unruhen sich legen würden, mit einer Handvoll Truppen, sonst mit einem Kriegsheere; im Busen der Niederlande würden schon Anstalten zur Werbung durch Hülfe des Herzoges von Braunschweig gemacht. Itzt sah Einjeder zu deutlich ein, daß der Spanische Hof mit seiner Entschlossenheit nur einen schönen Vorwand gesucht hatte, die unglücklichen Nie-

der-

derländer mit einem Hiebe für ewig aller ihrer Eigenthümer und Vorrechte zu berauben. Wie edel war das Betragen des Adels bey dieser Verwirrung! Wie jämmerlich vereitelte die Ausgelassenheit des Pöbels seine Maasregeln! Die Edeln, an der Zahl mehr als funfzehnhundert, hielten zu St. Truien eine Rathsversammlung; von dannen begaben sich ihre Deputirte nach Düffel unweit Antwerpen, um mit Oranien und Egmond, die ihnen von der Statthalterinn entgegen gesandt worden waren, einen Vertrag zu schließen, welches wenigstens bis dahin das Beste seyn sollte. Zum Beweise, daß sie nichts weniger als Verwirrung wollten, wiesen sie den Beystand, den ihnen viertausend Französische Edelleute im Namen des Prinzen von Conde, und des Admirals von Chatillon anbothen, großmüthig von der Hand. Einjeder versprach sich schon durch wechselseitige Mäßigung die gestöhrte Ruhe wieder herstellen zu können, als die Zügellosigkeit des großen Haufens, durch die Ausgelassenheit einer aufbrausenden Wuth, wovon in diesen sonst stets unruhigen Ländern nie ein Aehnliches bekannt gewesen war, unversehends alle Verhandlungen abbrach.

Die Bilderstürmerey, in Flandern und Brabant entstanden, wüthete in einem Hui durch alle benachbarte Länder mit einem Greuel, der weder Staat noch Kirche entsah. Der Strom

dieses

dieses Verderbens rann so schnell, daß binnen dreyen Tagen mehr als vierhundert Kirchen ausgeplündert waren. Der gränzlose Muthwille verschonte keine Pracht an Gebäuden, keine unschätzbare Kunst an Gemälden und Bildhauerarbeiten, keinen Reichthum an geweiheten Kirchenzierden; auch der Königliche Sitz in der großen Kirche zu Antwerpen, woran die Wappen der Fliesritter prangten, mußte ein Opfer dieser Raserey werden. Alles, was nur Werth hatte, wurde geschändet, zernichtet, oder bestohlen. Die Bosheit, mit Altärschändung und Kirchenraub nicht zufrieden, wüthete auch in Grabstätten und todten Leichnamen, ja sogar an lebenden, harmlosen Mönchen. Der gräßliche Pöbel polterte zur Nachtzeit mit brennenden Kerzen unter einem wilden Geschrey durch die Straßen, schlug Kapellen, Kirchen, Klöster, auch Gefängnisse ein, verkehrte Alles in einem Pful des Verderbens. Dieses schien in den großen Städten nur durch ein blutiges Gemetzel beendiget werden zu können, wenn die zu einer gerechten Rache gereitzten Römischgesinnten sich mal unterwänden, hierwider aufzutreten, und die Nichtrömischen, die der Meinung nach diesen Handel heimlich begünstigten, ihnen die Spitze böten; wiewohl es bekannt war, daß sich unter beyden Religionspartheyen viele Rechtschaffene befänden, die nur nach Ruhe und Frieden strebten. Aber weil die Gewaltthätigkeit alles Vermögen

der

der Vernunft und der Gesetze überstieg, die Obrigkeit verlegen war, und die besten Staatsbürger keine Rettungsmittel wußten, so konnte Niemand sich sicher glauben. Zu Antwerpen, wo die meisten Ausschweifungen begangen wurden, war das Entsetzen so groß, daß eine Menge von Kaufleuten sich auf die Flucht begab, wenn indessen viele andere wenigstens ihre Waaren und Besitzungen einschifften, um sie anders wohin in Sicherheit bringen zu können. Ein Stoß, den diese Handlungsstadt nie wieder überwunden hat. Und wiewohl zu Brüssel, vielleicht wegen eines Ueberbleibsels der Achtung gegen der Hof und einer stärkern Anzahl von Römischgesinnten, noch kein Unheil bemerkt worden war, so erschrak die Statthalterinn auf das Gerücht jener Greuel doch so sehr, daß sie sich entschloß, nach Bergen in Hennegau zu fliehen; welches, wenn es ihr nicht wäre mißrathen worden, eine Veranlassung gewesen seyn würde, daß diese Hauptstadt nebst dem ganzen Lande, dem tiefsten Verderben einer Gesetzlosigkeit zum Raube übergegeben worden wäre. Der Staatsrath sprach ihr daher Muth ein, und die vornehmsten Glieder desselben, besonders Oranien, Egmond und Hoorn, wandten alle ihre Kräfte an, den fernern Ausbrüchen dieses Unfuges durch ein schickliches Gemenge von Strenge und Huld zuvor zu kommen, welches ihnen über alle Erwartung gelang, und dennoch veranlaßte, daß

sie

sie am Spanischen Hofe als Mitschuldige oder gar Anführer jener ehrlosen Scheusale angesehen wurden. So gefährlich ist es, einem Tyrannen zu dienen.

Die frohe Hoffnung, die viele Unrömische aus solchen tollkühnen Unternehmungen schöpften, war ein süßer, aber unglücklicher Traum. Sie erfuhren bald, daß ihr Bestand durch diese Zerrüttungen geschwächet war, daß ihre itzt unterbrochene Verbindung mit ihren Römischen Mitbürgern nothwendiger gewesen war, als sie geglaubt hatten, und daß die Spanische Parthey zu viele List besaß, um sich eines Vortheiles nicht zu bedienen, der sich ihr von selbst anboth. Es ist zwar wahr, daß die Statthalterinn in der ersten Verzweiflung ihre Einwilligung zu einem Vertrage mit der Ritterschaft gab, worinn das Predigen überall, wo es begonnen war, zugelassen wurde; aber kaum hatte sie Zeit gehabt, den Grund der Sache einsehen zu können, oder sie wuste, weit entfernt, sich an einem solchen Vertrage zu binden, jenes Band selbst aufzulösen, das allein dieses ansehnliche Korps beschützte. Die Vereinigung der Edeln zerfiel, weil sich die Römischen davon trennten, wodurch die übrige Parthey ans Wanken gerieth, und das Volk seine Stütze verlor. Man sah nachher die größten Herrn mehr und mehr sich nach den Maaßregeln der Statthalterinn fügen, be-

sonders Egmond, der sich durch strenge Verfolgung der Kirchenschänder angenehm zu machen suchte. Brederode sogar würde die Hände in den Schooß gelegt haben, wenn man ihm nicht zu harte Bedingungen gesetzt hätte. Oranien hatte aus der Abschrift eines Briefes des Spanischen Gesandten zu Paris an die Statthalterinn die heimlichen Absichten des Königes entdeckt, und war daher mehr als Jemand auf seiner Hut, sich nicht weiter verdächtig zu machen, wenn er dennoch doppelten Eifer zeigte, als Vermittler den Bruch heilen zu wollen. Bey dieser Gelegenheit der Sachen legte die Statthalterinn die Larve zu frühe ab, wie sie die verliehene Freyheit der Religionsübung wiederrief, und zu den volkreichsten Städten Besatzungen abschickte, welches zu Antwerpen und Amsterdam wieder gefährliche Aufrühre erregte, und zu Valenchien in Hennegau eine Belagerung der Stadt bewürkte. Das bewundernswürdige Verfahren des Prinzen von Oranien stellte zwar die Ruhe in den erstgedachten Städten wieder her, aber Valenchien mußte sich vor der Macht der Spanischen Waffen bücken. Dieser Verlust, nebst dem allgemeinen Schrecken, den er nach sich zog, wie auch einige verzweifelte Unternehmungen des Herrn von Brederode und seiner Anhänger mißlungen waren, indessen schon das Gerücht erscholl, daß der Herzog von Alba mit einer ansehnlichen Kriegsmacht aus Spanien

herüber

herüber kommen würde, schien den Untergang der Niederländischen Freyheit unvermeidlich vorher zu sagen: doch stund es erst am traurigsten, wie Oranien aus Verdruß, Egmond zu seinen fernern Absichten nicht bereden zu können, alles aufgab, und nach Deutschland zog. Da hallete die Luft von Wehklagen wieder, wie Jeder für sich Strafen für Missethaten fürchtete, die er entweder begangen, oder durch Ermunterung veranlasset, oder wenigstens nicht nach seinem Vermögen verhindert hatte. Viele Tausende erwählten die Flucht, und wollten mit Frau und Kindern lieber auſſer Landes in Dürftigkeit leben, als hier ein schreckliches Schicksal erwarten. Antwerpen war so tief gesunken, daß es die Thore vor einer Besatzung eröfnete, die es so lange nicht hatte einlassen wollen. Brederode, der sich seit einiger Zeit zu Amsterdam aufgehalten hatte, verließ itzt auch diese Stadt, und zugleich das liebe Vaterland auf immer; worauf sie dem Beyspiele von Antwerpen folgte und Besatzung einnahm. Friesland und Gröningen unterwarfen sich ebenfalls der Statthalterinn, der es itzt an keinen Mitteln fehlte, sich fürchterlich zu machen. Ueberall Verfolgung, Rache und Grausamkeit. Die neuerbauten Kirchen der Unrömischen wurden abgebrochen, und das Holzwerk derselben zu Galgen gemacht, woran ihre Erbauer aufgeknüpft wurden.

Hätte man Spanischer Seite etwas gelinder verfahren wollen, so wäre dieses in der That die rechte Zeit gewesen, eine absolute Monarchie den Augenmerken des Königes zufolge hieselbst einzuführen. Natürlich sinken die menschlichen Triebe, bevor sie sich beruhigen, um so viel mehr, als sie in der ersten Wuth zu sehr aufbrauseten; und dieses läßt sich bey einem ganzen Volke gewiß viel sicherer vorhersehen, weil seine Aufführung nie so sehr von der allgemeinen Regel abweicht, als die grillenhaften Aussonderungen, welche man zuweilen an einzelnen Personen bemerkt. Wie sehr die Völker dieses Erdbodens von einander auch verschieden sind, so zeigen ihre Geschichten doch stets einige Uebereinstimmungen, wovon oft zwischen einzelnen Menschen, die zufällig einen verschiedenen Karakter haben, kein Schatten gefunden wird. Die nothwendige Vereinigung der menschlichen Gesellschaften schließt so vielerley Ungereimtheiten aus, daß deswegen der Gang der Sachen viel schöner im Großen als im Kleinen berechnet werden kann. In unserm Nationalkarakter liegt zumalen ein gewisses abgemessenes Planmäßiges, daß sich solches auch in den geringfügigsten Anordnungen des täglichen Lebens offenbahret. Solch ein Volk, dieses ließe sich klar vorhersehen, konnte nicht als mit Abscheu und Reue an seine gedachte Verwilderung zurück denken; es würde daher die Königliche wohl eingerichtete Regierung

gierung, wenn sie nur erträglich geschienen hätte, willig angenommen, ja die schlagende Ruthe geküßt haben, wenn sie auch mehr als väterlich gezüchtiget hätte. Es muß hier die Anmerkung gemacht werden, daß alle die bisherigen Trubeln, wie traurig sie auch gewesen waren, doch noch kein Blutvergießen veranlaßt hatten, welches beweiset, daß diese gewaltsamen Ungewitter stets noch durch eine verborgene Richtung der Weisheit und des angebohrnen Sanftmuthes abgeleitet werden mußten. Hätte Philipp hierauf seine Aufmerksamkeit gelenket, er würde mit einer allgemeinen Versammlung der Stände mehr, als mit aller seiner Grausamkeit ausgerichtet haben. Aber er besaß zu vielen Trotz, um über seine Unterthanen mit nöthigem Sanftmuthe herrschen zu können. Die Niederländer waren auch zu unwürdige Gegenstände der Staatskunst eines so mächtigen Königes; sie sollten nicht durch unmerkliche Leitung ihres Karakters, sondern durch Gewalt erniedriget werden; und hiezu hielt er nichts weiter nöthig, als nur ihr Urtheil im Busche zu Segòvia zu weisen. Der Herzog von Alba stärkte ihn in diesen verderblichen Grundsätzen. Dieser Grausame rühmte sich, er hätte vormals wohl ein Volk von Eifer zähmen können, und nannte unsere Landsleute ein Volk von Butter, welches nur seine Verachtung verdiente. „Er „dacht nämlich nicht, wie sich der Ritter Hooft

sinnreich ausdrückt, „daß sich jenes harte Me„tal zwar wohl, aber nicht diese geschmeidige „Materie durcheinander stoßen läßt, welche „von jedem, der sich ihrer nützlich gebrauchen „will, sanft behandelt werden muß.„

Alba kam also mit einem mächtigen Kriegsheere aus Spanien. Seine Annäherung verbreitete von allen Seiten Schrecken, aber seine Grausamkeit überstieg noch alle Erwartung; sein trotzes Betragen wurde sogar der Statthalterinn unerträglich, die darauf bald ihre Entschlagung vom Königlichen Dienste erhielt und diese Lande verließ. Nicht lange hernach zeigte er sich den zitternden Eingesessenen als den gräulichsten Tyrannen, von dem sich nur ein Begriff machen läßt. Zuvor hatte er bereits die Grafen von Egmond und Hoorn, nebst vielen andern vornehmen Herrn gefangen nehmen lassen, um sie weiter zum Tode zu bringen. Itzt stellte er auf seinen eigenen Namen einen Blutrath (Raad van Berverre) an, der aus zwölf Richtern bestand, die keinen Schatten von Gesetzen oder Vorrechten in ihren tumultuarischen Entscheidungen übrig ließen. Dieses war jener Blutrath, wovon nachher jeder Niederländer schon in der Wiege mit Abscheu reden hörte. Vargas, an der Spitze dieses Mordgerichtes, zeigte sich im Gefangennehmen und Einkerkern als einen würdigen Gerichtsdiener dieses saubern

Richters.

Richters. Weder Rang noch Würde, weder Wissenschaft noch Alter, selbst solche nicht wurden verschonet, die nie den Römischen Gottesdienst im mindesten verlassen hatten. Einjeder, der nur einigermaaßen verdächtig scheinen konnte, wurde vor dieses Gericht gezogen, und ohne weitere Untersuchung zum Galgen oder zum Feuer verdammet, mit Verluste aller seiner Güter. Auf diese Weise wähnte man durch die Beraubung der ausgemergelten Unterthanen die Königliche Schatzkammer anfüllen zu können, die aber in der That durch die stäte Kränkung der Wohlfahrt des Landes bald in Mangel gesetzt wurde. Denn viele Tausende waren bereits aus dem Vaterlande entwichen, und die Anzahl der Flüchtlinge wuchs täglich an; viele andere waren vom Blutrathe ihrer Erbgüter beraubet, mithin auffer Stand gesetzt worden, den Staat durch ihre Beysteuer unterstützen zu können; und wenn der Zufall noch einige vermögende Leute verschonte, so hatten sie unter einem so allgemeinen Schrecken doch den Muth verloren, ihren Ueberfluß zum Besten des Landes im Umlauf kommen zu lassen, weil sie sich dadurch entdeckten, und die Habsucht der Spanischen Tyrannen reitzten. So wurde das Kommerz von einer Wegzehrung befallen, die nicht anders als tödtlich ausfallen konnte. Dennoch gieng nach Albas Meinung Alles gut von statten, und zu einer gewissen Fortsetzung des Wer-

kes brauchten nur die vornehmsten Städte durch Errichtung fester Schlösser zu einer vollkommenen Unterwerfung gezwungen zu werden. Und als wäre der Handel noch nicht genug unterdrückt, so sann er noch schädlichere Mittel zur Befriedigung seines Geldgeitzes aus, wobey seine Thorheit sowohl als seine Herrschsucht sichtbar war. Gewiß beweißt sein Beyspiel daher sehr deutlich, daß die treflichsten Eigenschaften eines großen Kriegeshelden, der er würklich war, nichts mit jenen Tugenden gemein haben, die zu einer glücklichen Landesregierung, worinn allein die Früchte des Sieges bestehen, erfordert werden. Doch wenn man das Gesetzte seiner Kriegszucht mit seiner seichten Staatsklugheit vergleicht, so ist er so sehr von sich selbst unterschieden, daß man sich über die Eingeschränktheit des menschlichen Verstandes betrüben muß, welcher auch mit seinen besten Fähigkeiten nur für einen bestimmten Kreis, und nicht für das Allesbefassende aufgelegt zu seyn scheint. Unersättlich in seiner Habsucht glaubte er es eine Kleinigkeit zu seyn, die Eingesessenen ihres Reichthumes zu berauben, wenn nicht die entferntesten Quellen desselben mit angegriffen würden; aber er glaubte nicht, daß die Sperrung dieser Quellen die allerschädlichste Würkung seiner Ungerechtigkeit hervor bringen würde. Er forderte dem zufolge für erst, anstatt auf gewöhnliche Art eine Bede zu thun, den hun-

dertsten

dertsten Pfenning von allen Gütern und Schätzen, welches auf eine Summe von mehr als vier Millionen berechnet wurde. Dazu drang er mit Macht auf eine immerwährende Beschwerung, die auf den Verkauf aller beweglichen und unbeweglichen Güter gelegt werden sollte, so daß von den Erstern der zehnte, von den Letztern der zwanzigste Pfenning, so oft wie sie verkauft würden, bezahlet werden sollte. Dieses hieß dem Kommerz eine tödtliche Wunde versetzen, weil alle Kaufsummen hiedurch so sehr erhöhet werden mußten, daß es nicht mehr möglich seyn würde, mit Ausländern zu handeln, oder die hier zu Lande verfertigten Stoffen gegen den Preis der ausländischen Waaren ausserhalb Landes abzusetzen.

Itzt war es keine Zeit mehr, geduldig zu schweigen: von allen Seiten her widersetze man sich einer solchen Ungereimtheit, und der Herzog erfuhr zum erstenmale, daß seine Macht wenigstens einige Gränzen hätte. Dennoch war er weit entfernt, nachzugeben, wenn er gleich nach langem lästigen Zudringen endlich gestattete, daß diese Schatzung in einigen Provinzen mit schweren Geldsummen abgekauft werden konnte, wobey er nicht ermangelte, öffentlich zu erklären, daß Unterthanen nicht einmal wissen müßten, was sie ihrem Regenten aufzubringen hätten. Sein an Zwangmitteln unerschöpflicher Geist

zeigte sich auch bey der Einschränkung der Freyheit der Druckpresse, die vorzüglich die Freymüthigkeit der Uetrechtischen Geistlichen in Zaum halten sollte. Diese guten Väter hatten in Meinung, daß sie einer sichern päbstlichen Bulle wegen in jene Schatzungen ohne besondere päbstliche Gutheißung nicht willigen dörften, diese Bulle durch den Druck bekannt gemacht. Sie hatten diesen Schritt nicht ohne Erlaubniß des Geheimenrathes gethan; aber der Herzog glaubte sich hierdurch nur desto mehr beleidiget. Er beschnitt sogleich in einem strengen Placat diese so natürliche Freyheit, und setzte einen strengen Censor an, ohne dessen Erlaubniß keiner Art Schriften gedruckt werden durften. Wozu nimmt die Herrschsucht ihre Zuflucht nicht, unterm Vorwande, die öffentliche Ruhe zu erhalten? Sanftere Gemüther als Alba schlugen nachher wohl mal ähnliche Zwangmittel vor; aber von diesen läßt sich mit Grund glauben, daß sie, unbekannt mit den Grundsätzen der Tyranney, sein Beyspiel blindlings anpriesen, ohne die Folgen davon einzusehen. Dieser Unmensch konnte nicht begreifen, daß seinen stets weiter gehenden Gräueln allenthalben rüstiger Gegenstand geboten wurde, bis er die Ursache davon in seinem zu sanften Verfahren entdeckt zu haben glaubte. Er entschloß sich deshalben, zu Brüssel den zehnten Pfenning mit Gewalt zu fordern, und daselbst ein Beyspiel der Strenge

zu

zu geben, welches die Niederländer einmal für immer abschrecken sollte, an seine unbeschränkte Macht zu zweifeln. Was Viglius, Barlaimont, und andere, selbst sein eigner Sohn dagegen einwendeten, das war vergeblich. Der Befehl wurde abgekündiget. Alsbald stund aller Handel und Wandel still, so daß selbst die Krämer ihre Laden verschlossen, und das Volk einen Aufruhr zu erregen schien. Alba, der dieses vorher gesehen hatte, und nichts sehnlicher wünschte, bracht die Soldaten unterm Gewehr, und befahl dem Henker, eine hinlängliche Anzahl Stricke zu bereiten, womit Jeder, der sich widersetzte, in seiner Hausthüre aufgeknüpft werden sollte. So wie dieses scheußliche Schauspiel eröffnet werden sollte, scholl ein unerwartetes Gerücht dem Bluthunde als ein Donnerschlag in die Ohren, und befreyete die unglückliche Bürgerschaft. Die Wassergeusen waren in den Briel gefallen.

Der Prinz von Oranien war nämlich nicht nach Deutschland entwichen, um daselbst müßig zu seyn. Seine Vermählung mit einer Sächsischen Prinzeßinn gab ihm Gelegenheit zu vortheilhaften Verbindungen, und Einfluß auf Alles. Unterschiedliche Niederländische Flüchtlinge von Ansehen, die zu ihm ihre Zuflucht genommen hatten, ermunterten seine Unternehmungen, wenn sie solche nicht unterstützten.

Doch

Doch bestund die Hauptsache in seinem ausgebreiteten und doch heimlich gehaltenen Verständnisse mit den Niederlanden. Er war, wenn gleich ein Deutscher von Geburt, vom Volke doch stets als ein Eingebohrner angesehen und geliebet worden. Das unglückliche Schicksal von Egmond und Hoorn, und die Vorladung dieses Prinzen, welche Albas Absichten mit ihm genug zu erkennen gab, vereinigten die unter diesen dreyen Herrn zuvor gleichsam zertheilte Zuneigung des Volkes itzt blos im Namen Oranien. Seine Rechtfertigung, die er wider die gedachte Vorladung ans Licht gab, traf alle gefühlvolle Seelen. Es half auch nicht wenig, daß man sein Unglück beklagte, welches ihm aus der Entführung seines ältesten Sohnes entstanden war, der von der hohen Schule zu Löwen entnommen und nach Spanien gebracht worden war, und verloren geglaubt wurde. Dieses Mitleiden erregte Wohlwollen, und die Betrachtung des ihm zugefügten Unrechtes vermehrte das Zutrauen auf seinen Beystand. Doch seine bekannte Weisheit in der Anordnung der mühseligsten Sachen begründete vor allem andern die Hoffnung, von ihm mal. von einem unausstehlichen Joche befreyet zu werden, das Römischen und Unrömischen ohne Unterschied itzt aufgelegt worden war.

Ein ziemliches Kriegsheer, welches der Prinz mit Hülfe seiner Brüder Ludewig und Johann von Nassau zusammen gebracht hatte, hatte einen unglücklichen Zug nach die Niederlande unternommen, maaßen es eines Theiles der grössern Stärke des Spanischen Kriegsvolkes wegen bey Dalem und Jemmingen geschlagen, andern Theiles durch Albas Kriegslist so lange herum geführet worden war, daß es aus Geldmangel hatte abgedankt werden müssen. Denn hatten diese drey getreuen Brüder gleich einen grossen Theil ihres Eigenthumes dieser Unternehmung aufgeopfert, so reichte dieses doch noch lange nicht hin, sondern es waren Unterstützungen aus den Niederlanden nöthig. Aber die Kaufleute waren in der Leistung derselben so hurtig nicht, als man vermuthet hatte, wenn sie gleich für die gute Sache das beste Herz hatten. In dieser Verlegenheit hielt der Prinz es fürs Beste, sein Glück zur See zu versuchen, welches zwar für ein nicht weniger kostbares, aber doch ein mehr versprechendes Unternehmen gehalten wurde. Es zeigte sich gleich, daß die Niederländer hier in ihrem Elemente wären, und so viele Ausländer nicht zu ihren Gehülfen nöthig hätten. Die Wassergeusen, denn diesen Namen trugen sie, machten sich mit einer kleinen Flotte überall fürchterlich, eroberten viele Kauffahrteyschiffe, und verschaften sich mit der reichen Beute, die in ihre Hände fiel, ganz allein ihr Auskommen.

So

So wankte die Niederländische Republik, wie eine schwimmende Insel auf der Nordsee, hin und her, als der Vater des Vaterlandes aus dem Innern Deutschlandes ihr Ruder führte. Weil dieses aber nicht ohne grosse Verwirrungen und Gefahren geschehen konnte, so wurde es nöthig erachtet, irgend einen sichern Hafen einnehmen zu müssen, welches lange Zeit vergeblich beprüfet wurde. Dann wurde auf Walchern, dann auf Texel und die Friesischen Vorinseln die Absicht gerichtet, ja bald wurde eine Landung auf die Küsten von Friesland und Nordholland beschlossen. Die Nordhollandischen Städte schienen die besten zu seyn, um von ihnen aus die Amsterdamsche Schiffahrt in die Enge treiben zu können, und Oranien hofte diese Weltstadt durch ein heimliches Verständniß zum Abfall bringen zu können; das Glück diente ihm hierinn so sehr, daß er, um seiner Sache gewiß zu seyn, einen langsamern Lauf desselben gewünscht hätte. Unsere Wassergeusen hatten mit Erlaubniß der Englischen Königinn Elisabeth, die eine Feindinn der Spanischen Parthey war, in Duins ihren Hinterhalt. Wie aber diese Regentinn die Sachen aus Politik anders einsah, befahl sie dem Admiral der Flotte, den Herrn von Lumei auf einmal, die Anker zu heben. Die Noth gab dem Muthe einen höhern Schwung. Vier und zwanzig Schiffe stiegen in See, um nach Texel überzusetzen, wurden

aber

aber durch einen glücklichen Wind auf den Maaßstrom geschlagen, wo sie auf den Briel losgiengen, und diese Stadt einnahmen. Sie war nämlich wie die meisten Plätze an der See von der Besatzung verlassen worden, weil Alba die Soldaten nützlicher im Herzen des Landes in den Vestungen der größten Städte gebrauchen zu können glaubte; welches ein großer aber seinen Grundsätzen sehr angemessener Fehler war. Sein Beyspiel beweiset, daß ein Tyrann sich gewöhnlich betrüget, wenn er sich mächtig genug glaubt, ein ganzes Volk durch Zwang in Zaum halten zu können. Der Zeitpunkt, welcher ihn von dieser Wahrheit überzeugte, kam, wie bereits erinnert worden, so treffend, daß ein jeder, nur Alba nicht, eine weise Staatslehre daraus hätte hernehmen müssen.

Es blieb bey dem Briel nicht: Vlissingen und Veere schlugen sich bald auf die Seite des Prinzen; Enkhuisen, Medenblick und andere Nordholländische Städte, woselbst die Sache schon einige Zeit vorbereitet gewesen war, folgten itzt diesem Beyspiele öffentlich. Indessen überrumpelte Graf Ludewig Bergen in Hennegau, worauf einige Südholländische Städte ebenfalls den lange bedroheten Schritt wagten. Itzt fielen Gelderland und Friesland fast zu gleicher Zeit vom Herzoge ab, der auf diese Weise von allen Seiten in die Enge getrieben, kaum

ei-

einigen Entschluß zu fassen wußte. Besonders schmerzte ihn der Verlust von Bergen, welcher seiner Meinung nach nicht ohne Zuthun der Katharina von Medicis bewürket seyn müßte, und einen desto grössern Nachtheil für ihn enthielt, weil er diese Stadt nicht wieder einbekommen konnte, ohne die vornehmsten Provinzen in diesen mißlichen Umständen von Kriegstruppen entblößen zu müssen.

Dieses war der Ursprung eines achtzigjährigen Krieges, den Oranien zuerst als Statthalter des Königes wider Alba übernahm, den nicht lange nachher unter seiner Anleitung sieben vereinigte Provinzen wider den König selbst fortsetzten, und welcher noch lange nach beyder Tod das Schicksal der Niederländischen Freyheit unentschieden ließ. Itzt entdeckt man die Ursache deutlich genug, warum diese Niederlande vor ihrer Vereinigung gemeiniglich als geringfügige dürftige Sümpfe betrachtet werden, die nur von Fischern und Landbauern bewohnt gewesen wären, und für die Geschichte einen so unbedeutenden Stoff lieferten, als ihr Umkreis in der Karte von Europa klein ist. Hierdurch soll nämlich unser gegenwärtige Zustand in Vergleichung mit dem vorigen einen desto schönern Kontrast machen. Wir werden meines Glaubens Alle weniger oder mehr von einer natürlichen Sucht belebet, erhabene Sachen in einem

noch

noch erhabenerm Gesichtspunkte darzustellen, besonders wenn die Eigenliebe auch nur von weitem mit im Spiele kömmt. Ausländer, welche unser Glück beneiden, werfen uns zu ihrem Troste diesen niedrigen Ursprung vor, und wir ertragen dieses gern, weil dieser Vorwurf, wenn er gegründet wäre, ein hohes Lob enthielte. Ein mächtiger Freystaat kann wahrlich mit vielem grössern Fuge sich des geringen Ansehens seiner Stifter rühmen, als die vermögendste Monarchie auf die lange Reihe ihrer Selbstbeherrscher stolz seyn mag. Was indessen die Verwunderung über den unerwarteten Ursprung unseres Staates betrift, so ist solche zwar recht sehr gegründet, sie entzieht aber die Seele zu sehr sich selbst, als daß sie alle vorhergehende und begleitende Umstände einzeln genug erwägen könnte. Es geschieht gewöhnlich nur der freygefochtenen Lande Erwähnung, ohne der übrigen Niederlande, die unterm Joche blieben, und deren Wohlfahrt Holland beynahe gänzlich zu sich zog, zu gedenken. Und doch sind diese es, die zu unserm Glücke nur etwas weniger, als wir selbsten beygetragen haben. Ein anderer Irrthum ist, daß die Niederländer früherer Zeiten als ein im Kriege ungeübtes und dazu gar nicht aufgelegtes Volk betrachtet werden. Ihre bisherige Geschichte hat das Gegentheil davon deutlich genug bewähret, und ihre Seezüge bewiesen stets, daß es ihnen wenigstens nicht an

Tapferkeit fehlte. Doch läßt es sich nicht läugnen, daß sie, weil sie selten zu auswärtigen Kriegen gezwungen wurden, die Kriegserfahrung der Spanier und Italiäner nicht hatten. Dieser Mangel machte sie indessen nicht unfähig zu Defensivkriegen; der Widerstand, den der Feind schon in seinem ersten Angriffe wahrnahm, wie zu Haarlem, Alkmaar und Leiden, beweißt, daß sie in dieser Art von Krieg keinesweges zu verachten waren. Seine Siege können meistens mit denen verglichen werden, die Pyrrhus über die Römer errang. Die Lage des Landes war in dieser Rücksicht auch sehr günstig, weil das Durchstechen der Dämme in der äussersten Noth stets eine sichere Zuflucht gewährte, wenn gleich dieses Mittel vielleicht aus einer falschen Oeconomie selten bey Zeiten angewendet wurde. Sonst erlernten unsere Niederländer alles dasjenige, was ihnen zur Führung eines Offensivkrieges mangelte, in kurzer Zeit von den Spaniern; doch verdunkelt ihre grössere Fähigkeit in Seekriegen diesen Ruhm, der auch wegen der vielen hinzu gezogenen fremden Truppen zu Lande nie in einem so hellen Lichte beschauet werden kann. Ich will mich hier mit keiner weitern Untersuchung der Tugenden und Mängel des Volkes aufhalten. Nur muß zu mehrerer Aufklärung der folgenden Geschichte bemerkt werden, daß bisher viele Provinzen unseres Niederlandes nur einzeln in Betrachtung kamen,

daß

daß aber von nun an unsere sieben Provinzen gleichsam als ein einfacher Staatskörper angesehen werden müssen. Die Vermengung des Eigenen jedes Landes wird auf diese Art ein neues Ganze hervorbringen, beynahe wie die Naturkündiger uns lehren, daß aus der Vermischung vieler Hauptfarben eine neue entsteht, welche die helleste unter allen ist.

Sollen uns aber diese Betrachtungen zur Kenntniß der Wahrheit führen, so muß es uns nicht verdrießen, dem Faden unserer Geschichte noch weiter zu folgen. Wenn hiebey mit der geendigten Nachforschung des Ursprunges unserer Republik die beschwerlichste Arbeit geschehen zu seyn scheint, so sind wir doch noch von unserm uns vorgesetzten Endzwecke zu sehr entfernt. Denn die weitern Ursachen unseres Aufkommens müssen ebenfalls erkannt werden, ehe etwas Wahres über die Beschaffenheit, den Flor und das Interesse unseres Vaterlandes, entweder durch Hülfe der Vernunftschlüsse, oder der fernern Erfahrung, festgestellet werden kann. Die erste und vorzüglichste Epoche des Spanischen Krieges geht mit dem zwölfjährigen Waffenstillstande oder Bestande zu Ende; unsere historische Untersuchung muß auch wenigstens bis so weit die Reihe der Begebenheiten befolgen. Bey diesem Bestande wurden die Stände oder Staaten der vereinigten Niederlande von allen

Mächten, nur nicht von Spanien, als eine freye und unabhängige Europäische Macht anerkannt. Spanien gab erst im Münsterischen Frieden seine Stimme dazu; wenn gleich seine Aufführung beym Bestande deutlich genug beweißt, daß es von einer Wahrheit überzeugt war, die es nur durch Zweydeutigkeit der Erklärungen zu bemänteln suchte. Es läßt sich daher mit Grund behaupten, daß Alles, was nur einigen Einfluß auf die Entstehung unserer Republik hat, in diesen Zeitpunkt fällt. Unterschiedliche wichtige Vorfälle theilen diese große Epoche wieder in kleinere ab, die gleichsam stufenweise zur Kenntniß des Ganzen führen. Die erste derselben, die eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit erfordert, enthält die Utrechter Union, weil sie das ganze Staatsgebäude im ersten, wenn gleich rohen doch meisterhaften Grundrisse zeigt. Um hierüber aber ein richtiges Urtheil fällen zu können, müssen viele vorhergehende Handlungen und Anordnungen, die dieselbige veranlaßten, erwähnet werden. Da die Nothwendigkeit davon in mehreren Fällen eintritt, so kömmt man zuweilen in Gefahr, weitläufiger zu werden, als gegenwärtige Abhandlung erlaubet. Es hält schwer, sich bey einem so reichhaltigen Gegenstande gehörig einzuschränken, und doch dem großen Augenmerke Genüge zu leisten, ohne je die Geduld des Lesers zu ermüden.

Alba

Alba hatte Bergen in Hennegau wieder gewonnen, und Oranien, der mit einem Heere ins Feld gekommen war, diese Stadt zu befreyen, mußte solches abdanken, weil er es wegen Geldmangel nicht besolden konnte. Dieser Zustand der Sachen bekümmerte ihn äusserst: ohne Geld konnte keinem siegenden Feinde gesteuert werden, und wenn er gleich Freunde hatte, die solches genug besaßen, ja sich auch zu seiner Unterstützung verpflichtet hatten, so waren diese doch so träge in der Erfüllung ihres Versprechens, als sie hurtig in ihrer Zusage gewesen waren. Man sollte sich beynahe vorstellen können, daß viele Menschen sich ehender bewegen ließen, ihr Leben, als ihre Schätze in Gefahr zu setzen; welches auch, wie ungereimt es immer scheinen mag, einigermaaßen natürlich ist, wenn man nur betrachtet, daß zum ersten der Mensch sich durch Leidenschaft sehr schnell entschließen kann, wenn er zum letzten nur nach langer, kalter Berathschlagung übergeht. Doch von unsern Holländern, die kein Geld als auf Hoffnung ansehnlicher Vortheile auskehren, ist es noch viel weniger zu verwundern, daß sie ihr Vermögen bey so geringem Anscheine eines guten Ausganges der Sachen nicht in die Wagschale legen wollten. Das Zutrauen auf die Unternehmungen des Prinzen hatte noch nicht tief genug Wurzeln gefaßt: man wußte zwar wohl, daß er ein großer Mann war, aber nicht, daß er größer

war, als alle seine Feinde zusammen. Dieser Irrthum verminderte sich zwar bald einigermaaßen, wie er persönlich wieder in Holland erschien, aber doch auf eine gefährliche Art, weil seine Anstalten schwere Schatzungen an Erlaubniß- und Geleitsgeldern erforderten, die nebst andern Verfügungen keinesweges dazu dienten, die Gunst des Volkes zu gewinnen. Aber das größte Uebel, welches aus diesem Unvermögen des Prinzen entstand, war, daß seine Achtung dadurch in etwa verlor, weil er sich täglich zur äussersten Erniedrigung bequemen mußte. Seine getreuesten Gehülfen beobachteten jenen Gehorsam nicht mehr, welchen sie ihm schuldig waren. Sie wollten als Freywillige angesehen seyn, die an den Gesetzen der Kriegszucht eben nicht auf das strengste verbunden wären. Daraus entsprossen so viele Ausschweifungen, wovon die abscheulichsten die schändlichen Mißhandlungen so vieler Mönche und Priester waren, als ihnen in ihre Hände fielen. Lumei und Sonoi machten sich durch solche Grausamkeiten alles des Ruhmes ihrer Heldenthaten unwürdig. Man wußte sich endlich des Erstern zu entledigen; aber der Letztere machte sich in der Folge durch die ausgesuchtsten Beweise der Unmenschlichkeit wider die Römischgesinnten eben so verhaßt, als Alba mit Vargas durch die Inquisition geworden war. Diese Unglücklichen, die von beyden Partheyen eben heftig verfolgt wurden, und zu

schwach

schwach waren, eine dritte Parthey ausmachen zu können, befanden sich in einem undenklich elenden Zustande. Oranien, der von Natur alle Verfolgung verabscheuete, bestrafte das zügellose Betragen der Seinigen um desto mehr, weil es auch in Allem seinen Absichten zuwider war. Hätte man die Römischen durch sanfte Behandlung auf die Seite der Staaten gezogen, indessen die Spanische Seite nichts mit ihrer Wuth verschonte, man hätte für erst eine starke Stütze gewonnen, und nachher die gute Sache bey Ausländern und Nachbarn in einem schönern Lichte dargestellet. Und dennoch mußte er das Gegentheil verschmerzen. Der Haß wider die Römische Religion war eine Triebfeder, ohne welcher sein eigenes Volk nicht in Thätigkeit gesetzt werden konnte. Dieses hatte man anfänglich aus der Bilderstürmerey, und nachher aus allen folgenden Trubeln klar genug abnehmen können. Lieber Türk als Papist, war die Aufschrift, welche die Seeländischen Matrosen, die zum Entsatze der Stadt Leiden zu Schiffe gingen, an ihren Hüthen trugen. Sollte man so ein Volk verhindert haben, bey einer Eroberung Kirchen und Klöster auszuplündern, und die Mönche zum Zeitvertreibe aufzuhangen?

Bey diesen und dergleichen Schwierigkeiten kam noch eine andere, die die traurigste war, weil sie die Seele der Unternehmungen wider

Spanien zu treffen schien. Das Verhältniß zwischen dem Prinzen und den Staaten konnte nämlich nicht völlig bestimmet werden, wenn dieses gleich nothwendiger als Alles zu seyn schien. Als Statthalter des Königes hatte er zuvor gräfliche Würde besessen. Er stritt noch im Namen des Königes wider Alba für die Freyheit, und hatte also in so weit das nämliche Ansehen. Allein dieses war blos eine List der Politik, kein gegründetes Gefühl. So war jeder Stand eifersüchtig auf seine Macht, und die Holländischen Städte, die so Vieles für die Freyheit hatten erdulden müssen, wollten auch die wichtigsten Vortheile desselben genießen. Dieses Verlangen war wohl nicht so unbillig, als Zeitwidrig, weil der neu errichtete Staat noch zu schwach war, als daß er durch solche Zwistigkeiten nicht in die äusserste Gefahr gerathen könnte. Der alte Groll zwischen dem Adel und den Städten fieng wieder aufzuleben an, und der Prinz, der durch viele Umstände genöthiget war, seine Macht weiter auszudehnen, als seine Rechte verstatteten, schien sich oft dem Adel sehr zu verpflichten, welches Mißtrauen erregte. Man hatte es in der ersten Staatsversammlung, welche im Jahre 1572 zu Dordrecht gehalten worden war, so genau nicht genommen; aber in der Folge wurde keine Gelegenheit versäumet, die Landesregierung auf einen neuen festen Fuß zu setzen, welches nicht

ohne

ohne viele unangenehme Gegenvorstellungen zu Stande gebracht wurde. Es war blos die Noth, welche fernere Trennungen verhütete, bis endlich in der im Jahre 1576 zwischen Holland und Seeland getroffenen Vereinigung der beaugete Endzweck erreichet zu seyn schien. Man denke sich alle diese Schwierigkeiten, die einzeln einen gewöhnlichen Verstand in Verlegenheit gesetzt haben würden: welche Weisheit wurde nicht erfordert, sie alle überwinden zu können, zumalen in der Mitte so vieler anderer Bekümmernisse, die mit dem mißlichsten Kriege, der je geführet wurde, unzertrennlich verknüpft waren?

Der Herzog von Alba, der unterdessen bis an den Hals in gleichen Sorgen steckte, und zum Uebermaaße seines Verdrusses wohl vorhersah, daß er selbst die Schuld seiner Verlegenheit, so bald diese nur bekannt würde, würde tragen müssen, sah es itzt ein, daß es Zeit wäre, eine sichere Ausflucht zu suchen. Er stellte sich zu diesem Endzwecke, als ob sein ganzes Werk nun vollführet gewesen wäre, und dieser sein Vorwand wurde von verschiedenen Umständen begünstiget. Bergen in Hennegau war wieder gewonnen, und einige andere Städte, ja ganze Provinzen, waren dadurch aufs neue unterm Joche gebracht, selbst Haarlem war nach einem hartnäckigen Widerstande eingenommen;

Alles, was noch auszuführen übrig war, würde daher zu unbedeutend seyn, um seine Aufmerksamkeit verdienen zu können. Seine triumphirende Truppen verbreiteten überall Schrecken, und sein Unvermögen, sie bezahlen zu können, war nur wenigen bekannt. Die Hebung des zehnten Pfennings, welche ihm mißlungen war, schien ein Werk zu seyn, welches seinem Nachfolger zu einem guten Anfange überlassen werden müßte. Er hatte bereits, wie er sich zu Antwerpen ein metallenes Standbild hatte errichten lassen, diese vermessenen Gesinnungen zu erkennen gegeben, und seine letzten Thaten, die noch die ruhmvollesten waren, billigten ja dieses Verfahren Er begehrte daher vom Könige seine Entlassung, der anderer Seite das Unschickliche gewaltsamer Maaßregeln durch Erfahrung kennen gelernt hatte, und hinführo zur List seine Zuflucht zu nehmen dachte, und deswegen schon seinem Ersuchen nicht ungern willfuhr. So zog Alba weg, und Don Louis de Requezens, der viel gemäßigter war, folgte ihm in der Landvogtey nach.

Ganz nach den Absichten des Königes machte Requezens gleich den Anfang mit Versöhnungsvorschlägen und listigen Friedenshandlungen, wodurch er den Eifer der Spanischen Parthey zu erkälten, und wenigstens alle Wankelmüthige in seine Absichten zu ziehen dachte. Er übte

diese

diese Kunstgriffe schlau genug aus, um die Zeit in die Länge zu ziehen, ohne daß etwas beschlossen wurde; worüber der wankende Zustand der neuen Holländischen Regierung stets in der nämlichen Unsicherheit stecken blieb. Dieses begriff man ganz wohl: aber aus welchem Grunde konnte man sich über des Königes Grausamkeit beklagen, wenn man seinen günstigen Versprechungen kein Gehör geben wollte? Zu Breda lief die Friedenshandlung, wozu die beyderseitigen Bevollmächtigten daselbst dem äusserlichen Anscheine nach mit großem Ernste zusammen gekommen waren, fruchtlos ab, weil Holland und Seeland in Rücksicht des Gottesdienstes eine Freyheit begehrten, die ihnen Philipp nach seinem Gewissen nicht verstatten konnte. Dieses war absichtlich ausgedacht worden, um die übrigen Provinzen, die sich weniger des erneuerten Gottesdienstes angelegen seyn ließen, von diesen beyden abzuziehen, und bald durch neue Handlungen gänzlich auf die Spanische Seite zu bringen.

Dem ungeachtet wurden die Kriegsunternehmungen nicht verabsäumet, und die meisten fielen für die Spanier glücklich aus. Nur verloren sie Middelburg, welches Mondragon mit aller seiner Tapferkeit nicht behalten konnte. Aber die Nassauischen wurden durch stets wiederholtes Unglück schier zur Verzweiflung gebracht.

bracht. Graf Ludewig blieb auf der Mooker-heide, und mit ihm eine ansehnliche Kriegsmacht; Leiden, welches Valdez belagert und ausgehungert hatte, wurde wohl auf eine wunderthätige Weise entsetzet, aber der Schade, den das Ertrinken des sämmtlichen umliegenden Landes verursachet hatte, war nicht anzugeben; dazu unternahmen die Spanier durchs Wasser, welches man zu tief geglaubt hatte, einen Zug nach Duiveland und Schouwen, der ihnen über ihre eigene Erwartung gelang. Darauf folgte alsbald die Belagerung von Zierikzee; und an dieser Stadt hing itzt alle Gemeinschaft zwischen Holland und der Insel Walcheren. Welcher Rath, welches Auskunftmittel in dieser dringenden Noth? Hülfe von fremden Mächten schien der einzige noch übrige Trost zu seyn: allein hierbey war keine andere Wahl, als zwischen England und Frankreich. Die schändliche Bluthochzeit zu Paris war noch in frischem, tiefen Angedenken, und die selbstsüchtige Staatsklugheit Elisabeths war von einer andern Seite nicht weniger zu fürchten. Und doch wurde ein schleuniger Entschluß erfordert. Es wurde daher zuerst eine Gesandschaft nach England mit den vortheilhaftesten Anerbietungen abgeschickt, welche die Königinn erwarten konnte. Aber umsonst: sie fürchtete Philipp zu sehr, und gab deswegen den Gesandten blos tröstliche Worte, um zu verhindern, daß man sich nicht in Frankreichs

reichs Arme würfe. Dieses wurde dennoch auch zwar beprüfet, aber eben fruchtlos.

Oranien, sagt man, that um diese Zeit die schrecklichste Vorstellung, man sollte alle Teiche und Dämme durchstechen, alle Mühlen verbrennen, und das ganze Land unbewohnbar machen; alsdann sich mit Frauen, Kindern, und allen beweglichen Gütern zu Schiffe begeben, und irgendwo unter der Sonne ein glücklicheres Land aufsuchen. Die Verzweiflung eines großen Mannes hat etwas, das gewöhnlichen Seelen nur bey der ersten Vorstellung Schwindel versetzt. Aber sollte es würklich wahrscheinlich seyn, daß dieser unerschrockene Held keine andere Gefühle in seinem Busen entwikelte? Er, der den ganzen Einfluß menschlicher Handlungen kannte, wollte vielleicht aus besondern Absichten diesen Eindruck auf die Gemüther seiner Freunde machen. Er verbarg seine Geheimnisse so tief im Innern seines Herzens, daß er deswegen mit Recht der Schweiger genannt wurde. Die Kunst, welche er besaß, die menschlichen Gemüther nach seinem Willen lenken zu können, arbeitet sich durch einen Irrgang düsterer Pfade, dem nur jene wenige Seelen, welche zur Ausübung derselben gebohren sind, nachforschen können. Wenn indessen die Vermuthung nicht zu vermessen ist, so ließe sich denken, daß der Prinz in diesen gefährlichen Umständen den Ein-

fluß des glimpflichen Verfahrens des Requezens am meisten fürchtete. Nie konnte er seine Abneigung gegen die Spanische Regierung, und das Mißtrauen gegen ihre heuchlerische Nachgiebigkeit stärker ausdrücken; und nie war dieses nöthiger, weil die Spanier itzt auf einem Wege waren, der sie, wenn sie nur weise genug gewesen wären, ihn weiter zu befolgen, gerade zu ihrem vorgesetzten Ziele geführet haben würde. Hiergegen mußten die schwachen Gemüther, wie durch einen Donnerschlag, gewarnet werden, damit sie sich nicht durch die Stricke eines betrügerischen Vertrages verwikeln ließen; und zugleich mußte man sie ermuntern, der Uebermacht des Feindes ungeachtet, der Erhaltung des lieben Vaterlandes alles aufzuopfern. Welche Beweggründe dazu konnten nun wohl vermögender seyn, als die gräßliche Vorstellung, ein so blühendes Land in diesem jämmerlichen Zustande für immer verlassen zu müssen, ohne für Frau und Kinder gegen noch elenderes Schicksal eine Zuflucht zu wissen, blos deswegen, weil die Vertheidigung desselben zu spät unternommen worden wäre? Durch welche Mittel sich dieser weise Fürst ferner in wehrhaften Stand zu setzen dachte, ist nicht bekannt worden, wiewohl daraus nicht folgt, daß er keine mehr wußte. Doch die Vorsehung eröfnete auf einmal einen ganz unerwarteten Ausweg. Requezens starb zur rechten Zeit. Ein heisses Fieber

raffte

raffte ihn so schleunig weg, daß er ganz wider sein Vorhaben sich keinen Nachfolger ernennen konnte. Von diesem Augenblicke an gingen die Spanischen Sachen zurück, und sanken bald in eine so sehr verwirrende Unordnung, daß nicht nur Holland, sondern auch Brabant, Flandern und die Wälschen Provinzen von einem neuen Muthe belebet wurden, um ihren Rechten rüstig vorzustehen.

Der Staatsrath setzte sich gleich an des Landvogts Stelle am Ruder der Regierung; war aber zu schwach, um alle diese Stürme durchführen zu können. Zierikzee, welches noch belagert wurde, war kaum übergegangen, oder die bevorstehende Veränderung kündigte sich durch ihre Vorbedeutungen an. Die Spanischen Soldaten, die sich der Insel Schouwen bemächtigt hatten, waren in langer Zeit nicht bezahlet worden; sie forderten deswegen ihr Geld, und da man ihnen es nicht geben konnte, setzten sie alle Kriegsdisciplin aus den Augen. Nun offenbahrten sich erst die bösen Folgen der Blutsaugereyen Albas, die die Landeskasse zur Armuth gebracht hatten, anstatt sie zu bereichern, wodurch die Regierung allen Nachdruck verlieren mußte. Das aufrührerische Volk suchte sich durch Plündern und Brandschatzen bezahlt zu machen. Brabant, Flandern und Hennegau wurden von ihrem zügellosen Muthwillen umgewühlet;

gewühlet; und wenn hie und da einige Rotten wider sie in Bewegung gesetzt wurden, so diente dieses nur dazu, auch die übrigen Spanier aufzuhetzen, die fürchteten, diese schlechte Auffühhrung möchte an der ganzen Nation gerächet werden. Die Verwirrung, welche hieraus zwischen dem Staatsrathe, den besondern und allgemeinen Ständen, und den verschiedenen Kriegsobersten entstand, war unbeschreiblich. Der Staatsrath wurde in Brüssel als Spanischgesinnt gefangen genommen; aber Hieronimus Roda, einer der Mitglieder desselben, der sich eben zu Antwerpen befand, bediente sich dieser Gelegenheit, um die Regierung an sich zu ziehen. Die Aufrührer hatten Mastricht jämmerlich ausgeplündert. Roda lockte sie nach Antwerpen, wo sie in Vereinigung mit der Besatzung des Schlosses ein Blutbad anrichteten, welches mehr als fünftausend Menschen das Leben kostete, wenn ihnen die aufsteigende Flamme von fünfhundert angezündeten Häusern im gräßlichsten Dunkel der Nacht den Weg wies, diesen Stolz der Städte in Verwüstung umzukehren. Das Andenken dieses Greuels läßt sich unter der wahren Benennung: Die Spanische Furie, nie austilgen; und doch wird gemeldet: Roda hätte ihn, als seine schöne That, dem Könige in Briefen bekannt gemacht.

Auf das Gerücht einer solchen zügellosen Wuth spannten alle angränzende Landschaften zusammen, sich mit Gewalt dieser Ungeheuer zu entschlagen. Holland und Seeland hatten, so bald ihnen durch diese Veränderung einige Ruhe zu Theile geworden war, ihre Verbindung unter einander, an welcher man schon so lange gearbeitet hatte, endlich vollzogen, und dem Prinzen, so lange der Krieg währen würde, die höchste Gewalt aufgetragen. Itzt schlossen sie mit den Römischgesinnten Landschaften die Gentische Befriedigung, welche die Vertreibung der Spanischen Soldaten, die Aufhörung aller Verfolgungen um der Religion willen, und die Wiederherstellung der Vorrechte und Gesetze jeder Landschaft, kurz die allgemeine Ruhe zum Augenmerke hatte. So weit hatte Oranien durch seine weit ausgedehnte Verständnisse die Sachen gebracht; und Alles ließ sich dazu an, daß er bald auch in den übrigen Provinzen, besonders in Brabant, wenig kleineres Ansehen, als in Holland und Seeland erhalten würde. Allein indem dieses vorfiel, war Don Johann von Oesterreich, des Königs natürlicher Bruder, zum Landvogte ernannt worden, und bereits in dieser hohen Eigenschaft in Luxenburg angekommen, von wannen er durch Briefe den allgemeinen Ständen seine Ansetzung bekannt machte. Holland und Seeland wiesen ihn zwar ab, konnten aber doch nicht verhindern, daß die

übrigen Provinzen sich mit ihm in Unterhandlungen einließen. Sie verpflichteten sich, ihn als Landvogt zu erkennen, wenn er den Inhalt der Gentischen Befriedigung beschwören würde. Der Abzug der Spanier war der Punkt, auf den sie das meiste drangen, und worüber er die größten Schwierigkeiten machte; doch selbst über die Art des Abzuges, wenn dieser vor sich gehen würde, konnte man nicht einig werden, ob er nämlich zu Wasser oder zu Lande geschehen sollte. Don Johann war für die Seereise; und wenn die Staaten gleich alle seine Absichten hiebey nicht einsahen, so nöthigten sie ihn doch, eine Vorstellung aufzugeben, die für so ungereimt gehalten wurde. Man schloß dann jenen Vertrag, der das ewige Gebot genannt wurde, als ob mit dem Abzuge der Spanier, der unmittelbar darauf folgte, aller Grund zum Mißtrauen weggeräumt gewesen wäre. Aber Oranien sah die Sache viel tiefer ein, und bewürkte deswegen, daß Holland und Seeland alle Einladungen, um ebenfalls in dieses Bündniß zu treten, rund aus abschlugen. Zwar waren die Ursachen, welche sie anführten, um davon verschonet zu werden, nicht vom äussersten Gewichte; allein ihre heimliche Schwierigkeiten, wovon man damals noch nicht Rechenschaft geben konnte, wurden bald durch die Aufführung des neuen Landvogtes gerechtfertiget.

Diese

Diese Fürstliche Person schien gebohren zu seyn, um viele große Entwürfe zu machen, die sich nicht ausführen ließen. Einige Jahre vorher hatte er, weil er über die Türken in einem Seetreffen bey Lepanto einen herrlichen Sieg erfochten hatte, seine Absicht auf das Königreich Tunis gerichtet gehabt. Wie er itzt hieher gesandt worden war, weil man in Spanien vielleicht ein Mißtrauen auf ihn gesetzt hatte, hielt er es dafür, nichts sey gemächlicher, als diese Lande zu unterjochen, und dann mit ihrer Macht ganz England einzubekommen. Und wie er dem zuwider gezwungen wurde, seine Spanier von hier wegziehen lassen zu müssen, wollte er doch, daß solches zur See geschehen sollte, damit England im Vorbeygehen verschluckt werden könnte. Oranien, der dieses Vorhaben aus aufgefangenen Briefen entdeckt hatte, benachrichtigte Elisabethen davon, und erhielt für diese Warnung keinen geringen Dank. Aber Don Johann, der stets vom nämlichen Schwindelgeiste getrieben wurde, glaubte sicher, daß er in den Niederlanden wenigstens nichts weiter zu fürchten hätte. Er machte sich durch Betrug Meister von der Vestung zu Namür, und von Charlemont; entboth auch ein neues Heer aus Spanien, um die Staaten damit zu bekriegen. Den Tag, an welchem sein Anschlag auf Namür gelungen war, nannte er den ersten Tag seiner Landvogtey; aber alle seine Begünstiger miß-

priesen die Sache, und Brabant nahm bald darauf den muthigen Entschluß, den Prinzen von Oranien zum Rûwaard zu erheben.

Eine so ansehnliche Beförderung konnte nicht unbeneidet bleiben. Viele Große, worunter der Herzog von Aarschot, Statthalter von Flandern, der Markgraf von Havrech, und selbst der junge Graf von Egmond gezählet wurden, stellten sich vor, daß die zunehmende Macht Oraniens bald zu ihrer Erniedrigung gereichen würde. Sie fürchteten, die allgemeine Landvogtey könnte ihm zuletzt leicht aufgetragen werden, und vereinigten sich, um ihm bey Zeiten den Weg dahin zu sperren. Mit diesem Bestreben beförderten sie unversehends eine andere Wahl zum Vortheile des Erzherzoges Mathias, Bruders des Kaisers, der jung und unerfahren, oben ein sehr folgsam, mithin sehr dazu aufgelegt war, sich von herrschsüchtigen Höflingen, wie sie waren, abhängig zu machen. Sie erreichten dennoch in der Folge ihre Absichten nicht. Im Gegentheile zeigte es sich, daß sie dem schlauen Prinzen keinen grössern Dienst hätten erweisen können, maaßen er gleich zum Statthalter des Erzherzoges angestellet wurde, und seit dem im Namen des Erzherzoges Alles so meisterhaft einzurichten wußte, daß das Volk diesen Fürsten mit einer kleinen Veränderung den Griffier (Geheimen Sekretair) des Prinzen nannte.

Aber

Aber Don Johann, den die allgemeinen Staaten öffentlich als ihren Feind erkläret hatten, brannte vor rachgieriger Wuth: und die Mittel zur Ausführung seiner Rache fehlten ihm nicht. Aus Spanien rückte eine ansehnliche Kriegsmacht, mit dem tapfern Alexander Farnese an ihrer Spitze, heran, und trieb überall Schrecken vor sich her. Die Staaten hatten zwar auch ein Heer auf den Beinen; aber es konnte weder an Erfahrung, noch an Kriegszucht, noch auch an Fähigkeit seiner Befehlshaber mit dem Spanischen verglichen werden. Es kam zu Gemblours zu einem Handgemenge, worinn Don Johann einen vollkommenen Sieg erfocht. Wer würde es glauben, wenn ein Geschichtschreiber von geringerm Ansehen als Reyd es berichtete, daß die vornehmsten Feldherrn vor Anhebung der Schlacht nach Brüssel geritten gewesen wären, um dorten einer Hochzeit beyzuwohnen? Ein solcher Beweis der Unachtsamkeit berechtiget nicht, im Uebrigen günstiger von der guten Ausführung des ihnen aufgetragenen wichtigen Amtes zu denken. Für wahr, man behauptet, es wäre unter den Niederländischen Großen dieser Zeit eine sehr gemeine Schwäche gewesen, mit dergleichen Ergötzungen die Zeit zu verderben. Indessen hatte diese Niederlage den Verlust so vieler Plätze zum Gefolge, daß die Hofhaltung, weil sie sich zu Brüssel nicht mehr sicher glaubte, nach Antwerpen entwich. Es

erweckte viele Bekümmerniß, daß die Verbindung der angefochtenen Landschaften mit Holland und Seeland wegen des Unterschiedes in der Religion nicht fest gegründet wäre.

In Holland wurden die Römischgesinnten stets durch das wüste Betragen des gemeinen Volkes beleidiget, wovon in Amsterdam und Haarlem um diese Zeit neue Beyspiele vorfielen. Diese zwo Städte waren, nebst andern von wenigerer Bedeutung, noch lange Spanischgesinnt geblieben, und bey der Gentischen Befriedigung war festgesetzt worden, daß sie sich, wenn sie diesem Bunde beypflichten würden, in Rücksicht der Religion völlige Befriedigung vom Prinzen sollten ausbedingen dürfen. Wenn nun gleich die Bestimmungen der Gentischen Befriedigung durch das ewige Gebot ihre Verpflichtung verloren hatten, so gingen diese Städte doch ohne solche Befriedigung nicht zu den Absichten des Prinzen über. Haarlem hatte die freye, und Amsterdam so gar die einzige Ausübung des Römischen Gottesdienstes zur Bedingung gemacht. Haarlem war ein Jahr früher, und Amsterdam fast zur nämlichen Zeit, als die Schlacht bey Gemblours vorgefallen war, hiezu übergegangen. Aber die Haltung des Verabredeten währte daselbst kaum vier oder fünf Monathe. Die Unrömischen waffneten sich im Geheim, und trieben hernach die Regierung sowohl, als die

Geist-

Geistlichkeit schmählich heraus; darauf folgte zu Haarlem bald die Eroberung der großen Kirche und die Ermordung eines Priesters. Man sah vor, daß diese bittere Wuth der Römischen, wenn sie ein Gleiches in den Flämischen und Brabäntischen Städten, woselbst schon ein zahlreicher Haufe ans Stürmen geschlagen war, unternehmen würden, das ganze Land in die äusserste Gefahr ziehen würde. Um also den Bruch bestmöglichst zu heilen, und fernern Trubeln zuvor zu kommen, schlug man im Namen des Erzherzoges Mathias einen Religionsfrieden vor, worinn durch alle Niederländische Länder Freyheit des Gottesdienstes unter keinen andern Einschränkungen, als die gemeine Ruhe unmittelbar zu fordern schien, eingeräumet werden sollte. Einige abgelegene Provinzen nahmen diesen Religionsfrieden an; aber das Stift, wenn ihm der Prinz gleich Genüge geleistet hatte, war des Einflusses der Römischen Geistlichkeit wegen anders gesinnet, und Gelderland mußte dazu gezwungen werden. Doch was hieraus in Flandern entstand, muß vorzüglich bemerkt werden.

In Gent hatten sich schon seit einiger Zeit Tumulte bemerken lassen. Oranien hatte daselbst Freunde, die durch ein zu ungestümes Verfahren ihre treuesten Dienste verbitterten. Ryhove und Imbize hatten in einem Aufruhre,

den sie zu ihrem Endzwecke selbst erregt hatten, den Herzog von Aerschot, Statthalter von Flandern, nebst verschiedenen andern Herrn, die alle Widerstreber des Prinzen waren, in Verhaft genommen. Wie er aber solches öffentlich mißbilligte, und selbst die Befreyung des Herzoges bewürkte, stunden sie verlegen und beschämt. Die übrigen Herren blieben dennoch gefangen, und zween derselben wurden in den nachherigen noch gräßlichern Trubeln gar aufgehangen. Diese Gentischen Eiferer suchten nämlich, wie sie sich von der Prinzlichen Parthey verlassen sahen, und die Rache der beleidigten Parthey fürchteten, ihre Sicherheit in der Verwirrung, und machten sich stark, eine eigene Parthey ausmachen zu können. So bald also der Entwurf des Religionsfriedens bekannt gemacht worden war, welches nicht ohne Ursache der Anordnung des Prinzen zugeschrieben wurde, schilderten sie seine Toleranz mit den gehäßigsten Farben ab, und gebrauchten den Prediger Dathenus dazu, um ihn auf der Kanzel einen Gottlosen zu schelten, wodurch die Stadt in Aufruhr gerieth, und dem Römischen Gottesdienste jeder nur mögliche Abbruch zugefüget wurde. Sie schränkten sich nicht auf Gent ein, sondern besuchten auch die benachbarten Städte, als Ypern, Brügge, Oudenaarden, Dendermonde, unter Plünderung der Kirchen und Klöster, und allerley Muthwillen. Hieraus entstand ein neuer

Krieg,

Krieg zwischen den Gentenern und einigen Wälschen Regimentern, die, um dem Laufe dieses wüsten Lärmens Einhalt zu thun, sich wider dieselbigen zur Wehre stellten, unterm Namen der Malcontenten oder Mißvergnügten.

Ungefähr um diese Zeit starb Don Johann; und dieses war ein großes Unglück für die Staatschen, weil der Prinz von Parma, an Kriegserfahrenheit wenigstens seines gleichen, und an Staatsklugheit bey weitem sein Meister, sein Nachfolger war. Doch während dem jene Begebenheiten vorgefallen waren, hatte Oranien auch seine Zeit in Acht genommen. Man hatte ihn oft scherzen hören, die Braut, derer er versichert wäre, hätte mehrere Freyer, und er wuste sich die Eifersucht derselben sehr gut zu Nutze zu machen. Deutschland, Frankreich, England mußten wechselsweise in den Niederländischen Händeln verwikelt werden; besonders mußten die beyden letzten Reiche um Hülfe ersucht werden, ohne daß die daraus entspringende Verpflichtung in Abhängigkeit entartete. Und so schmeichelte man dem Kaiser auf dem Reichstag zu Worms durch Aldegondes wohlredenden Mund; man berief den Herzog von Anjou aus Frankreich, um Beschützer der Niederländischen Freyheit zu werden, wozu er dem Vorgeben nach sich aus Mitleiden angeboten hätte; und man erhielt von der Königinn Elisabeth, die dieses

ungern sah, daß sie die deutschen Truppen, womit Herzog Johann Casimir in Anmarsch war, bezahlte; nicht aus großer Gunst, sondern damit nur nichts unversuchet bliebe, was eine zu enge Verbindung zwischen den Franzosen und Niederländern verhindern könnte.

Vierte Abtheilung.

Errichtung der Uetrechtischen Union und der Republik.

Nie ging eine Handlung besser von statten. Anjou und Casimir beschützten das Land wider Don Johann, und zogen nach seinem Tode wieder weg, weil sie einander wegen ihres wechselseitigen Mißtrauens nicht ertragen konnten: unterdessen hatten unsere Niederländer Zeit gewonnen, um das große Werk ihrer Vereinigung zu entwerfen, welches sie itzt auszuführen dachten. Sie überließen die Gentener und die Walen ihren wechselseitigen Streitigkeiten, und legten zu Uetrecht den Grund zum glücklichsten Freystaate, der je, wenn gleich nicht völlig den philosophischen Grundsätzen Plato's oder des Morus angemessen, bestanden hat. Fünf Provinzen unterzeichneten für erst diese Uetrechtische Union, denen sich Friesland noch im nämlichen

Jahre,

Jahre, und Oberyssel im folgenden beygesellete. Doch muß bey dieser Angabe bemerkt werden, daß sie in Rücksicht auf Gröningen nicht ächt ist. Diese Provinz war seit einiger Zeit durch heftige Streitigkeiten zwischen der Stadt und der umliegenden Landschaft zerrüttet worden. Wie diese alsbald unterzeichnen wollte, war solches für die Stadt genug, es zu verweigern. Vielleicht wurde sie durch ihren Statthalter, den Grafen von Renneberg, der damals schon heimliche Absichten hatte, davon zurück gehalten. Sein offenbahrer Abfall im folgenden Jahre war die Ursache, daß die Stadt Gröningen erst funfzehn Jahre später in diese Verbindung treten konnte. Middelburg hatte ebenfalls der Irrungen mit Vlissingen und Veere wegen einige Schwierigkeiten geäussert; doch diese wurden aus dem Wege geräumt. Dergleichen Ausnahmen abgerechnet, läßt sich der Anfang unserer Niederländischen Republik ins Jahr 1579 setzen: wobey beym ersten Anblicke nichts mehr auffällt, als daß Oranien, der das ganze Werk betrieben hatte, sich dennoch stellte, als ob Alles ohne ihm geschehen wäre.

Er hatte nur blos seinen Bruder, den Grafen Johann von Nassau, dazu gebraucht, so wie er erwähnter maaßen durch den Grafen Ludwig das Bündniß der Edeln bewürkt hatte. So groß war die Vorsichtigkeit dieses Fürsten, daß

er

er Niemandes Ehre oder Achtung kränken möchte. Denn weil er kurz vorher Statthalter von Brabant geworden war, so glaubte er sich verpflichtet, den Brabändern, die meistens Römischgesinnt waren, schonen zu müssen. Doch das Wichtigste war, daß er den Erzherzog Mathias, als allgemeinen Statthalter, nicht aufbringen wollte. Es war um vieler Ursachen willen für gut befunden worden, den Erzherzog zu den geheimen Berathschlagungen der Union nicht zuzulassen; und dieses war zu sehr bekannt, um bemäntelt werden zu können. Besonders war solches um deswillen beschlossen worden, weil man selbst von der Unrömischen Seite sich nicht in allen Stücken an der Mäßigung seines Religionsfriedens zu halten dachte. Es würde daher dem jungen Landvogte, der durch die Schliessung eines solchen Bundes ohne Zuziehung seines Rathes schon weniger oder mehr beleidiget worden war, sehr hart gefallen seyn, seinen vornehmsten Diener unter jenen zu erblicken, die denselben unterzeichnet hatten. Hingegen schien es ihm viel weniger kosten zu würden, wenn er dem Prinzen nach abgethaner Sache und nach einer ämsigen Untersuchung vergönnte, seine Einstimmung von sich zu geben, damit er selbst Antheil daran bekäme. Dieses geschah bald nachher zu Beyder Befriedigung, wie der Eine den Andern in dieser Untersuchung, gleichsam mit einem unpartheyischen Urtheile, geleitet

und

und unterstützet hatte. Der Prinz erhielt auf diese Weise die verlangte Freyheit, und gebrauchte dieselbe, ohne die Ehre seines Herrn im mindesten verschmälert zu haben.

Wenn man die Wichtigkeit dieser Sachen betrachtet, so erhellet es deutlich genug, daß sie nur Schritt vor Schritt, und durch viele Umschweife so weit gebracht werden konnten. Die vorhergehende Verbindung zwischen Holland und Seeland hatte schon große Mühe gekostet, und war dennoch bey weitem nicht so weit gediehen. Ein delicater Punkt war, wovon man durch tägliche Erfahrung die Nothwendigkeit mehr und mehr einsah. Alle Hoffnung zu einer Aussöhnung mit Spanien mußte gänzlich entzogen werden, und dazu wurde ein entscheidendes Mittel erfordert, welches dennoch jedem Unpartheyischen nicht gehäßig mußte scheinen können. Die Unmöglichkeit, dieses bey der Gentischen Befriedigung ausführen zu können, weil die Römischgesinnten Staaten zu vielen Einfluß darauf hatten, hatte diese Verbindung, vermöge des ewigen Gebotes des Don Johann, sogleich kraftlos gemacht. Itzt schien die Verweigerung der Römischen Religionsübung dieses bewerkstelligen zu können, welche, da sie in Holland und Seeland bereits beschlossen war, in den übrigen Provinzen, womit man handelte, eben keine große Schwierigkeiten gefunden haben würde.

Aber dieses war zu hart, um dem Prinzen gefallen zu können; zu dem stritt es mit seinen übrigen Absichten. Man fand sich also verpflichtet, einen Mittelweg einschlagen zu müssen, der nur vom Könige allein als eine äusserste Abweichung angesehen werden konnte. Itzt hatte der Religionsfriede des Erzherzogs Mathias diesen Weg eröffnet, weil Toleranz nur beym Könige und sonst Niemanden ein hoher Grad der Ketzerey war. So wurde dieser Religionsfriede in jenen Provinzen eingeführet, die ihn angenommen hatten, und für das Unterpfand ihrer Treue gehalten, und zwar, um desto zuverläßiger, weil der Nachtheil, den die Römische Religion dadurch leiden würde, aus den vorherigen Begebenheiten leicht abzunehmen war. Doch Holland und Seeland, die damit noch nicht zufrieden waren, und hierin einerley Meinung hegten, entwichen der Nothwendigkeit, ihre Gesinnungen erklären zu müssen, und behielten blos die Freyheit, in diesem Stücke nach ihrem Wohlgefallen zu handeln. Dieses hieß Staatskunde ohne Betrügerey: und man hoffte deswegen mit Grund, daß diese Union viel besser als die Gentische Pacification das Ziel getroffen haben würde. Sogar schmeichelten sich Einige noch mit der süßen Erwartung, frühe oder spät einige Römischgesinnten Provinzen zu dieser Vereinigung überreden zu können, ohne zu fürchten, daß hieraus, wie vorher, neue

Weiterungen entstehen möchten. Denn die Union hatte auch in diesem Betrachte grössern Nachdruck als die Gentische Vereinigung, daß sie die besondern Glieder, die sich zu ihrer Schliessung verstanden hatten, nicht aus zertheilten Bundesgenossen bestehen ließ, sondern zur Gleichförmigkeit eines einzigen Körpers stimmte. Zwar scheint der Gentische Vertrag, wenn er Punkt für Punkt mit dem Uetrechtischen verglichen wird, mehr durchgedacht zu seyn; allein dieses beweiset nichts mehr, als daß der Mangel wesentlicher Vollkommenheiten durch kein Mittel ersetzet werden kann, ja, daß zu ängstliche Bestimmungen oft nachtheilig seyn können, weil sie die Gelegenheit zu ihrer Verletzung ohne Noth vermehren.

Um nichts zu verhelen: fähige Köpfe haben in der Uetrechtischen Vereinigung verschiedene schwache Stellen entdecket. Dieses schwächet dem ungeachtet das Lob ihrer Verfasser nicht; vielmehr muß es uns von ihrer Fähigkeit überzeugen, einen Raum nach Vermuthungen abmessen zu können, den ein großer Körper zu seinen Bewegungen nöthig hat. Die Erfahrung, welche mehr als alle Vernunftschlüsse Gehör verdienet, bewähret dieses aus der steten Einigkeit der Bundesgenossen, und noch mehr aus den vergeblichen Bemühungen, welche im Jahre 1651, und nachher in unserm Jahrhunderte zur Ver-

besserung desjenigen angewendet wurden, was für mangelhaft gehalten wurde. Ein einziges deutliches Beyspiel sey hier zur Vermeidung aller Weitläuftigkeit genug. Die enge Verbindung der vereinigten Provinzen, wodurch sie sich in dieser Rücksicht zu einem einzigen Staate vereinigen, schließt keine Gesetze, Willekühre, oder Vorrechte einer jeden Provinz, nicht einmal einer besondern Stadt aus. Die Unabhängigkeit derselben war vormals, wie die Geschichte auf das klärste unter Maria von Burgund gezeigt hat, sehr groß gewesen, und itzt, da die gräfliche Regierung abgeschaft werden sollte, konnte sie gewiß nicht weniger geschätzet werden. Hatte jede Stadt vorher das Recht gehabt, über Krieg und Frieden nach eigenen Einsichten zu schlichten, wie konnte es dann itzt den Provinzen bestritten werden, und wie ließe es sich dennoch denken, daß sie bey dem Rechte, solche Sachen von Gewicht abgesondert abthun zu können, in so enge Verbindung getreten wären? Hierüber wurde zwar ein Unterschied gemacht, und im neunten Artikel festgesetzt: daß über Krieg und Frieden, wobey die Generalität des Bündnisses Interesse hätte, nichts ohne einstimmige Beypflichtung der sämmtlichen Bundesgenossen sollte beschlossen werden können. Aber wer erkennet nicht, daß der Ausdruck: Generalität des Bundes, ein zu unbestimmter Ausdruck ist, über dessen Bedeutung man lange streiten würde,

ohne

ohne einander verstehen zu können? Wenigstens hat der zehnte Artikel, der enthält: keine Provinz sollte ohne Erlaubniß der übrigen ein Bündniß mit auswärtigen Mächten schließen können, nachher oft verschiedene Meinungen veranlasset. Das Wort: Konföderation, welches dazu gebraucht wurde, wurde nicht stets von Allen in gleicher Bedeutung genommen, und diese Unsicherheit verursachte schwere Irrungen, wie aus Bynkershoeks Schriften zu ersehen ist. Um wie viel mehr mußte also nicht beym erstgedachten Vorfalle gefürchtet werden, daß eine Trennung entstehen möchte, wenn irgend eine der ansehnlichsten Provinzen es für dienlich finden würde, in Sachen von solchem Gewichte nur auf ihr eigenes Wohl sehen zu wollen? Es konnte solcher an keinem Vorwande fehlen, einen Krieg oder Frieden, den sie für sich selbst beschließen, oder durch Mehrheit der Stimmen durchsetzen wollte, von der Generalität des Verbundes auszusondern; wenn man sich von der andern Seite kaum einen Krieg oder Frieden vorstellen konnte, die die Generalität eines Bündnisses, welches alle einzelne Bundesgenossenen zu einem Ganzen vereinigte, nicht unmittelbar betreffen sollten. Wie sich nun solche Trubeln vorhersehen ließen, so schienen auch die Gefahren, die daraus entstehen würden, unvermeidlich zu seyn. Solche so wohl gegründete Sorgen ließen sich nicht so gänzlich verban-

nen. Verbergen zu wollen, was von Allen bemerkt werden konnte, würde ein Beweis der Schwäche gewesen seyn; hingegen würde es nach Leichtsinn geschmecket haben, wenn solche abschreckende Schwierigkeiten deutlicher bestimmt worden wären. Man wußte sie daher mit einem schönen Flor zu bedecken; und dieses hieß so viel ausgewürkt zu haben, als die Noth der Umstände erforderte. Das menschliche Herz betrübet sich auf eine ganz andere Art über entfernte, als übergegenwärtige Widerwärtigkeiten. Oft mißtrauet es in der vorhandenen Noth der sichersten Zuflucht, wenn wider die zukünftige gewöhnlich ein süßes Hirngespinnst hinlänglich ist. Hievon läßt es sich so sehr bezaubern, daß es jener Phantasie auf Kosten des Verstandes schmeichelt. Hat Jemand dieses je begriffen, so sahen es jene völlig ein, die bey der Verfassung dieser Union die Maaßregeln zur Entscheidung aller künftigen Irrungen festsetzten. Es muß zu ihrem gerechten Lobe hinzugesetzt werden, daß sie ganz dem Betragen der gewöhnlichen Politiker entgegen, von dieser Schwäche der menschlichen Natur keinen selbstsüchtigen Mißbrauch, sondern vielmehr den schönsten Gebrauch gemacht haben. Denn mit wie leichter Mühe wurden die zweifelnden Gemüther dadurch nicht beruhiget? Zur Beylegung der gefürchteten Irrungen wurden drey Wege angewiesen, die in der That nur drey Gänge eines Blinden waren. Man

sollte

sollte nämlich nach Gestalt der Umstände die Entscheidung entweder den gewöhnlichen Richtern, ohne daß sich errathen läßt, welche diese gewöhnlichen Richter gewesen seyn mögen, oder guten Männern, wofür leicht böse Männer genommen werden konnten, oder auch einem gütlichen Vertrage, das heißt: Wörtern ohne Sinn, überlassen. Diese Irrungen konnten von ganz verschiedener Art seyn: eine einzige Provinz konnte mit allen ihren Bundesgenossenen, zwo Provinzen konnten untereinander, die eine Hälfte des Bundes konnte mit der andern über den Haufen liegen. Ferner konnten sich über die besondern Rechtsame einzelner Provinzen und Städte über den Grund, worauf diese Vereinigung beruhen sollte, und über die Veränderungen Zwistigkeiten erheben, die unvorhergesehene Umstände nöthig machen möchten. Dieses Alles Haar klein auseinander zu setzen, würde nichts bewürket haben, als eine Verzögerung der Sache. Man schloß daher ganz richtig, daß dieses Bündniß mit allen seinen Unvollkommenheiten aus der Unsicherheit zukünftiger Zeiten seine dermalige Festigkeit hernehmen würde. Der Ausgang hat diesen Schluß gerechtfertiget, und daher gibt diese Uetrechtische Union ein schönes Beyspiel, daß zwischen theoretischer und praktischer Staatsklugheit ein großer Unterschied ist.

Ein aufmerksamer Leser wird hiegegen vielleicht einwenden, daß diese Unsicherheit in Rücksicht auf die Entscheidung der Irrungen, die im ersten Artikel unstreitig Platz hat, im neunten und sechzehnten Artikel hinlänglich weggeräumet wird. In denselben wird die Entscheidung der schwersten Irrungen den Statthaltern der verschiedenen Provinzen aufgetragen, und zwar mit dem Rechte, fähige Beysitzer zu dem Endzwecke erwählen zu können. Aber weil diese ganze Statthalterschaft nur ein Schatten einer hohen Obrigkeit war, derer wesentlicher Bestand, bey der Errichtung einer solchen republikanischen Regierungsform, wenn man den König gleich noch nicht gerade zu abschwur, sehr zweifelhaft wurde, so würde diese Anmerkung, weit entfernt, einiges Licht zu geben, die Unsicherheit in der That nur vergrössern. Wenigstens können wir gar nicht annehmen, daß das Augenmerk gewesen wäre, diese Statthalter, wenn man sich nach der allgemeinen Erwartung dem Gehorsame des Königes öffentlich würde entzogen haben, an seiner Stelle, mit seiner Macht zu erkennen. Jede Provinz mußte in dieser Rücksicht berechtiget seyn, mit ihrem Statthalter solche Verabredungen zu treffen, die mit ihrem Interesse am besten übereinkämen: und so würde hierüber zwischen den vereinigten Nachbarn ein großer Unterschied eintreten Einige, vielleicht die meisten Provinzen, konnten, da dieses Amt

nicht

nicht erblich war, nach dem Tode ihres Statthalters beschließen, seine Stelle nie wieder zu besetzen, und nach ihren individuellen Grundsätzen ihre republikanische Regierungsform entweder eine völlige Volksregierung, oder eine adliche Aristokratie, oder auch eine Vermengung beyder Arten der republikanischen Verfassung werden lassen; andere Provinzen hingegen konnten die Statthalterliche, durch wenige Grundgesetze eingeschränkte Regierung für die beste halten, und sich auf immer daran verbinden. Aus dieser Ungleichförmigkeit mußten natürlich, wie der fernere Verlauf unserer Geschichte auch gezeiget hat, die schwersten Zwistigkeiten entstehen, zu derer Beylegung die Uetrechtische Union gar kein Mittel angiebt. Zur Befestigung dieser Rechtsgrundsätze muß noch bemerkt werden, daß die im neunten Artikel angegebene Vorrechte der Statthalterschaft allein die verschiedenen Statthalter der damaligen Zeit betrafen, ohne ihrer Nachfolger im mindesten zu erwähnen. Im vier und zwanzigsten heißt es zwar wohl, daß die gegenwärtigen und zukünftigen Statthalter diesen Bund beschwören sollen, allein dieses setzt nichts weiter voraus, als daß sie nachmals seyn könnten, und keineswegs, daß sie nach einer unveränderlichen Nothwendigkeit stets seyn müßten.

So ließ man auch alles Uebrige, was die hohe Regierung des Landes unmittelbar betraf, unentschieden. So gar wurden keine bestimmte Zeiten zu einer allgemeinen Versammlung der Bundesgenossen angegeben: nur wurde dieses nach dem Beyspiele der uralten Tagfahrten bey der Beschreibung der Bevollmächtigten in Acht genommen, ohne daß sich einsehen läßt, welche Personen dadurch verstanden wurden, und noch weniger, welche Macht sie dazu ernennen sollte. Diese augenscheinliche Nachläßigkeit war dennoch ein schöner Fund der Schlauigkeit. Sollten nähere Bestimmungen gemacht werden, so müßte auch der Macht des Königes Erwähnung geschehen, denn der Landeshoheit konnte nicht gedacht werden, ohne die Rechte des Königes zu erkennen, welches ungereimt gewesen seyn würde, oder solche abzuschwören, welches noch zur Zeit nicht für rathsam gehalten wurde. Was besonders dieses letztere betrift, so fürchtete man mit Grund, daß ein solcher Hohn in deutlichen Worten viel mehr Aergerliches haben würde, als in mittelbaren, wenn gleich sehr wesentlichen Thaten. Das Gewicht, welches man in der Freundschaft unpartheyischer Mächte gesetzt hatte, die ihrer eigenen Sicherheit wegen die Kränkung Landesherrlicher Würden nie gutheissen konnten, erforderte, daß man mit solchem Entschlusse, wenn er gleich unvermeidlich nothwendig war, so lange zauderte, als nur mög-

lich

lich war. Dem zufolge wurden noch Gesandten zur Köllnischen Friedenshandlung, die noch im nämlichen Jahre gehalten wurde, abgefertiget; sicher nicht auf Hoffnung, sich mit dem Könige versöhnen zu können, sondern nur um dem Kaiser zu behagen, und nicht von Freunden und Fremden als eine Rotte Tumultuanten angesehen zu werden. Die größte Schwierigkeit war, daß man nicht wuste, ob die neu errichtete Republik im Stande seyn würde, ohne auswärtige Hülfe dem Könige die Spitze bieten zu können; welches beynahe unmöglich schien, besonders wenn die Waalen und Malcontenten die Spanische Seite erwählen würden, wie bald darauf geschah. Wollte die Vorsehung, daß man ausserhalb des Landes um Hülfe ersuchen müßte, alsdann war die große Frage, unter welchen Bedingungen? und ob man irgend Gehör finden würde, ohne jener Macht, der man sich ergeben wollte, das Wesentlichste der Landeshoheit auftragen zu müssen? Es war daher besser, hierüber für erst nichts festzusetzen, damit man nicht genöthiget würde, mit Scham verbessern zu müssen, was zu voreilig angefangen war. Der gute Erzherzog Mathias kam so dieses mal glücklich aus dem Spiele, da er sonst, weil er zu diesem Posten nicht erhoben werden konnte, wenn man dieses begriffen hätte, eine große Ernicdrigung hätte erdulden müssen, welches für die Staaten auch, des Kaisers we-

gen, unangenehm gewesen seyn würde. Der Der Prinz von Oranien, der den Handel nachher mit dem Herzoge von Anjou durchsetzte, ohne bey seiner Erhebung das geringste zu verlieren, leitete die ganze Sache mit so vieler Klugheit, daß wir, die wir das Ende davon wissen, seine dabey getroffenen Maaßregeln nur nach beschwerlichen Vernunftschlüssen errathen können.

So sehen wir die grosse Masse der Niederländer in dreyen Theilen zerfallen. Diese sind: Die Republik, der Rest der allgemeinen Staaten, (Generalitäts Lande) und die Wälschen Provinzen (itzt die Oesterreichischen und Französischen Niederlande). Die erste und die letzten liegen gegen einander über, und die allgemeinen Staaten erwarten zwischen beyden höchst ungewisses Schicksal. Der Erzherzog Mathias und der Prinz von Oranien bemühen sich, selbige mit der Republik zu vereinigen: Parma zieht von der andern Seite die Waalen an sich, und vereitelt ihre Bemühungen durch den Schrecken seiner vermehrten Kriegsmacht. Der Religionshaß erhebt sich unter diesem Gewühle aufs neue, und die Römischen rächen überall, wo sie freye Hände haben, manche Bilderstürmerey. Die Spanier bemächtigen sich der Stadt Mastricht gewafneter Hand, und der Stadt Mecheln durch Aufruhr, wodurch Herzogenbusch ans Wanken geräth. Indessen war die Friedenshandlung

zu

zu Kölln angefangen worden, und wurde durch viele Zänkereyen, von beyden Partheyen wohl vorsetzlich, das ganze Jahr durch im Gange gehalten. Nur die Kaiserlichen, die Vermittler waren, hatten Mißvergnügen darüber, daß sie fruchtlos zu Ende gieng.

Itzt würde der König, hätte er sein vermessenes Gemüth nur einigermaßen bezwingen können, aus Parma's Diensten große Vortheile erhalten haben. Der Abfall des Grafen von Rennenberg, der den Verlust von Gröningen nach sich zog, mit keiner geringen Gefahr für Friesland und die umliegenden Gegenden, sowohl ein Meisterstück seiner Hand, als die Aussöhnung mit den Waalen, überzeugt uns, daß er der erste unter den Spanischen Landpflegern war, der begriff, wie die Niederländer behandelt werden mußten. Aber Philipp, zu stolz auf diese Vortheile, stieß dieses so schön angefangene Werk mit der äussersten Verblendung über den Haufen, wie er einen allergehäßigsten Bann wider Oranien verkündigen ließ, worinn Alles, was nur ehrlos und abscheulich heissen konnte, diesem Prinzen, bis zur Recht- und Religionsschändung vorgeworfen, seine Person bey Kain und Judas verglichen, und auf seinen Kopf der Blutpreis von fünf und zwanzigtausend goldenen Kronen gesetzt wurde. Der verrückte Tyrann bedachte nicht, daß er auf keine

bessere Art seine eigene Ehre und Würde mit Füssen treten, hingegen seinen beleidigten Minister vor der ganzen Welt rechtfertigen konnte. Oranien reinigte sich öffentlich in einer gedruckten Vertheidigung von aller Schuld, und vernachläßigte diese günstige Gelegenheit nicht, um zugleich die Rechtmäßigkeit des Verfahrens der Niederländischen Staaten, und die Spanischen Greuel in ein Licht zu setzen, das beyde verdienten: wenn er gleich sich auch in diesem Aufsatze durch keine Leidenschaft, sondern durch einen geziemenden Ernst allein leiten ließ. Doch dieses Versehen des Königes hatte noch wesentlichere Folgen. Oranien, der bis itzt erwähnter Maaßen die Anordnungen in Rücksicht der hohen Regierung im zweifelhaften Stande gehalten hatte, sah itzt, daß es Zeit war, dem Werke die Krone der Vollendung aufzusetzen; er bewog die vereinigten Staaten, den König abzuschwören, und brachte den lange vorbereiteten Handel mit dem Herzoge von Anjou zum vollkommenen Beschlusse. Da erst sah der Erzherzog Mathias die ganze Sache ein: er verließ die Niederlande, und wurde vergessen.

War je ein junger Fürst, dem das Glück mit einer betrügerischen Hoffnung zur Huld seiner Gaben schmeichelte, so war es der Herzog von Anjou. Herr so vieler reichen Gegenden, Bruder des Königs von Frankreich, wahrscheinlicher

Erbe

Erbe der Französischen Krone, und in seiner Einbildung erklärter Bräutigam der Königinn Elisabeth; was mußte er sich nicht in der Blüte seines Lebens von sich vorstellen, da Jeder seinen Muth und seine liebenswürdige Eigenschaften rühmte? Aber welch ein Unterschied, wie die Wahrheit alle diese Bezauberungen, die eine nach der andern verscheuchte! Er konnte mit Recht sein wechselvolles Leben beklagen; aber doch war ein Theil der Schuld bey ihm selbsten, wenn die Blindheit eines aufgeblasenen Gemüthes strafbar scheinen kann. Er kannte weder seinen Bruder, noch seine Braut, noch auch das Land, welches er regieren sollte; und am wenigsten sein eigenes Herz. Ungestüme Hitze, welche bey den Franzosen oft Heldenmuth heißt, brachte ihn zum Falle, wie er Alles bemeistern zu können glaubte. Wie er aus England unverrichteter Sache zurück gekehret war, dachte er, daß hier zu Lande wenigstens der Erfüllung seiner Wünsche nichts abgehen würde. Er wurde mit allen Ehrenbezeugungen eingeholet, die einem ehrsüchtigen Gemüthe schmeicheln können. Flüchtige Schatten der Glückseligkeit, wodurch die scharfsinnigsten Fürsten noch ergötzet werden können, da sie selbige doch besser kennen müßten! Aus den Bedingungen des Vertrages, worauf er angestellet worden war, und der zu weitläuftig ist, um hier seinem Inhalte nach erwähnet zu werden, hätte er abnehmen können, daß bey

solchen Gelegenheiten keine zu bestimmte Ausdrücke füglich eintreten können; zumalen da schon vor seiner Ankunft ein Landrath von ein und dreyßig eingebohrnen Räthen ernannt worden war, wovon ein Theil zur rechten, ein anderer zur linken Seite des Maaßstromes, stets alle Kriegsexpeditionen anordnen, und selbst die erledigten militärischen Chargen vergeben sollte, welches jenen Vertrag nach Bewandniß der Sachen erklären hieß. Allein die Hitze seiner feurigen Phantasie verblendete ihn. Er empfieng gleich die Huldigung von Brabant und Flandern, deren Beyspiel einige andere Provinzen folgten: aber Holland, Seeland und Uetrecht, wenn sie gleich anfänglich in Bedenken standen, verweigerten solches bald rund aus. Dieses traf ihn um so viel empfindlicher, weil er sich zuvor unter seinen übrigen Titeln auch den Titel eines Grafen von Holland und Seeland hatte beylegen lassen. Dennoch stützte sich diese Verweigerung auf gutem Grunde, den dieser junge Fürst ganz gut einsah; aber durch den Glanz seiner hohen Würde verdunkeln zu können geglaubt hatte. Sonst bestand diese Bedenklichkeit hierin.

Vorm Schlusse jenes Vertrages mit dem Herzoge zu Bourdeaux hatten die Staaten der erwähnten Provinzen, in Betreff ihrer Souveränität, heimliche Anordnungen zum Vortheile

des

des Prinzen von Oranien getroffen; und dieser wurde selbst im Vertrage unter den allgemeinen Ausdrücken gedacht: daß Holland und Seeland, sowohl in Rücksicht der Religion als sonsten, in ihrem gegenwärtigen Zustande bleiben sollten. Diesem zufolge sollten diese Provinzen allein in Kriegssachen dem Herzoge unterworfen seyn, wenn die Regierungssachen indessen unter Einschränkungen, die nachher bestimmt werden sollten, dem Prinzen übertragen werden sollten. Es war ihnen nämlich nicht genug, daß die Macht des Herzoges durch die engsten Bande eingeschränkt wurde, und daß das Recht ungekränkt blieb, ihn absetzen zu können, so bald er die ihm vorgeschriebenen Schranken überschreiten würde; wie auch, daß die besten Maaßregeln getroffen wurden, um nicht weiter, als man wünschte, von auswärtigen Fürsten abzuhangen, indem alle Nachfolgung an der weiblichen Seite, und selbst aus dem Rechte der Erstgeburt, wenn der Herzog mehr als einen Sohn nachlassen würde, vorbedächtlich abgeschnitten wurde. Sie wollten auch, wenn die Umstände ein Oberhaupt erforderten, welches damals das allgemeine Gefühl zu seyn schien, Niemanden, als den Prinzen von Oranien, ihren Vater und Erlöser, zu diesem Gipfel der Ehre erhöhen. Diese zärtliche Liebe des Volkes konnte dem edelmüthigen Fürsten wohl nichts weniger als mißfallen. Wir dürfen nicht vermuthen, daß er

sich derselben bedienet haben würde, wenn sein privates Wohl mit dem Heile dieser Provinzen, oder auch nur der Republik, zu welcher sie gehörten, nicht hätte vereiniget werden können. Aber welche Regierungsform er auch immer in seinem Innern für die beste halten mochte, er konnte sich in diesem Zeitraume seiner ganzen Pflicht nicht entledigen, ohne sich an das ihm dargebothene Staatsruder zu setzen, welches sonst fremden und ungeübten Händen heim fallen würde. So gab er dem gedachten Vorschlage seiner Freunde Gehör; zog aber zugleich den Herzog von Anjou, den er nicht anführen wollte, zu den geheimsten Berathschlagungen. Dieser verhelte sein Mißvergnügen, billigte die ganze Sache, und versprach sogar dem Prinzen vor seiner Huldigung einen Revers darüber zuzustellen. Er fertigte auch eine dergleichen Schrift aus, die aber so wenig Wesentliches enthielt, daß sie keineswegs der von ihr gemachten Erwartung, viel weniger seinen Pflichten entsprach; und dieses war für die Staaten genug, sich ebenfalls aller Verpflichtungen, wozu sie seinetwegen sich verbunden hatten, entschlagen zu glauben. Wie hierüber zu Antwerpen mit den Holländischen Bevollmächtigten berathschlaget wurde, wurde Oranien von Johann Jauregui verrätherisch geschossen, welcher Zufall, da er eine große Lebensgefahr zum Gefolge hatte, dem Herzoge Hoffnung gab, die niedergebeugten Gemüther

müther nach seinem Sinne lenken zu können. Er verdoppelte daher seine Ermunterungen, aber diese blieben unerhört. Holland und Seeland schwuren ihm erst, wie der Prinz von seiner Wunde bereits wieder hergestellet war, und zwar auf seinen Rath, weil der Herzog ihn itzt mit einen vollkommenen Erklärung dahin beruhiget hatte, daß er über diese Provinzen sich keine weitere Macht, als nur in Kriegs- und Münzsachen, und zur Aufrechthaltung der Rechte und Freyheiten der wechselseitigen Provinzen zueignen wollte. Uetrecht beharrete dennoch standhaft bey seiner Verweigerung.

Auch die Holländer würden hiezu noch nicht zu bewegen gewesen seyn, wenn sie solches der Freundschaft mit den benachbarten Gegenden wegen nicht nöthig erachtet hätten; und der Herzog würde wahrscheinlich so Vieles nicht abgetreten haben, wenn er nicht einige Nachgiebigkeit bey der Erfüllung dieser seiner Versprechungen hätte erwarten können. Er kannte das Vermögen des Prinzen zwar wohl, welches ihn dazu zwingen konnte; aber sein Irrthum war, daß er glaubte, ihm gewachsen zu seyn. Ein zu großes Zutrauen auf den König von Frankreich führte ihn irre. Es schien wohl natürlich, daß der König seinen Bruder nicht verlegen lassen würde. Er hatte ihn auch vom Gegentheile versichert, und dadurch die Abschließung

des

des Vertrages mit den Niederländern befördert; allein dieses war in unbestimmten Ausdrücken, ohne etwas festzustellen, und auf die schwankende Hoffnung günstiger Umstände in seinem eigenen Reiche geschehen. Wie geschwind bauet doch ein eitler Kopf Schlösser in der Luft! Anjou bildete sich würklich ein, es würde ihm auf diese Weise an keiner Macht fehlen, um nicht allein dem Spanischen Landvogte das Haupt zu bieten, sondern auch die Niederländer unters Joch zu bringen. Indessen hatte Henrich der III., weit entfernt, sich mit dem Niederländischen Kriege bemühen zu wollen, nichts anders zum Augenmerke gehabt, als nur seinen Bruder auf eine gute Art aus seinem Reiche entfernen zu können, damit er keine Unruhen darin erregte.

Mit solcher ausschweifenden Hoffnung, und ohne Urtheil oder Erfahrung, übernahm der Herzog das Ruder unserer Republik, das schon so manchen Steuermann zur Verzweiflung gebracht hatte. Bald war er mit unzähligen Sorgen umringt. So bald er nur seine Augen eröfnete, sah er solche alle zugleich, und da er nie auf ein Rettungsmittel bedacht gewesen war, mußte er denselben unterliegen. Unfähig zur schlauen Politik, und zu schwach zu großen Kriegsunternehmungen, fürchtete er von der einen Seite die Großen des Landes, die seinen

fran-

französischen Adel in einer gewissen Entfernung hielten, von der andern Seite Parma und Verdugo, die ihm die Spitze boten, wenn indessen der Französische König, sein Bruder, nicht zu bemerken schien, daß sein Beystand schon so frühe erfordert würde. Die Franzosen sind leidenschaftlich, besonders wenn es auf ihre Ehre ankömmt. Ein Niederländer, der so angeführet worden wäre, würde sich in hundert Falten gelegt haben, um seinen Irrthum durch List oder unermüdete Geduld, durch neue Verbindungen oder Vorstellungen, oder auch durch Klagen bestmöglichst zu verbessern. Ein Franzose ist dazu zu auffahrend. Er trotzet unaufhörlich der Gefahr, um sie abzuwenden, oder darinn zu vergehen; welches letztere daher nicht selten sein Schicksal ist. So ermüdete der Herzog sich ebenfalls zu seinem äussersten Verderben. Er fühlte sich unfähig, den ganzen Ruhm erwerben zu können, den er suchte; das war ihm genug, sich in seiner Phantasie die Schande seiner ihm bevorstehenden Erniedrigung unter den häßlichsten Farben abzumahlen. Dieses Hirngespinnst beängstigte sein Gemüth, und mißleitete ihn zu dem ausschweifenden Entschlusse, einige vornehme Städte mit dem Degen in der Faust zu überfallen, und hernach sich vom ganzen Lande Meister zu machen.

Indessen hatte sich Henrich der III. itzt deutlicher erkläret, und den Staaten seinen Beystand unter der Bedingung angeboten, daß sie versprächen, nach dem Tode seines Bruders ohne gesetzliche Erben, sich der Französischen Krone untergeben zu wollen. Niemand gab dieser Vorstellung Gehör; aber der Herzog dachte, wenn ihm sein Vorhaben gelungen wäre, die Staaten dazu zu zwingen, und sich zugleich über die eingebildete Schmach zu rächen, die ihm drey Provinzen durch den erwähnten Vorzug Oraniens zugefüget hätten. Er zauderte deswegen nicht lange mit der Ausführung seines Vorhabens, welches dazu noch dem Geschmacke seiner ehrsüchtigen Landsleute sehr angemessen war. Diese brachten diese Unternehmungen heimlich genug zu Stande; und es gelang ihnen würklich, sich einiger Städte, namentlich: Duinkerken, Dixmuiden und Dendermonde zu bemeistern; aber die meisten schlugen sie ab, unter andern Antwerpen, worauf es doch vornämlich abgesehen war, und woselbst Oranien sich damals aufhielt. Antwerpen, welches so oft das elendige Schlachtopfer der Spanischen Wuth gewesen war, hatte also dieses mal die Freude, Französischen Gewaltthätigkeiten zu spotten. Die Einwohner trieben den unglücklichen Herzog selbst mit seinem ganzen Französischen Adel aus ihrer Stadt; itzt kehrte er bald mit Schande bedeckt zu seinem Vaterlande zurück, ohne den

min-

mindesten Anspruch weiter auf die Leitung der Niederländischen Angelegenheiten zu haben, weil er alle Verträge, womit er selbige erhielt, ganz offenbar geschändet hatte. Sein Vorfall verdienet darinn bedauert zu werden, daß zur Erfüllung seiner Pflichten grössere Tugenden erfordert wurden, als junge Fürsten gewöhnlich besitzen. Man darf es nicht verbergen, die Regierung der Niederlande hatte von Zeit zu Zeit eine ganz ausserordentliche Form erhalten. Diese Lande bestunden aus so vielen Theilen, und jeder dieser Theile hatte so viel Eigenes, daß der größte Staatsmann sich oft keinen deutlichen Begriff davon machen konnte. Wie konnte sich ein junger unerfahrner Prinz, der kaum den Grund einsah, warum er ins Land berufen worden war, aus einem solchen Irrgarten retten? Anjou war zu sehr von sich eingenommen, um, wie der Erzherzog Mathias, stets sich nach andern zu fügen. Sein unglückliches Beyspiel kann uns lehren, daß übel geleitete Tugenden oft eben so gefährlich sind, als selbst die Laster.

So viele Verwirrungen mußte Parma bemerken, der nie unachtsam, bereits einige vorzügliche Plätze, unter andern Doornik und Oudenaarden, eingenommen hatte. Anjou hatte zwar noch vor seiner Reise nach England Cambrai entsetzet, aber die Franzosen wusten nie ihren Vortheil zu benutzen. Parma hingegen,

der auf Alles bedacht und geübt war, hatte den Waalen, so bald er erfahren hatte, daß sie daselbst erwartet wurden, einen solchen Schrecken wider ihre Mißhandlungen eingeflößt, daß dieses Volk sich ihm blindlings vertrauen zu müssen glaubte. Dieses ging so weit, daß sie, da sie bey ihrer Aussöhnung bedungen hatten, daß er die Spanischen Soldaten zurück schicken sollte, ihn itzt baten, zu ihrer Vertheidigung neue Truppen aus Spanien kommen zu lassen. Einfältige Menschen, die itzt schon vergessen hatten, wie diese Nation wehrlose Freunde zu behandeln pflegte. Parma war sogleich bereit, diesem Ersuche zu willfahren; und dem Könige, der sich ungefähr um diese Zeit Portugals bemächtiget hatte, fiel es nicht beschwerlich, ihn auf sein Verlangen mit Truppen und Geld zu unterstützen.

Er schickte daher einige Tausend seiner geübtesten Soldaten herüber, derer sich Parma besser als der Waalen, wider die Truppen der Staaten bediente. Wie Anjou weggezogen war, setzte er mit diesen Leuten seine Siege fort, versäumte aber zugleich seine gewöhnlichen listigen Unterhandlungen nicht, wozu ihm sein Glück itzt mehrere Gelegenheit als jemals verschaffte. Er zog den Grafen von dem Berge auf seine Seite; der Prinz von Chimai, Statthalter von Flandern, fiel ihm bey, und es fehlte wenig,

oder Imbize hätte ihm Gent überliefert. Wahrscheinlich trug die Abneigung wider Oranien, da sich die Zeit seiner Erhöhung annäherte, nicht wenig dazu bey, daß diese schwachen Seelen dazu verführet wurden.

Dabey waren unsere Holländer aus einem unrichtigen Grunde vielleicht zu ruhig. Sie ließen Parma seinen Vortheil benutzen, wie er schon zur Belagerung der Stadt Antwerpen Anstalten machte. Sie nahmen nichts mehr zu Herzen, als die Betrachtungen, wie man dem Prinzen von Oranien die hohe Souverainität auf die beste Art auftragen sollte, worinn allein nur damals die Ruhe und Sicherheit des Landes zu bestehen schien. Die Ueberzeugung davon war dennoch nicht allgemein. Zu Amsterdam war man der Meinung, daß ein solcher Unterschied in der Regierungsform, wodurch zwo oder drey Provinzen den übrigen sehr ungleich gemacht werden würden, mit denen sie doch vereiniget wären, sich mit dem ersten Artikel der Uetrechtischen Union, gemäß welchem sie alle gleichsam zu einem einzigen Staate verbunden bleiben müßten, nicht vereinigen ließe. In Seeland ging man noch viel träger zu Werk, und einige Holländer, die solches sonst begünstigten, hielten doch dafür, daß der Entschluß nicht ohne Seeland gefaßt werden müßte. Diese Verschiedenheit der Meinungen über Staatssa-

chen zog die Gedanken in etwa von den Kriegsangelegenheiten ab, wenn gleich der Prinz dem ungeachtet nicht im mindesten verhindert wurde, zur Sicherheit Antwerpens Alles anzuwenden, was nur in seinem Vermögen war. Kein Wunder, wenn die allgemeine Gunst für diesen Wohlthäter des Volkes alle Hinderungen gegen seine Erhöhung wegzuräumen wuste. Der so lange erwünschte Entschluß wurde genommen, die Grundgesetze wurden entworfen, nach denen er mit der alten gräflichen Würde und Macht bekleidet werden sollte, und die Huldigung war nicht mehr entfernt. Aber ach! wie eitel sind alle menschliche Bestrebungen! Ein Augenblick veränderte diese Dämmerung des Glücks in die scheußlichste Finsterniß, beraubte das liebe Vaterland eines Schlages seiner theuersten Hoffnung, und der Frucht einer so vieljährigen Arbeit. Eine einzige Unthat hielt in der Wage der Vorsehung das Gewicht gegen unzählbare Tugenden, als ob der Himmel so und nicht anders auch die Besten der Menschen ihre Geringheit empfinden lassen wollte. Dieser unvergleichliche, so oft vergeblich öffentlich und heimlich angefallene Held wurde endlich das Schlachtopfer der niederträchtigen Wuth des Feindes. Er wurde zu Delft von einem Burgunder, Namens Balthasar Geeraards, durchschossen. Schwärmerey und Geiz waren die Triebfedern dieses heillosen Unternehmens; denn der auf

frischer Unthat ergriffene Mörder bekannte: er wäre von der Geistlichkeit mit fester Hoffnung auf die Märtyrerkrone, wenn er sein Leben dabey einbüßte, und von Parma mit schönen Versprechungen der Königlichen Gunst, wenn er der Gefahr entkäme, dazu angereizet worden.

Wie traurig klang das Gerücht dieses Unfalles durch alle unsere Landschaften! Wie empfindlich traf es besonders Holland, dieses so enge am Prinzen verknüpfte, ihm so theuer verpflichtete, und stets so sorgfältige Land, seine väterlichen Sorgen mit der zärtlichsten Liebe zu belohnen? Es läßt sich diese tiefe Trauer, diese allgemeine Verwirrung leichter denken, als ausdrücken. Da lag die Säule des wankenden Staates! Wer sollte in der Zukunft die Freyheit vertheidigen, die Religion aufrecht halten? Wer in Staatsuneinigkeiten die verschiedenen Gesinnungen vereinigen? Wer sich Parma widersetzen? Verschwunden war alle Hoffnung, der Spanischen Tyranney steuern zu können. Der ganze Staat war itzt eine trostlose Familie, die ihren verstorbenen Vater beweinte: der trotze Feind sah dieses mit einer drohenden Schadenfreude, und rüstete sich zur gewissen Rache...! Dennoch waren die vornehmsten Herrn ihrer Pflicht noch eingedenk; die Verzweiflung verhinderte sie nicht, in dieser äussersten Noth wenigstens zu wachen, bis die göttliche Güte die

inbrünstigen Gebethe des Volkes aufs neue erhören, und der Sache einen erwünschten Ausgang geben würde.

Mit der Zerrüttung dieser Veränderung sind wir gleichsam zur zweyten Abtheilung dieser Epoche gekommen; und dieser Standpunkt kann nicht überflüßig scheinen, weil er zur Fällung eines richtigern Urtheiles über unsere Niederländische Geschichte dienlich ist. Unser Bestreben ist, den Zustand des Volkes, die Ursachen seines Aufkommens, seine guten und bösen Schicksale, und den Ursprung seines Flores aus Thatsachen herzuleiten. Dieses ausgesetzte Ziel ist groß, und die Auswahl jener Begebenheiten, die es geraden Weges treffen, beschwerlich. Aber wenn wir auch hierinn nicht unglücklich möchten gewesen seyn, so würden unsere Vernunftschlüsse doch noch sehr unzuverläßig bleiben, wenn wir unsern Gegenstand nicht von allen Seiten betrachten würden. Die bisherige Geschichte von sechs oder sieben Jahrhunderten veranlaßte zwar viele wichtige Betrachtungen, aber selten solche, die unmittelbar die ganze Republik betrafen. Wir haben bisher die Niederländer unter vielen unähnlichen Herrn gesehen, unter eingebohrnen und auswärtigen, unter schwachen und mächtigen Fürsten: aber bis itzt stets unter Fürsten oder großen Häuptern. Ihre Aufführung verdiente meistens Lob, wiewohl einige Züge uns

auch lehrten, daß der Glanz und die Staatssucht des Hofes sie verführen konnten. In der letztern Zeit verdienten sie unsere größte Hochachtung: aber da wurden sie auch von einem Führer geleitet, der überall, wo ihn sein Schicksal auch hingestellet hätte, eben so leicht gute Weltbürger, als Alexander gute Soldaten, gebildet haben würde. Es gereicht ihnen sicher zur Ehre, die Tugenden dieses großen Mannes nach ihrem Werthe geschätzet zu haben: aber die hohe Noth, die sie dazu zwang, verkleinert zu einem sichern Theile diese Ehre; doch wer kann diesen Theil berechnen? Um dann im Ganzen so wenig, als möglich ist, nicht zu irren, muß die Nation nach dem Tode des Prinzen mit derselbigen Aufmerksamkeit, als bey seinem Leben betrachtet werden; zumalen, da sie sich itzt anfänglich in ihrem natürlichen, sich selbst überlassenen Stande, ohne Herrn oder Oberhaupt zeigt. Man muß gestehen, daß ihre erste Erscheinung nicht günstig war. Wie die Anstalten zur Belagerung Antwerpens gemacht wurden, rief Mondragon, der ein Versehen der Staatschen bemerkte: Itzt sieht man, daß der Prinz von Oranien todt ist. Dieses betraf Kriegssachen: in Staatssachen wird sich der Unterschied bald noch auffallender zeigen. Doch muß aus dieser durch einen unersetzlichen Verlust verursachten Erschlaffung kein nachtheiliger Schluß gemacht werden. Die folgenden Zeiten,

besonders die Maaßregeln, durch welche Leicesters Neckereyen vereitelt wurden, und der Zustand der Niederländischen Sachen nach seinem Abzuge, würden sonst ein voreiliges Urtheil beschämen. Ich will der Kürze halben in Rücksicht dieses Punktes nur ein einziges, aber äusserst wichtiges Probestück zur Betrachtung vorstellen.

Es war von Anfang her eine große Frage gewesen, ob, und wie weit die Hülfe fremder Mächte nöthig wäre, um sich wider die Spanische Macht aufrecht zu erhalten? Wurde die Nothwendigkeit davon anerkannt, so entstand eine andere Frage: ob man sich mit der Hoffnung auf solche Hülfe sollte schmeicheln können, ohne jenem Fürsten, dessen Unterstützung man verlangte, die Regierung unter den schicklichsten Bedingungen anzubieten, die würden getroffen werden können? Diese wichtige Sache hatte des Prinzen Staatskunde stets am meisten in Betriebsamkeit erhalten. Man meinte nach seinem Tode seine Grundsätze zu kennen, und glaubte sich verpflichtet, aus Ehrerbietung zu seinem Gedächtnisse auf keinen andern bauen zu dürfen. Aber es scheint wohl, daß man sich in Ansehung des erstern betrog, und daß dabey das letztere, wenn man auch des Prinzen wahre Meinung getroffen hätte, über die Erwartung beschwerlich gefallen seyn würde. Zur Befolgung seiner Maaßregeln wurden ja Fähigkeiten, welche er

allein

allein besaß, und keine geringere Vorrechte der Achtbarkeit und des Einflusses auf Alle, als welche seine Gaben waren, nothwendig erfordert; und doch war alles dieses mit ihm bis auf den schwächsten Nachhall verschwunden. Was die von auswärtigen Mächten zu erwartende Hülfe betrift, so sollte man aus vielen Handlungen des Prinzen schließen, daß er solche für unentbehrlich gehalten hätte, wenn gleich einige seiner Vorstellungen an die Versammlung der Staaten, in den verzweifeltsten Umständen, zu erkennen geben, daß er nur der Trägheit wegen, mit welcher die nöthigen Geldsummen aufgebracht wurden, von diesem Gefühle war. Aber wenn er gleich aus dieser Rücksicht den Weg zu Unterhandlungen stets offen hielt, so zeigt doch die Art, wie er dabey verfuhr, deutlich, daß er die Unterwerfung unter eine fremde Macht als eine für die Freyheit sehr gefährliche Klippe bemerkte, welche man bis zur äussersten Noth verabscheuen müßte. Er war stets mit Unterhandlungen beschäftiget; aber mit welcher Vorsicht, mit wie fein ersonnenem, schönem, und doch unbedeutendem Scheine! Deutschland, Frankreich und England, besonders die zwey letztern Reiche, wurden in steter Unsicherheit erhalten, welches ihn zuletzt durch die wichtigsten Dienste zur Abhängigkeit verpflichten würde, wenn er allein durch dieses Mittel unabhängig blieb. Für Frankreich schien er am meisten geneigt

neigt zu seyn; aber bey diesem Vorzuge hatte er keine andere Absicht, als die Verweiterungen zwischen dem Französischen und Spanischen Hofe zu vergrössern, welche Betrachtung in Rücksicht Englands überflüßig gewesen seyn würde, indem zwischen England uud Spanien, sowohl in Betreff des Unterschiedes im Gottesdienste, als in andern Gegenständen nicht die mindeste Gemeinschaft der Staatssachen mehr übrig war. Auch verhinderte ihn diese seine Aeusserung keineswegs, mit Frankreich und England zugleich zu negotiiren, um beyden Höfen Nahrung zum Nacheifer zu geben. Alles, was zuvor von der Anerkennung eines auswärtigen Landvogtes oder Oberherrn angeführet wurde, beweiset zwar wohl, daß Oranien zuweilen durch einen Zusammenfluß von Umständen, worunter der Neid der Großen die erste Stelle einnimmt, der Zeit etwas nachzugeben gezwungen wurde; daß er aber zugleich sein großes Augenmerk nie vergaß, nämlich sich selbsten, und die Landschaften, welche sich auf ihn verließen, wider die willkührliche Herrschaft eines Ausländers zu beschützen. Der Vorfall mit Anjou erschöpft Alles; und es ist unbegreiflich, daß die Holländer, Seeländer und Uetrechter, die sich hieran noch so lebhaft erinnern mußten, sich nicht vorstellen konnten, mit welcher Vorsorge der schlaue Prinz ihre Landschaften wider die Französische Herrschaft zu vertheidigen gewußt hatte, wenn

gleich

gleich die übrigen Verfügungen der Vorsehung auſſer seiner Sphäre lagen. Wollte man also seinem Beyspiele folgen, so mußte man auch auf die damit verknüpften Gefahren seine Aufmerksamkeit lenken. Doch dieses war einem Haufen mißmüthiger Bürger und unerfahrner Edelleute unmöglich.

Das Beste, welches unmittelbar nach dem Tode des Prinzen angeordnet wurde, war der Staatsrath, der mit dem jungen Prinzen Moritz an seiner Spitze, einstweilen die Regierung übernehmen, aber in Sachen von der äussersten Wichtigkeit den Staaten unterworfen seyn sollte, welche wenigstens einmal im Jahre auf die Ausschreibung dieses hohen Rathes eine Tagfahrt halten sollten. Dieses hieß die Sache von der rechten Seite anfangen; aber sie wurde nicht so schicklich fortgesetzt. Fähig genug zu innländischen Anordnungen, doch nicht geübt auf das Betragen auswärtiger Höfe, meinte man einen den Gesinnungen des verstorbenen Prinzen angemessenen Entwurf getroffen zu haben, welcher aber äusserst davon verschieden war. Dieser bestand in der Anbietung der Niederländischen Provinzen an den König von Frankreich, welche nur nach wenigen Grundgesetzen unter bangem Bitten vor sich ging. Ich glaube nicht, daß irgend eine Begebenheit in der ganzen Niederländischen Geschichte mehr zu unserer Ver-

demüthigung gereicht. Zwar ist es wahr, daß ein so grober Irrthum von Allen nicht genehmiget wurde. Amsterdam und Monnikendam hielten die Sache einige Zeit in Berathschlagung und Gouda widersetzte sich allen dergleichen Vorschlägen mit bündigen und nachdrücklichen Vorstellungen. Aber bey solchen verführerischen Gelegenheiten sieht man selten, daß der gesunde Menschenverstand dem Wirbel der Leidenschaften Widerstand leisten kann. Die Sache wurde durchgetrieben, uud zu dem Ende eine Gesandschaft an Henrich den III. abgefertiget. Die dringende Gefahr, worinn Brabant und Flandern der vielen Vortheile wegen schwebte, die Parma daselbst täglich erstritt, trug das ihrige zur schleunigen Ausführung und Entschuldigung dieses Entwurfes bey. Allein, wer sollte es geglaubt haben? Dieses muthige Volk, diese großen Stifter des Freystaates, fallen dem Französischen Könige demüthig zu Füßen, und bitten ihn, daß er doch aus Erbarmung ihre Lande für immer mit seiner Krone vereinigen wolle. Sie bieten noch, um ja keinen Abschlag zu bekommen, ihren vortheilhaften Zustand aufs höchste; und da eine einzige Stadt noch neulich ihre Freyheit wider des Königs Bruder hatte vertheidigen können, so bieten sie ihm selbsten itzt neunzig blühende Städte zu Unterpfändern ihrer Knechtschaft an. Sie vergessen die schneidenden Ruthen der Französischen Selbstherrschaft,

so

so gar die Batholomäus Nacht so sehr, daß sie auch von Paris her sich die Beschützung des erneuerten Gottesdienstes versprechen können. Unbegreifliche Verblendung! Welcher Ersatz würde es für Anjou nicht gewesen seyn, sie über diese Sinnesänderung mit einem spottenden Mitleiden zu beklagen? Allein derselbe war unter dem langsamen Gange der fruchtlosen Unterhandlungen über seine Versöhnung bereits zu Grabe gesunken. Nicht weniger seltsam war indessen das Betragen des Königes Henrich, der diese so herrlichen Vortheile von der Hand wieß, und die verzweifelten Niederländer ihrem traurigen Schicksale überließ. Und dieses um so viel mehr, da der Französische Gesandte Prüneaux, wie in Holland über diese Uebertragung berathschlaget wurde, daselbst unter steten Reisen von Stadt zu Stadt nichts unversucht gelassen hatte, um dieselbe durchsetzen zu können. Dieses Beyspiel kann uns nützlich erinnern, daß ein König oft sowohl als der geringste Bürger mit sich selbsten uneinig ist. Einige schreiben diese Unbeständigkeit der Furcht gegen das Gewühl der Guizen, andere seinem faden und unbesorgten Gemüthe zu.

Wir müssen der Warnung zufolge, die ich vorhergehen ließ, von diesem Irrthume unserer Vorältern eben nicht das ungünstigste Urtheil fällen. Er entsprang aus der Liebe zum ver-

stor-

storbenen Prinzen, aus Betrübniß über seinen Tod, und aus feurigem Eifer, Grundsätze, welche man fälschlich für die seinigen hielt, als die besten anzusehen. Er muß in die große Reihe jener Schwachheiten gesetzet werden, denen die Menschheit überall ohne Unterschied unterworfen ist, und die noch einiges Lobwürdiges haben. Noch eine Verwirrung; und wir werden die uralte Wackerheit wieder aufleben sehen.

Von Frankreich abgewiesen wandte man sich nach England, und der Erfolg davon war so unglücklich, als er zu unserm wahren Wohle seyn mußte. Ein beissendes Heilungsmittel wurde gegen dieses Uebel erfordert, und das gab Elisabeth, wenn sie gleich damit nicht die Heilung bewürken wollte. Das ausserordentliche Betragen dieser Königinn muß von allen Seiten betrachtet werden, wenn man ihre Absichten ergründen will. Es erregt Schrecken, wenn man die Gefahr bedenkt, in welche unsere Republik durch einen einzigen Anfall der Erschlaffung, oder vielmehr der Einfalt des Nationalkarakters gerathen war: doch der Ausgang beweißt zugleich die tröstliche Wahrheit, daß auch die scharfsinnigsten Ausländer beschwerlich jene genaue Kenntniß erwerben, welche erfordert wird, um ein ganzes Volk nach seinem Willen lenken zu können. Hätte Elisabeth mit Engländern zu thun gehabt, ihre Maaßregeln

würden

würden Zweifels ohne ihr Ziel erreichet haben. Aber so wenig sie selbst, als ihre Staatsminister, wusten jemals jenen in Niederland Alles überschallenden Ton zu treffen, ein Fehlschlag, den die tiefste Staatseinsicht nicht vergüten kann. Auch war es ein grosses Glück für uns, daß Oldenbarnefeld, einer der größten Männer seiner Zeit, das Staatsruder in die Hände bekam. Unter seiner Leitung werden wir die Niederländer zum ersten male in einem unbenebelten Lichte beschauen. Ihre natürlichen Tugenden und Fehler werden sich immer mehr entwikeln. Es wird sich bewähren, daß sie Alles, was ihrer Staatskunde noch abging, unter diesem stilgroßen Lehrmeister bald erlernten. Und was die Kriegskunst betrift, so werden sie auch hierinn unter den Siegesfahnen des tapfern Moritz keine kleine Figur machen. Laßt uns den Anfang mit den Englischen Sachen machen.

Elisabeth wollte über die Niederlande entweder gar nicht, oder absolut, ohne Grundgesetze, ohne Einschränkungen herrschen. Es scheint, daß sie, schon lange gewohnt, die Vorrechte der Engländer nicht sehr zu schätzen, sich nicht gern in der Nothwendigkeit befinden wollte, jene der Niederländer mit ihrem Siegel befestigen zu müssen, damit ihre eigene Unterthanen aus den Differenzen, welche von Zeit zu Zeit über ihre Erhaltung entstehen konnten, keine Veranlassung

zu Widersetzungen nehmen möchten. Dieses war doch wohl etwas mehr, als der Herzog von Anjou, oder der König von Frankreich, sich je hatten einfallen lassen. Wider die Schwierigkeiten, welche sich mit der Größe ihres Entwurfes vermehrten, schmiedete sie eine lange Kette listiger Unternehmungen, und schmeichelte sich, wenn auch ihr ganzes Augenmerk nicht erreicht würde, aus den mißlungenen Anschlägen wenigstens stets ansehnliche Vortheile ziehen zu können. Für erst nahm sie die Macht Philipps des II. in Erwägung. Mit Spanien war ein Krieg unvermeidlich, so bald sie sich im Besitze der Niederlande gesetzt haben würde; und doch wuste sie nicht, in wie weit sie durch diese Erweiterung ihrer Macht zu diesem Kriege in Stand gesetzt werden würde, zumalen da sie auch hierinn sich mit ihren unruhigen Engländern nicht berathschlagen wollte. Da sie aber doch dieses Punktes gewiß seyn mußte, so hielt sie es fürs Beste, daß ein getreuer Diener ihrer Krone sich zuvor eine gründliche Kenntniß der Niederländischen Angelegenheiten erwürbe. Entsprächen seine Entdeckungen der Erwartung, so wäre es Zeit, den Würfel zu werfen; wenn nicht, so blieben noch Mittel genug über, sich mit Spanien wieder auszusöhnen. Sie könnte alsdann vielleicht als Mittlerinn den Frieden bewürken, und Gelegenheit finden, die Niederlande mit Philipp zu theilen, welcher ihr alsdann noch

den

den ruhigen Besitz des ihm übriggebliebenen Antheiles würde verdanken müssen. Ein solcher Umweg verschafte, wenn die Sachen gut geleitet würden, oben ein noch die besten Mittel, um von den Niederländern zu erhalten, was sie verlangte. Es war freylich kein kleines Unternehmen, ein Volk, das so Vieles bereits für seine Freyheit überstanden hatte, auf diese Weise für immer fesseln zu wollen. Hatte man die Hoffnung dazu aus seiner wehmütigen Erniedrigung vor dem Könige von Frankreich geschöpft, so überdachte man doch auch zugleich, daß diese Erniedrigung beynahe aufs äusserste gekommen war, und daß man dennoch auch dieses Aeusserste noch um einige Tritte überschreiten mußte, um jenen Entwurf durchsetzen zu können. Zumalen da seine Gesandten in England schon eine ganz andere Sprache, als vorher in Frankreich, führten, welches zu erkennen gab, daß es seinen Zustand nicht mehr für so Hoffnungslos hielt, als bey der Auftragung an Henrich den III. Auch würde es sich für eine Königinn von England, die wenigstens vorgab, in ihrem eigenen Reiche nach bestimmten Grundgesetzen zu regieren, keineswegs geziemet haben, daß sie über ihre unglücklichen Nachbarn öffentlich eine unbegränzte Herrschaft gesuchet hätte. Die Sachen mußten also, gleichsam von sich selbsten, zu einem solchen Verfalle gerathen, daß unsere unter sich selbst uneinigen, und zur äussersten Ver-

legenheit gebrachten Niederländer kein anderes Mittel zu ihrer Rettung wüsten, als eine vollkommene Unterwerfung unter der Königinn, welche endlich eine so absolute Regierung nur unwillig und nach langem inständigen Bitten des verzweifelten Volkes antreten würde. Alle diese Plane hingen schön aneinander: es kam aber besonders auf die Auswahl eines fähigen Werkzeuges, eines ihres Vertrauens würdigen Günstlinges an, der als ihr Statthalter hieher gesandt, nichts als die Beschützung dieser Lande zur Absicht zu haben schien, in der That aber dem Verlangen seiner Königinn zufolge die erforderten Kenntnisse zu erwerben suchte, um nachher allen jenen Mißbrauch davon zu machen, welchen seine Gesandtschaft zum Augenmerk hatte.

Die Königinn zeigte also gleich eine Abneigung gegen die Vorschläge der Niederländischen Gesandten. Sie würdigte sich kaum der Anbietung der Regierung Gehör zu geben: sie schlug auch die stete Beschützung dieser Lande ab, welche man damals von ihr zu erhalten hoffte. Doch endlich willigte sie in eine bestimmte Unterstützung, so lange der Krieg währen würde. Dem zufolge verpflichtete sie sich, sechs tausend Mann unter einem Englischen Obersten, ihrem Statthalter, auf ihre Kosten stellen zu wollen. Diese dazu erforderlichen Kosten sollten ihr aber

in-

innerhalb fünf Jahren nach dem Friedensschlusse wieder ersetzet werden. Zur Versicherung dessen sollten ihr einige Städte verpfändet werden, die mit andern Englischen Soldaten besetzt werden müßten. Sie bedung dabey verschiedene andere Punkte, die auch auf die Souverainität abzielten, als unter andern das Recht, zween ihrer Unterthanen zu Gliedern des Staatsrathes zu ernennen. Die Einrichtung dieser Sachen übertrug sie dem Grafen von Leicester, und gab ihm dabey, so viel sich bemerken ließ, keine andere Verhaltungsbefehle, als welche aus wahrer und uneigennütziger Zuneigung herzufließen schienen; wenn gleich seine heimliche Instruktion, wovon die Gesandten wohl bald den wesentlichsten Inhalt erfuhren, ganz anders lautete. Diese enthielt unter andern wesentlichen Dingen eine sorgfältige Untersuchung, ob das Vermögen der Staaten so groß wäre, daß sie sich selbst vertheidigen könnten. Sein Betragen zielte von Anfang an darauf; aber so unverstellt, und mit so weniger Vorsicht, daß dieses allein, wenn man auch nichts weiter erfahren hätte, genug gewesen seyn würde, die Augen der Verständigen zu öffnen. Aller Nutzen, welchen er der Republik verschafte, bestund in einigen wenigen Kriegsunternehmungen, die dennoch nicht lange hernach, wie seine Engländer in Gelderland und Oberyssel mit dem Feinde zusammen spannten, grössern Schaden zum Gefolge hatten. Hinge-

gen brachte er alle Staatssachen in die äusserste Verwirrung, säete stets den Samen der Zwietracht unter den verschiedenen Provinzen, um sie wider einander aufzuhetzen, gab jedem Mißvergnügten und Uebelgesinnten gern Gehör, und verstärkte seinen Anhang, dem Holländischen Adel zum Trotze, mit Brabäntern und Flämingern. Der Gottesdienst, dieser zärtlichste Punkt, wurde mit ins Spiel gezogen. Viele Geistliche, die wider ihre Obrigkeiten, der Einschränkungen wegen, die sie ihrer Kirchengewalt gesetzt hatten, aufgebracht waren, und sich vielleicht vorgesetzt hatten, sich in den hiesigen Staatssachen so nothwendig zu machen, als die Bischöfe in den Englischen waren, stunden ihm zu Dienste, um so wohl von der Kanzel, als in besondern Zusammenkünften, Zwietracht und Aufruhr zu erregen. Wer sollte gedacht haben, daß der erneuerte Gottesdienst, der noch kurz vorher die stärkste Stütze der Freyheit gewesen war, so bald mißbraucht werden konnte, um das Werkzeug der ausgelassensten Herrschsucht zu werden?

Leicester war falsch, listig, rachsüchtig, und frey genug von Gewissen, ein gefährlicher Staatsmann zu seyn, welches er doch nicht war. Es fehlte ihm an Geduld, an Vorsicht, und an vielen andern dazu erforderlichen Eigenschaften. Er hatte nichts von jener einnehmenden Feinheit der Sitten, hinter welcher sich das Laster

zierlich

zierlich versteckt, und welche oft die Tugend selbst betäubt. Er war trotzig, ohne geschätzt zu werden; und wenn er oft herablassend seyn wollte, wie dieses bey den Niederländern nothwendig ist, so wurde er niederträchtig. Er hatte Muth genug, gefährliche Anschläge zu schmieden, aber er wuste sie nie vorher Ordnungsmäßig zu entwerfen: wenn sie daher mißlungen, so fehlte es ihm an Ausflüchten, an Bemäntelungen, derer schlaue Betrüger selten entbehren, sich wider die Vorwürfe der beleidigten Parthey schützen zu können. Oft sah man ihn in solchem Falle seine Zuflucht zu jämmerlichen Verläugnungen nehmen, und Befehle eidlich mißkennen, die er selbst erweislich unterzeichnet hatte. Freylich sein Wort von sich zu geben, und des andern Tages solches öffentlich zu brechen, war eine Sache, die ihm nicht im mindesten kränkte. Und wenn es gleich sicher ist, daß ein Despot die Tugenden, welche er unterdrücken will, nicht allein kennen, sondern auch sich selbsten zuzueignen wissen muß, so scheint doch Leicester nicht mal begriffen zu haben, welches Interesse ein Regent dabey hat, daß er wenigstens als ein ehrlicher Mann angesehen werde. Er betrug sich in der Regierung eben so, wie ein Freybeuter im Kriege; er war nämlich stets zu überraschenden Anschlägen bereit, aber unfähig, Sachen von Gewicht und Folgen auszuführen. Dieses war es, was ihn

nach allen denen Verwirrungen, die er in diesen Landen verursachet hatte, zu den ausschweifenden Gedanken verführte, sich mit Gewalt einiger Holländischen Städte zu bemächtigen. Anjou's unglückliches Beyspiel schreckte ihn keineswegs ab: für wahr, er war der Mann nicht, um aus seinen eigenen Fehltritten weiser werden zu können, welches ohne Widerspruch ein Beweis eines kleinen Verstandes ist. Die Natur bringt einige Menschen hervor, die fähiger sind, und zugleich mehr Lust haben, abzubrechen, als zu bauen. Andere werfen ihr eigenes Werk, wenn es kaum halb vollzogen ist, durch einen unzeitigen Eifer über den Haufen. Leicester hatte mit beyden einige Uebereinstimmung; doch mit den letztern die meiste. Es scheint sonderbar, daß die Königinn, welche ihren Plan mit so vieler Klugheit entworfen hatte, keinen fähigern Mann zur Ausführung desselben auszuwählen wuste. Aber er war ihr Günstling, und verbarg dem Anscheine nach dem Hofe seine anstößlichsten Fehler. Oder dacht Elisabeth auch, daß sein roher Trotz das Sanfte und Einfache unsers Nationalkarakters am besten betäuben könnte? Vielleicht war es so. Es wird für uns interessant seyn, das Betragen dieser beyden Personen gegen unser Vaterland itzt näher zu betrachten. Diese Erwägungen könnten die meiste Merkwürdigkeit aller meiner geringen Abhandlungen haben, weil kaum ein Punkt meines

historischen Raisonnements über unser Vaterland so viele zu meinem Augenmerke dienliche Wahrheiten darbeut. Wir haben unsere Niederländer unter der Anführung eines Schutzengels wider Spanien und Frankreich kämpfen gesehen: itzt werden wir sie wider England, das der gemeinen Meinung nach die denkendsten Köpfe liefert, ohne Jemandes Hülfe oder Rath sich vertheidigen sehen. Die heillosen Trubeln dieser Zeit können uns lehren, was man fürchten müsse, wenn gute Anführung fehlet. Der Widerstand der Besten kann uns hingegen über die nöthigen Hülfsmittel in der angedrohten Gefahr unterrichten. Eine Nation ist gewöhnlich stark genug, wenn sie Biedermänner hat, die ihre Schwäche, welche diese immer auch seyn mag, gründlich einsehen.

So bald Leicester in Holland angekommen war, wurde ihm die allgemeine Landvogtey durch die vereinigten Staaten von selbsten angeboten. Ein schöner Anfang, um seinem herrschsüchtigen Geiste zu schmeicheln: aber dasjenige, welches vorher gegangen war, wie er noch in England verweilet hatte, mäßigte dieses Vergnügen nicht wenig. Die Statthalterschaft von Holland und Seeland war nämlich dem jungen Grafen Moritz aufgetragen worden, und man hatte ihn ersuchet, den Titel: Prinz von Oranien, führen zu wollen, wozu er, wenn gleich sein

ältester Bruder noch lebte, berechtiget zu seyn schien. Oldenbarnefeld, der hiezu gerathen hatte, schickte sich hiedurch dazu an, um in Rücksicht Leicesters die nämliche Vorsorge zu hegen, wobey Wilhelm der I. sich gegen Anjou so wohl befunden hatte. Dieses bemerkte man in England so sehr, daß Leicester selbst sein Mißvergnügen darüber nicht verbergen konnte. Insonderheit war ihm der Titel eines Prinzen anstößig, wodurch Moritz an Rang und Ansehen selbst über ihn erhoben zu seyn schien. Was aber die Souverainität betraf, so zeigte er gleich beym Antritte der Oberlandvogtey, daß er aller Schwierigkeiten ungeachtet um keine Mittel zur Ausbreitung seiner Gewalt verlegen war. Mit vieler Mühe nur erhielt man seine Einwilligung, ihm einen Staatsrath zur Seite fügen zu dürfen; und auch dieses kam nur unter den Versprechungen zu Stande, daß die Schlüsse dieses Rathes, wenn sie schon sonst in Allem nach seinem Wohlgefallen eingerichtet wären, dennoch blos wider die einzelnen Glieder desselben, und nicht wider ihn gelten sollten, indem sie ihn als das Haupt nicht zu den geringsten Einschränkungen verpflichten könnten. Indessen verstattete er, daß eine sichere Anzahl von Personen ernannt werden könnte, woraus er die Glieder des Staatsrathes erwählen würde, ernannte dennoch vorher schon Einige, die nicht ausgeschlossen werden könnten. Die Staaten machten

sich

sich vielleicht einer Nachgiebigkeit schuld, welche seiner Herrschsucht zu viel Muthes gab, wenn sie ihn gleich desto besser kennen lernten: sie bedachten seine Aufführung, um gegen die Folgen derselben auf ihrer Hut zu seyn. Dieses gibt schon die Vorsicht zu erkennen, womit die Grundgesetze seiner Ansetzung entworfen wurden, und noch mehr die Sorgfalt, mit welcher solche von Zeit zu Zeit erkläret wurden, damit man wüste, wie sie zu verstehen wären, wenn ein Mißvergnügen über seine Regierung eintreten würde. So wurde er zum Oberlandvogte erwählet, um nach den gesetzlichen Gewohnheiten der Zeiten des Kaisers Karls des V. zu regieren, welches herrlich in seine Ohren klang, weil er sich eine hohe Vorstellung von der Macht dieses Fürsten und seiner ihm unterworfenen Landvögte machte. Nach dieser seiner Vorstellung dachte er an keine Einschränkungen, auffer wenn ihm seine Königinn einige bestimmen würde, gebunden zu seyn: aber wie es Zeit war, ließ man ihn deutlich genug merken, daß durch den angeführten Ausdruck eine Obermacht über ihn vorausgesetzet wurde, welche zuvor beym Kayser, als Grafen, gewesen war, itzt aber allein bey den souverainen Staaten gesuchet werden müßte. Doch dasjenige, was bereits im Anfange der Königinn von England über die Uebertragung einer absoluten Macht in Staats- und Kriegssachen an Leicester geschrieben wor-

den

den war, ist noch merkwürdiger, weil es in mehr als einer Rücksicht ihrer Schlauigkeit neuen Zunder beysetzte. Die Königinn, welche ohne Zweifel über seine Beförderung froh war, stellte sich doch, als ob es ihr mißfiele, daß ohne ihre Einwilligung dieser Entschluß genommen worden war: ja sie gab vor, auf Leicester sehr mißvergnügt zu seyn, daß er die Landvogtey übernommen hätte, als ob sie befürchtete, daß solches sie mit den Niederländischen Angelegenheiten mehr beschäftigen würde, als sie wünschte. Wieder diese ihre Klagen entschuldigten sich die Staaten mit der Bemerkung, daß seine absolute Macht nur dazu dienen sollte, den allgemeinen Landvogt von den verschiedenen Statthaltern der besondern Provinzen zu unterscheiden; ja daß sie nur auf Kriegssachen ginge, welches doch wider den buchstäblichen Verstand des mit ihm geschlossenen Vertrages war, wenn sie gleich allem Anscheine nach nur zu erkennen geben wollten, daß die im Vertrage angeführten gesetzlichen Gewohnheiten schon hinlänglich seine Macht in Regierungssachen ausschlössen. Schwach genug, das ist wahr, aber auch tief genug ausgedacht. Denn das Mißvergnügen der Königinn war ja nicht natürlich, es mußte daher auf die Vermuthung führen, daß sie sich ohne diesen höflichen Warnungen zu viel von ihrem Einflusse in den Niederländischen Sachen eingebildet haben würde. Der bey weitem nicht

so

so scharfsinnige Landvogt, als seine Königinn, begriff von allem diesen nichts; allein so bald er zu zeigen anfing, daß es ihm in der Nachforschung des Vermögens des Landes recht Ernst war, lehrte ihn seine Erfahrung, daß man, besonders in Holland, seinem Zwange Widerstand bieten konnte. Diese Entdeckung erkältete seinen Eifer nicht, sondern ermunterte ihn vielmehr, die Ausführung seiner leichtsinnigen Unternehmungen zu beschleunigen. Die Maaßregeln, welche er nahm, mögen mit verschiedenen Zügen seines zuvor entworfenen Karakters verglichen werden. Er sah wohl ein, daß es hier auf List ankäme; er wußte, daß man zertheilen müßte, um herrschen zu können: aber seine List verfehlte die gehörigen Richtungen, und die Trennungen, welche er erregte, brachten ihn zum Falle. Es ging ihm wie unerfahrnen Kriegsleuten, die oft durch ihr eigenes Gewehr jämmerlich beschädiget werden.

Anstatt die Holländer durch einen freundlichen Umgang zu gewinnen, und durch den Schutz ihrer individuellen Angelegenheiten auf seine Seite zu locken, suchte er im Gegentheile seinen vornehmsten Anhang in den übrigen Provinzen, mithin zur Seite ab. Freylich war seine Absicht dabey, den Einfluß der mächtigen Holländischen Städte auf die Regierung im Allgemeinen zu schwächen; besonders da damals zwischen

Holland

Holland und Uetrecht einige Gährung wegen der Ausfuhr des Mundvorrathes war. Diese wollten nämlich die Amsterdammer ihren ungehinderten Gang gehen lassen, wenn die für das Wohl des Kommerzes weniger eingenommenen Uetrechtischen hingegen durch das Verbot der Ausfuhr die feindlichen Truppen auszuhungern dachten. Nichts erwünschter für den Grafen, als dieses glimmernde Feuer zu hellen Flammen anzublasen. Er zieht nach Uetrecht, gewinnt unter den unruhigen Bürgern großen Anhang, mengt Kirchen- und Staatsstreitigkeiten unter einander, und wühlet so lange, bis es ihm gelingt, die Regierung zu erschleichen; worauf die ganze Provinz ihm beypflichtet, um blindlings von der Gnade einiger von ihm ans Ruder gesetzten Ausländer abzuhangen. Indessen hatte er bereits ein Placat über die Seefahrt ergehen lassen, wodurch der Holländische Kaufhandel aufs äusserste eingeschränkt wurde, die Uetrechtischen aber sich sehr kitzeln ließen, wofür sie bald durch seine Günstlinge in Allem geleitet wurden. Alle ihm gemachten Einwendungen fruchteten nichts: er gab nur seinen Schmeichlern Gehör, und unter diesen machten die Prediger keine geringe Figur. In wenigen Tagen zeigten sich die Ansteckungen des Giftes, welches sie ausstreueten. Ueberall ertönten die Kanzeln von Klagen, nicht nur über Sorglosigkeit bey der Beschützung des reinen, erneuerten Gottes-

dienstes,

dienstes, (zuivern hervormden Gods-dienst) sondern auch wohl tüchtig über die schlechte Anordnung der Staatssachen. Das Land würde verloren gehen, wenn es auf diesem Fuße stehen bliebe: aber Leicester wäre der Gottesheld, jener Gideon, der alle Mißbräuche verbessern müßte, der viel sorgfältiger als vorher Prinz Wilhelm das Wohl der Kirche beherzigte, und auf den allein die Hoffnung des wegzehrenden Vaterlandes gegründet wäre. Hiedurch ermuntert, und um diese seine treuen Freunde seiner Seite noch weiter aufzumuntern, berief er auf seine eigene Macht eine Kirchenversammlung, oder Synode, welche alle drey Jahre erneuert werden sollte. Unsere jährlichen wahrscheinlich aus dieser Einsetzung entstandenen Synoden dienen zum Beweise, daß eine ungesunde Wurzel oft gute Sprossen schießen kann. Auf der gedachten Synode wurde unter andern eine Kirchenordnung gemacht, die in allen vereinigten Provinzen durchgängig angenommen werden sollte. Sie sollte besonders alle Irrungen über geistliche und weltliche Rechte in Rücksicht auf Kirchensachen entscheiden, und diente, wie sich denken läßt, sehr zur Beförderung der Unabhängigkeit der Klerisey. Diesen ganzen Handel hatten die Staaten dem Scheine nach mit duldenden Augen betrachtet: wie es aber auf die Bestätigung dieser Kirchenordnung ankam, wuste man überall so viele Aus-

musterungen dabey vorzunehmen, daß ihre Würkung beynahe ganz vereitelt wurde. Dordrecht, das nachher durch seine Synode so berühmt wurde, war die einzige Holländische Stadt, die sich den Schlüssen dieser Kirchenversammlung mit vollem Gehorsame unterwarf.

Daß der Graf von Leicester keineswegs die Gefahr einsah, welche mit Einführung der Neuerungen verknüpft ist, dieses gibt sich deutlich aus der Menge Neuerungen, welche er so kurz auf einander folgen ließ. Sein erstes war gewesen, daß er eine Münze zu Amsterdam, wider die Meinung der Staaten, und besonders der Stadt Dordrecht, welche sich unter den Holländischen Städten ein ausschließliches Recht über die Münze zueignete, angelegt hatte. Dieses konnte ihm dennoch dazu gedienet haben, um die Amsterdammer zu seiner Parthey zu ziehen; aber er suchte etwas anders. Das Geld, welches er daselbst schlagen ließ, mußte das Wappen von England führen, um den Staaten ihre Abhängigkeit beyzubringen, und wurde weit über den Werth ausgegeben: nicht, wie man erwartete, zum Nutzen der gemeinen Kasse, sondern nur um mit diesen abgezwakten Vortheile einige Personen, derer Gunst er erkaufen wollte, zu bereichern. Unmittelbar hierauf war das schon erwähnte Placat über die Seefahrt gefolgt, wobey noch bemerkt werden muß, daß

er

er nicht nur den Eingesessenen dieser Lande, sondern auch allen Fremden in andern Ländern auf eine lächerliche Weise verbot, den Feind mit einiger Waaren Zufuhr zu unterstützen; als ob er nicht nur Niederland, sondern auch Dännemark, Schweden, ja die ganze Ostsee seiner Selbstherrschaft unterwerfen wollte. Die Kirchenordnung, wovon auch schon erwähnet wurde, war die dritte Neuerung: aber die vierte, welche die Ansetzung einer neuen Rechnungskammer enthielt, war die seltsamste und gefährlichste. Diese Kammer sollte besonders allerley Mißbräuche in Betreff der im Placate über die Seefahrt verbotenen Ausfuhr der Waaren nachzuforschen, wie auch dem weitern Schleichhandel oder der sogenannten Lorrendreherey vorzubeugen suchen. Zu dem Endzwecke sollte von allen Empfängern der Geleitsgelder und Zöllen strenge Rechenschaft, und von allen Negotianten gefordert werden, daß sie ihre Bücher offen legten, damit auch das Mindeste, was nicht zur guten Treue negotiirt wäre, entdeckt, und der Uebertreter durch eine schwere Geldbuße bestrafet werden könnte.

Es war ausgemacht, daß diese letzte Verordnung das Kommerz in unzählbare Schwierigkeiten verwikeln mußte: aber der Landvogt war zu sehr durch bösen Rath verblendet, und geitzte daher zu sehr nach jenen großen Vortheil, den

man ihm daraus versprach, als daß er einigen Gegenvorstellungen hätte Gehör geben können. Jacob Reingold, ein durchtriebener Heuchler, dessen unredliches Herz aus vorherigen Stücken bekannt war, und der nach Verläugnung des Römischen Gottesdienstes, um Leicestern zu behagen, sich von ihm als das vornehmste Werkzeug in den Uetrechtischen Trubeln gebrauchen ließ, hatte ihm unter andern diesen Entwurf schön vorzustellen gewußt. Dieser nämliche Aufwiegler hatte vorher Requezens ein Gleiches in Brabant vorgestellet, der aber zu viele Schwierigkeiten darinn gefunden hatte. Allein Leicester fand itzt keine darinn, daß er die Spanier an Tyranney zu übertreffen schien. Er trieb die Sache im Staatsrathe durch, so sehr sich auch allenthalben ein Widerspruch dagegen erhob, und stellte Reingold zum Schatzmeister an. Wie ihm aber Commisen zur Ausführung seiner Befehle in den Holländischen Städten zugeordnet werden sollten, wollte das Werk nicht durchgehen, weil das Volk sich dagegen setzte, und die Obrigkeiten nur zum Scheine gleichgültig dabey waren. Eben so fand er sich in der Abschaffung der Freygilden (Vrywaaringen) aufm platten Lande betrogen. Seine strengsten Gebote wurden bald in den Wind geschlagen, und er duldete solches, ohne zu bedenken, wie sehr seine Ehre dabey verlor. Gewiß, ein solcher Haufen neuer Gesetze, welche ohne Zuziehung

und wider Willen der Staaten eingeführet wa-
ren, hätte wenigstens einiger maaßen durch die
Verführung eines delicaten Betragens im tägli-
chen Wandel, und durch Vorsicht, in weniger
wichtigen Sachen nachzugeben, annehmlich ge-
macht werden müssen. So wenig das Eine
als das andere schien Leicesters Aufmerksamkeit
zu verdienen. Die Fehltritte, welche er auch
in dieser Rücksicht tagtäglich beging, würden
uns, wenn wir uns dabey aufhalten wollten,
sehr unangenehm beschäftigen. Man will ja in
jeder historischen Untersuchung, deren vornehm-
stes Augenmerk Wahrheit ist, die Züge der
schönen Tugend lieber ausführlich, und die ge-
genseitigen etwas mehr im Vorbeygehen entwor-
fen sehen; wenn gleich die letztern, welches ge-
wiß zu bedauren ist, gewöhnlich die meiste Be-
ziehung auf die menschliche Natur haben.

Bald zweifelte Niemand mehr, daß der Land-
vogt nicht in Holland die nämlichen Hülfsmit-
tel ins Werk stellen würde, wodurch er es in
Uetrecht so weit gebracht hatte, daß die Regie-
rung dieser Provinz ihm zu Theile geworden war.
Die Verbannung einiger vornehmen Herrn aus
dem Stifte, die Gefangennehmung des gewese-
nen Advocats von Holland, Paulus Buis, in
Uetrecht, die wahrscheinlich auf die nämliche
Absicht zielende wiewohl fruchtlose Berufung
Oldenbarnefelds, des dermaligen Advocats von

Holland, nach die nämliche Stadt, verriethen seine gränzlose Herrschsucht zu unverdeckt. Noch grösseres Mißvergnügen entstand, wie er, so oft wider Hollands Wohl etwas entworfen wurde, die Holländischen Bevollmächtigten unter einem oder andern Vorwande aus dem Staatsrathe zu entfernen wußte, bis sie von den Staaten ihrer Provinz ausdrückliche Befehle empfingen, solchen Aufträgen nicht weiter nachzukommen.

Man war also schon der Meinung, daß das Maaß erfüllt, und die Zeit bereits schon da wäre, sich mit Nachdruck dagegen zu setzen. Kaum war er bey Annäherung des Winters nach den Haag gezogen, als man diese Gelegenheit in acht nahm, alle Beschwernisse zugleich wider ihn einzubringen. Die Mäßigung, ich darf sagen, exemplarische Verschonung, mit welcher hiebey verfahren wurde, ist äusserst merkwürdig. Höfliche Ehrenbezeugungen, Feyerlichkeiten, welche nur immer seinem Stande gebühren möchten, wurden nicht unterlaßen. Man ging noch weiter. Man vermachte ihm ein ansehnliches Geschenk mit einem silbernen vergoldeten Kopfe, welcher neun tausend Gülden werth war, zum Beweise, daß man wider seine Person nichts Gehäßiges im Schilde führte. Diese Begegnung mußte den rohen Engländer, der mit Fluchen und Schwören Alles auszuführen pflegte, ohne Zweifel aufs tiefste be-

beschämen, wenn er nur den mindesten Edelmuth besaß. Es machte ihn in der That auch biegsam; und solches war kaum bemerkt worden, oder man schritt zur Ueberlieferung einer Vorstellung, worinn drey Provinzen, Holland, Seeland und Friesland, ihre Klagen einmüthig erhoben. Der Advocat von Holland, Oldenbarnefeld, und einige andere Herrn wurden ernannt, sich näher darüber mit dem Grafen zu besprechen. Durch diese Unterhandlung lehrte er für erst rechtschaffene Niederländer kennen. Sie führten eine Rechtssprache (Dingtaal) mit einem gelassenen Gemüthe. Sie bemüheten sich mehr zu unterrichten, als zu bestrafen. Ihre Unterweisungen hätten nicht allein seinen Verstand erleuchten, sondern auch sein Herz verbessern können, wenn das Letzte möglich gewesen wäre. Wahrscheinlich würde Leicester auch, wiewohl er mit Nachgiebigkeit Gehör zu verleihen schien, hierdurch nicht viel weiser geworden seyn, wenn die Staaten weniger in Thaten als in Worten beherzt gewesen wären. Ihre Wackerheit entzog ihm die Stütze zweyer Gehülfen, Reingold und Prounink. Die aufrührerischen Anschläge des Ersten wurden entdeckt und bewiesen, wie einer seiner Miethlinge gefangen genommen worden war, bey dem sich viele von seinen Schriften fanden: er selbst wurde auch ins Gefängniß gezogen, und der Graf konnte kaum verhindern, daß ihm sein Prozeß nicht gemacht wurde. Wie er nicht

lange nachher der Nachgiebigkeit seine Entlassung verdankte, ging er nach Brüssel, und nahm da aufs neue den Römischen Gottesdienst an. Prouninк, der durch Leicester in die Uetrechtische Regierung gedrungen, und zum Bürgermeister angesetzet worden war, wiewohl er ein Brabänter, und aus dieser Rücksicht nicht wählbar war, wurde von dieser Provinz zur Versammlung der allgemeinen oder General-Staaten deputirt; allein wie er daselbst erschien, wollte man ihn in dieser Eigenschaft nicht erkennen, weil er mit keiner gesetzlichen Macht bekleidet wäre; und wie sehr der Graf auch für ihn eiferte, so mußte er doch erdulden, daß dieser sein Günstling unverrichteter Sache abziehen mußte. Gleich rief die Uetrechtische Vroedschap (Unterregierung, großer Rath der Stadt) ihre übrigen Deputirten zur nämlichen hohen Versammlung aus Nachgier ebenfalls zurück; allein diese gehorchten nicht. Prouninks Schicksal, welches für die ganze Uetrechtische Vroedschap, wovon er das Haupt war, so schmählich, als für ihn selbst war, ermunterte die beyden übrigen Regierungs-Kollegien von Uetrecht, das verlorne Gleichgewicht mit Widerwillen des Grafen wieder herzustellen. Diese bestunden aus den Edeln und den Erkohrnen, welche letztere seit der Reformation die Stelle der Klerisey (besonders des Domkapitels) vertraten, und auf deren Abschaffung die Freunde des Grafen

stark gedrungen hatten. Diese zwo Regierungs-Kollegien vereinigten sich dem zu Folge wider das dritte, oder die Broedschap, und geboten den Deputirten ihrer Provinz, nicht nur in der Versammlung der Generalität ihre Sitzungen fortzusetzen, sondern auch die Wiederherstellung der geschändeten Gesetze und Vorrechte nach allen ihren Kräften bestmöglichst zu befördern.

Der Graf, den diese Wunden bis ins Herz trafen, sah daraus, daß er sich auf einen Stab von Riet stützte, der ihm die Hand aufreißen würde. Er entschloß sich darauf zu einer einstweiligen Reise nach England, von wannen her er durch Briefe mit weniger Gefahr das Nämliche, wo nicht mehr, zu bewürken dachte, als durch seine Gegenwart. Auch schien die Wichtigkeit der Sachen zu erfordern, daß er sich über die weitere Ausführung seines Auftrages mündlich mit der Königinn bespräche. Der Vorwand dieser Reise war, daß seine Gegenwart im Parlamente die Niederländischen Sachen unterstützen müßte: er wurde nach einigem scheinbaren Widerstreben mit einem feinen Gutheißen von den Staaten verehret, und wie seine Abreise festgesetzt war, ließ sich nicht die mindeste Unzufriedenheit darüber bemerken. So gar zeigten die Staaten von Holland und Seeland sich nicht gegen eine Vorstellung des Grafen abgeneigt,

nebst Uetrecht und andern Provinzen nochmals die Oberherrschaft der Königinn aufzutragen; wiewohl sie dabey erklärten, daß solches nicht anders als nach billigen Grundgesetzen geschehen könnte; daß daher die Uebertragung einer absoluten von keinen Gruudgesetzen bestimmten Macht, wozu sich Gelderland, Uetrecht, Oberyssel und Friesland bereits verstanden hätten, für nichts weiter, als ein aufrührerisches Unternehmen gehalten werden könnte. Sie hatten diesen Punkt in der That schon ohne sein Vorwissen in Ueberwegung gezogen, und zu dem Ende eine Gesandschaft nach England zu schicken beschlossen. Weil aber viele Holländische Städte dieses mißbilligten, so ist es wahrscheinlich, daß die schlauesten Staatsdiener blos nur darum ihre Einwilligung dazu gaben, weil sie fest überzeugt waren, daß man mit der Königinn nie über die Bedingungen, worunter ihr die hohe Regierung übertragen werden sollte, würde überein kommen können. Indessen wurden die nähern Anordnungen zu jener Gesandschaft mit dem Grafen getroffen, der durch eine listige Vorstellung, daß sie den Prinzen Moritz an die Spitze derselben setzen möchten, den Eifer der Holländer zu ermuntern dachte. Oldenbarnefelds Vorsicht beschützte damals den jungen Statthalter wider ein Schicksal, welches vielleicht etwas besser, als dasjenige gewesen seyn würde, welches seinem Bruder in Spanien wi-

derfahren war. Bald nach der Abreise Leicesters nach England erfolgte die Gesandschaft ohne den Prinzen; und wenn sie würklich nach den eben entworfenen Grundsätzen nur einen Zug von Staatskunde beaugete, so kann man sagen, daß sie der Erwartung ihrer Urheber entsprach. Kein tauglicheres Mittel ließ sich denken, um innerhalb des Landes die unruhigen Gemüther zu befriedigen, die verborgenen Gesinnungen der Königinn zu erforschen, ihr einen umständlichen Bericht von Leicesters Verrichtungen abzustatten, und zum wenigsten zu verhindern, daß er sie durch Scheingründe zu seiner Verschonung verführte.

Aber kaum hatte sich Leicester zur See begeben, oder man lernte ihn aus einem neuen Beweise der Verstellung noch näher kennen. Er hatte bey seinem Abschiede die Staats- und Kriegssachen zu Lande dem Staatsrathe anvertrauet, aber am nämlichen Tage einen Aufsatz unterzeichnet, welcher so viele Einschränkungen enthielt, daß kaum ein Schatten der Macht diesem hohen Rathe übrig blieb. Dieses wurde gleich nach seinem Abzuge ruchbar, und erregte ein allgemeines Befremden. Keine Anordnungen wurden freygestellet, ausser jenen, welche wegen Unsicherheit des Zufalles nicht vorgeschrieben werden konnten: nicht mal die Vergebung der Kriegsämter war völlig frey, sondern nur

bey Vorrath. Jener Aufsatz enthielt auch eine umständliche Angabe aller Oerter, die der Graf mit Englischen Truppen besetzt halten wollte, wobey jene Truppen, welche die Königinn besoldete, von denen, welche der Staat auf eigene Kosten unterhielt, sorgfältig unterschieden wurden. Mehr und mehr wurden einem Jeden hierdurch die Augen eröffnet. Man erinnerte sich, daß er noch unlängst die Werbung von sechs tausend Mann Deutscher Truppen, wozu das Geld bereits beygetragen gewesen war, listig vereitelt hatte. Alle solche Züge wurden mit einander verglichen, die unangenehmsten Vorbedeutungen wurden daraus hergeleitet, und doch waren die Gesinnungen noch zu günstig. Dieses ergab sich, wie bald darauf Stanlei Deventer den Spanischen übergab; Stanlei, der bey Leicester in so großer Achtung stand, daß er ihn eines males zum allgemeinen Feldherrn vorgeschlagen hatte. York, ein anderer Engländer, folgte seinem Beyspiele zu Zütphen; und das Englische Kriegsvolk selbst war überall so ausgelassen, daß ein Theil desselben sich unterstand, von Gelderland aus bis ins Innere von Holland mit Rauben und Plündern zu dringen.

Indessen empfing die Königinn unsere Gesandten in einem Tone, der deutlich bewies, daß sie die General-Staaten durch Furcht zur vollkommenen Unterwerfung zu bringen dachte. Sie

verstärkte dadurch absichtlich eine weit gehende Vermuthung, welche aus den erwähnten Unordnungen entstanden war; aber die Würkung davon entsprach ihrer Erwartung nicht. Zwischen dem Englischen und Spanischen Hofe waren nämlich einige scheinbare Friedenshandlungen angefangen worden, welche von den Niederländern theils durch Schlauigkeit theils durch Zufall entdeckt, und für Ernst aufgenommen wurden, auch einen solchen Eindruck auf sie machten, als ob bereits eine Theilung ihrer Lande zwischen Elisabeth und Philipp beschlossen wäre. Die Absicht der Königinn war, diesen Argwohn heimlich zu nähren, und sich öffentlich darüber zu beklagen, wenn sie mit theuern Worten bezeugte, nichts dergleichen im Sinne zu haben. Die Theilung der Niederlande mit Philipp konnte wahrlich itzt noch nicht der Gegenstand ihrer Betrachtung seyn, weil dieselbe bey weitem nicht in Vergleichung kommen konnte mit der angebotenen vollen Herrschaft unter billigen Bedingungen; aber sie bildete sich ein, daß man in Niederland aus eitler Furcht gegen ein solches Schicksal wohl bald den Entschluß fassen würde, ihr eine absolute Gewalt, welche sie von Anfang an allein beauget hatte, zu übertragen. Die schlechte Aufführung Leicesters und der übrigen Englischen in diesen Landen war sehr dazu geschickt, diese Furcht zu nähren, und wurde darum auch von der Königinn nicht genug mißbilliget,

billiget, sondern vielmehr entschuldiget, dazu noch mit schweren Klagen über die Niederländer, die ihrer Meinung nach keine sanftere Regierung verdienten. Fein genug, für wahr! oder lieber zu fein, weil so viele Kunstgriffe nirgend zu dienten, als Alles im Rauche zu vertreiben. Die Vorstellung, an Spanien aufgeopfert zu werden, erzeugte Abscheu statt Furcht. Daß man ein Weib anbeten sollte, um nur nicht von ihr verrathen zu werden, dieses wurde als eine Erniedrigung angesehen, wozu man sich nie verstehen müßte; und die billige Abneigung wider ihre Argliſt war Ursache, daß von nun an die Englische Hülfe von Vielen für ein Heilungsmittel gehalten wurde, welches weit ärger wäre, als das Uebel selbst. Die General-Staaten hatten Leicestern, gleich nach dem Verluste von Deventer, in einem männlich geschriebenen Briefe alle seine Fehler bereits vorgeworfen, und selbst eine Abschrift davon der Königinn zugeschickt. Aber zu Beyder größtem Mißvergnügen; weil diese freye Sprache sowohl ihrer Majestät, als ihrem Günstlinge, dem sie allein nur Gehör gab, zu höhnen schien. Der Staatsrath hatte das Placat über die Seefahrt unter öffentlicher Abkündigung wiederrufen, und selbst Leicesters Namen, als Chef dieses hohen Rathes, dabey erschallen lassen. Die Staaten von Holland und Seeland hatten den Prinzen Moritz als Statthalter und Capitain-General

befestiget, und nebst diesem dem Grafen von Hohenloh die vorzüglichste Anordnung der Kriegssachen empfohlen. Itzt ging man noch weiter. In der Regierung wurden keine Machtsprüche von Ausländern mehr anerkannt; kaum wurden sie um ihre Einwilligung gefraget. Die Glieder des Staatsrathes wurden zur gewöhnlichen Zeit durch die allgemeinen Staaten verwechselt, und Leicesters Freunde ausgeschlossen. Achtzig Fahnen wurden unterm Eide an den Prinzen Moritz, die Generalstaaten, und die Staaten von Holland und Seeland in Dienst genommen. Verschiedene Holländische Städte stellten sich durch die Werbung der Wehrgelder (Waardgelders) in Sicherheit, und überall, wo es nöthig schien, wurden die Besatzungen verändert. Die Burg zu Muiden, worinn eine Englische Wache zur Bezähmung der Stadt Amsterdam lag, wurde davon befreyet. Sonoi allein, der in Nordholland zu Leicesters Parthey gehörte, blieb sein eigner Herr, um zu einer bequemern Zeit den Rest zu bekommen.

Die Englischgesinnten, welche durch das Wankende der Spanischen Friedenshandlung einiger maaßen verlegen worden waren, faßten itzt dennoch aufs neue Muth; die Prediger waren dabey mit neuem Eifer thätig; Leicester erhitzte die Zwietracht durch Briefe aus England, und seine Helfers Helfer ließen hier keine Mittel unbeprüfet.

beprüfet. Wilkes, ein Englischer Rathsherr, der im Staatsrathe Sitzung hatte, und vielleicht dem berühmten Wilkes unserer Zeit nicht ungleich war, bewies öffentlich, daß die Staaten zu solchen Veränderungen, als sie einführten, nicht berechtiget wären; weil die Souverainität nicht ihnen, sondern dem ganzen Volke zukäme. Ein Gefühl, welches aus dem Busen der Wahrheit entsprossen, seines Wohllautes halber gefährlich werden kann, wenn seine Anwendung irrig ist. Niemand kann es läugnen, daß die unsprüngliche Obermacht eines Staates von allen Gliedern desselben, das ist vom ganzen Volke entlehnet werden muß. Soll aber diese Obermacht die Freyheit beschirmen, welche allein der steten Ausübung billiger Gesetze ihr Bestehen verdankt, so muß ihre Anordnung gesetzlich, und ihr Ansehen so viel heiliger seyn, als ihre Einschränkung grösser ist. Ueberall wo diese Bestimmung keinen Einfluß auf die Gemüther hatte, zeigt uns die Geschichte kaum einen einzigen Schritt von der zügellosesten Anarchie zur völligsten Knechtschaft. Kein Wunder also, daß die Englischen, derer Geschichte an solchen Beyspielen besonders reichhaltig ist, die Sache in diesem Lichte beschauten, und durch Ermunterungen zu zügellosen Widersetzungen sich den kürzesten Weg zur Oberherrschaft zu bahnen suchten. Kein Wunder, daß sie damit in jenen Provinzen ein grösseres Glück machten, worinn

der

der Privatvortheil des Volkes mit der Ruhe und Wohlfahrt der ganzen Republik nicht übereinkam. Aber auch kein Wunder, muß man sagen, daß sie in jenen einen unüberwindlichen Widerstand fanden, derer hohe Regierung nicht konnte in Verwirrung gebracht werden, ohne daß die Seele des Staates in eine Verzehrung fallen mußte. Uetrecht, welches von Anfang an durch Leicester verführet worden war, ließ sich aufs neue durch Prouninк zum Falle bringen; Gelderland und Oberyssel folgten diesem Beyspiele; die Friesen, welche von Alters her noch einige Aehnlichkeit mit den Engländern haben, eiferten itzt auch am stärksten für ihr Interesse. Auf einer Zusammenkunft zu Uetrecht wurde beschlossen, im Namen der gedachten Provinzen die Oberherrschaft ohne alle Bedingungen der Königinn zu übertragen: und Friesland bestätigte dieses noch mit dem Vorschlage, eine besondere Gesandschaft deswegen nach England zu senden. Holland und Seeland allein können sich rühmen, daß sie nicht nur in diesen Stürmen unerschüttert geblieben sind, sondern auch ihre verirrten Bundesgenossen am Rande des Verderbens beschützet haben.

Hatte Leicester etwa bey der Nachforschung der Niederländischen Sachen so wenig auf Hollands Macht und Einfluß gesehen, da diese Provinz allein so viel zu den gemeinen Lasten

beytrug,

beytrug, als die Königinn zur Unterstützung vorschoß, und noch täglich in Vermögen zunahm? Gewiß nicht. Sein Zutrauen auf seine Schlauigkeit dagegen verführte ihn nur. Es verführte Elisabethen ebenfalls, die sonst aus solchen Vorfällen hätte abnehmen müssen, daß sie nicht aufm rechten Wege war. Doch erregt es Verwunderung, daß sich nicht die mindeste Verzweiflung in ihrer Aufführung bemerken ließ. Alles, was sie den Niederländischen Gesandten sagte, oder den Staaten schrieb, schmeckte nach Stolz, Herrschsucht und unversöhnlicher Erbitterung. Ihr männliches Gemüth konnte dem Anscheine nach den Hohn nicht erdulden, von einer Nation, welche sie verachtet hatte, und die itzt der Gegenstand ihres Abscheues worden war, in einem so großen Entwurfe auf die Irrbahne geführet worden zu seyn. Sie beschloß daher fürs Letzte das Aeusserste zu wagen, und sandte Leicestern aufs neue nach die Niederlande. Bey seiner Ankunft in Seeland stellte er sich, als ob er Sluis, welches von Parma belagert wurde, entsetzen wollte. Er kam mit einer ansehnlichen Flotte vor der Stadt, unternahm aber nichts, und blieb auch nicht lange daselbst. Bald nach seinem Abzuge fiel Sluis dem Feinde in die Hände. Es wäre klüger gewesen, jene vergeblichen Anstalten nicht zu treffen, weil er itzt, da er mit solcher Macht nichts ausgeführet hatte, dem Verdachte einer muth-

willigen

willigen Versäumniß nicht entgehen konnte. In Holland wurde er mit Klagen bewillkommt, welche er mit einer verstellten Versöhnung zu stillen dachte: war es ihm aber zuvor unmöglich gewesen, die wachsamsten Augen verblenden zu wollen, so mußte die Bemühung, itzt solches zu bewürken, wie er schon so genau abgemessen und abgewogen worden war, als ein lächerliches Hirngespinnst angesehen werden.

Innerhalb fünf oder sechs Monaten wurde dieser Punkt vollkommen und für immer beendiget. Es ist nicht nöthig hievon ausführlich zu handeln, weil dieses nur eine trockene Widerholung vorheriger Anmerkungen veranlassen würde. Beyde Partheyen handelten aus bereits bekannten Grundsätzen; aber die Staatsche mit so vielem stärkern Nachdrucke, als die Untreue und Verwegenheit Leicesters alle Schranken überschritten. So sah er sich, so oft sein Werk nicht fort wollte, zu gefährlichen Anschlägen gezwungen. Von einer Verwirrung zur andern gebracht, begriff er so bald nicht, daß seine Prediger ihm wenig nutzten, wiewohl sie mit einer Vermessenheit, wovon vielleicht kein Beyspiel ist, den Staaten von Holland schriftlich ihre Gefühle über die Führung der Regierung vorstellten, oder er nahm einen weit schändlichern Plan. Er ließ durch zween seiner Bevollmächtigten der Holländischen Staatsversammlung

eine Friedenshandlung mit Spanien ganz unverholen vorstellen. Was wollte er damit doch, da dieses alle seine Anhänger, welche aus den leidenschaftlichsten Vertheidigern der erneuerten Religionslehre bestanden, von ihm verfremden mußte? Aber Leicester war nicht gewohnt, die unvermeidlichsten Folgen vorauszusehen. Zur Stillung des hieraus entsprungenen Mißvergnügens gab er vor, diese Vorstellung entspräche seiner Meinung nicht, wenn gleich der Aufsatz, der dieselbe ausdrücklich enthielt, ehe er auf seinen Namen eingeliefert wurde, ihm vorgelesen worden war, um sein Gutheißen zu vernehmen, und solcher Ausflucht vorzukommen. Oeffentlich von dieser Niederträchtigkeit überführt, und doch noch eben unverschämt, aber aufgebracht von Aerger, nahm er bald gewaltsamere Maaßregeln. Seine erste Ueberlegung war, wie Oldenbarnefeld, der Graf von Hohenloh, und selbst Prinz Moritz am besten aufgehoben und nach England entführt werden könnten. Sie wurden ihrer Gefahr gewarnet, und wusten sich zu hüten. Jtzt erst sah er seine eigene Gefahr ein, und suchte sie durch die Ueberrumpelung einiger Städte abzuwenden; zuerst warf er das Auge auf Amsterdam, um mit dem ersten Schlage das weiteste Feld zu seiner fernern Raserey zu gewinnen. Wie er aber von Uetrecht, wo das gewöhnliche Feuer der Zwietracht wieder in die hellesten Flammen auf-

loderte,

loderte, dorthin unterm Scheine der Freundschaft gezogen war, fand er da Alles so schön vorbereitet, und seine Günstlinge so sehr in Staub zertreten, daß er Tages nach seiner Ankunft vergeblich nach sich suchen ließ. Dieser verlorne Feldzug wurde bald von einem zweyten nach Nordholland befolgt, wo Sonoi wenigstens einen starken Arm zu seinem Beystande hatte. Die Freunde Leicesters pflegten in ihrer verborgenen Sprache Amsterdam die Kirche, Enkhuisen die Kapelle zu nennen. Auf diese Stadt, als die vornehmste in Nordholland, war es nämlich abgesehen; aber sie war durch Amsterdams Beyspiel gewarnet worden, und weigerte sich, sie einzulassen, wodurch sie bewies, daß sie mit Recht den Namen einer Kapelle, in Vergleichung mit einer solchen Kirche, tragen durfte.

Unterdessen wurde in der nächsten Staatsversammlung zu Haarlem beschlossen, drey Aufsätze über den Zustand des Landes und die Trubeln der damaligen Regierung ans Licht treten zu lassen. Einer derselben ist äusserst merkwürdig, weil er eine ausführliche Erklärung der Grundsätze der Staaten über den Ursprung und Grund der freyen Holländischen Regierung enthält. Wahrscheinlich waren sie hiezu übergegangen, damit das Publikum die Billigkeit ihrer Sache sollte beprüfen können, wenn es mal nöthig seyn würde, wider Leicestern, zu dessen

Besserung keine Hoffnung mehr war, die strengsten Maaßregeln ergreifen zu müssen. Doch machte seine böse Aufführung diese Vorsorge überflüßig. Drey verzweifelte, entdeckte und mißlungene Anschläge auf Leiden, Gouda und Dordrecht, bewürkten seinen Untergang, und brachten ihn in die Nothwendigkeit, für seinen Kopf, wie er selbst ausrief, sorgen zu müssen. So mit Schande bedeckt, und von einem Jeden verlassen, kam er zu Vlissingen, um von da nach England überzusetzen, wo er von der Königinn wohl empfangen wurde, aber gleich den Befehl erhielt, auf die Niederländische Regierung zu verzichten. Auf diese Weise endigte sich dieses gefahrvolle Schauspiel mit einem glücklichen Ausgange. Nur blieben die verpfändeten Städte noch im Besitze der Engländer, bis daß Oldenbarnefeld Mittel fand, sie vom Könige Jacob dem I., mit merklichen Abschlage der verschuldeten Gelder, wieder einzulößen. In wie vielem Betrachte ist das Vaterland der Weisheit dieses großen Mannes nicht verpflichtet!

Aus dem Verlaufe der Sachen unter Anjou und Leicester ersieht man die Eitelkeit der Hoffnung, welche man auf den Beystand fremder Mächte zu bauen pflegte. Man kann daraus abnehmen, daß man sich viel sicherer auf seine eigene Kräfte würde verlassen haben, wenn die

hohe

hohe Obrigkeit nur auf einige andere Weise das Zutrauen des Volkes zu gewinnen gewußt hätte. Dazu kam es doch zuletzt, und aller Unheilen ungeachtet, welche diese zween Herrschsüchtige verursacht hatten, wurden die Mittel zur Rettung nicht zu schwach befunden. Prinz Wilhelm, und Oldenbarnefeld nach ihm, erfuhren, daß eine eingebildete Nothwendigkeit bald wesentlich werden kann, so bald das gefaßte Vorurtheil allgemeinen Eindruck macht Sie bezeigten sich deswegen so nachgiebig, als die Noth erforderte; aber sie waren auch gegen die Folgen auf ihrer Hut. Durch Anjou und Leicester, besonders durch den Letzten, mußte das Volk auf eine empfindliche Art überzeugt werden, daß es ein gefährlicher Irrthum wäre, bey andern zu suchen, was man selbst hinlänglich besaß, wenn man nur den rechten Gebrauch davon zu machen wußte. Anjou's Regierung hatte etwas wenigern Einfluß auf das bürgerliche Interesse; sein Ansehen war nicht hinlänglich befestiget, und seine bösen Vornehmen wurden zu geschwind hintertrieben, als daß sie die Freyheit länger wie auf einige Augenblicke hätten in Gefahr stellen können. So wurde er so bald vergessen, als er gefürchtet zu werden aufhörte. Aber Leicester war es, der durch seine Zerrüttungen des Staates das gemeine Wohl bis aufs Aeusserste zu erschüttern wußte, und ein stetes Angedenken an den Frevel auswärtiger Freunde nach-

ließ. Seine mißlungenen Unternehmungen dienten dazu, den Niederländern die Augen zu öffnen, weil doch immer eine traurige Erfahrung vorhergehen mußte, ehe solches jemals zu Stande kommen konnte. Sein Gedächtniß unterdrückte nicht nur jene ungereimte Sucht auf immer, sich von Fremden abhängig zu machen, sondern verursachte auch bey Vielen eine vollkommene Veränderung der Begriffe von Obrigkeit und Unterthänigkeit.

Bis zu dieser Zeit scheint man vorausgesetzt zu haben, daß die Landesregierung nothwendig ein einziges ausnehmendes Haupt erforderte, welches sehr natürlich war, wenn man von den vorhergehenden Jahrhunderten ausging. Da waren immer Herzoge, Grafen, Bischöfe, oder Edle Herrn nach Beschaffenheit jeder Provinz für sich gewesen. Bey der Union hatte man, wie sich gezeiget hat, keine Verfügungen getroffen, die einige Abweichung von dieser Denkungsart veranlassen konnten, und der feurige Eifer, die unschätzbaren Verdienste des Prinzen Wilhelms des I. mit der Uebertragung der gräflichen Macht zu belohnen, hatte noch unlängst nicht wenig dazu beygetragen, um Große und Kleine in solchen Gefühlen zu stärken. Man hatte zwar wohl sehr gesunde Begriffe von der Nothwendigkeit der Grundgesetze, ohne welche der Einfluß einer solchen Macht die uralte Freyheit

heit entnerven könnte: aber Niemand stellte sich die Möglichkeit vor, die allgemeine Wohlfahrt unter einer bloßen repräsentativen Stände-Regierung befördern zu können, welches ein Irrthum war, wie die folgenden Zeiten bewiesen haben, und um deswillen ein schädlicher Irrthum, weil die Umstände eine solche Regierungsform oft, wenigstens auf eine geraume Zeit, unumgänglich nothwendig machen konnten. Gleich nach dem Tode Wilhelms des I. war dieses schon der Fall gewesen, weil der junge Moritz damals bey weitem noch nicht fähig war, seines Vaters Stelle zu bekleiden; und es läßt sich denken, daß die muthigsten Patrioten, hätten sie damals begriffen, was sie in der Folge aus den Ausschweifungen der Englischen Herrschsucht erlernten, im Stande gewesen seyn würden, die Zuziehung einer auswärtigen Macht, der gedachten Grundsätze, die solchen Trieb erzeugten, ungeachtet, verhindern zu können. Doch wie sie itzt aus Leicesters Beyspiel abgenommen hatten, was ein Ausländer ausrichten könnte, besannen sie sich zugleich, auf welche Art ein eingebohrner Herr, wenn er seine Macht mal mißbrauchte, die Regierung zerrütten, die Provinzen wider einander aufhetzen, die Religion dabey zum Vorwande nehmen, und wenn er durch tapfere Thaten berühmt wäre, sich endlich vom Kriegsdepartement Meister machen könnte, um

alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Die Ueberzeugung, daß ein ſolcher Fürſt ſeiner nähern Kenntniß des Landes wegen, ſeine Maaßregeln viel zuverläßiger nehmen könnte, erregte ein ſolches Schrecken, daß Viele Alles, was nur einigermaaßen nach der Monarchie ſchmecken konnte, aufs äuſſerſte verabſcheueten, und zugleich auf eine Regierungsform verfielen, wovon vorher keine, oder wenigſtens nur eine ſehr ſchwache Vorſtellung hatte eintreten können. Behauptet Jemand, daß dieſe Abneigung zu weit ging, ſo habe ich nichts dagegen. Ich beſitze ſo wenig die Luſt als Fähigkeit zur Unterſuchung über die beſte Regierungsform, weil vielleicht alle Regierungsformen, die nur bekannt ſind, ſehr gut oder ſehr böſe ſeyn können; nur eine zügelloſe Regierung des Volkes ausgenommen, welche nichts hat, was etwas taugt. Doch deucht mir, daß eine nützliche Entdeckung gemacht wurde, wie man erlernte, daß das allgemeine Wohl, nach Beſchaffenheit der Umſtände, durch mehr als eine Regierungsform in ſeinem weſentlichſten Intereſſe befördert werden kann.

Wir ziehen meines Urtheiles die ſicherſte Frucht aus der Betrachtung der Geſchichten, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit auf die gefährliche Erſchütterungen lenken, welche ein neu errichteter Staat zu erdulden hat, ſo lange die Grundlage deſſelben noch einfach und roh entworfen

worfen ist. Jede Ursache theilt in solchem ihrer Würkung ihr eigenes Charakteristische mit, weil ihm die Bemäntelungen noch nicht bekannt sind, welche in einem langen befestigten Staate oft das schärfste Gesicht verblenden. Erfahrung und Gewohnheit setzen die sämmtlichen Triebfedern gewöhnlich in eine mehr oder weniger zusammengesetzte Würkung, die vielen Ausnahmen unterworfen ist: aber bey einem neuen Volke werden alle Werkzeuge einfacher, und so, wie sie für sich selbst sind, benutzet. Die Ruhe eines solchen Volkes ist keine unthätige Abzehrung, sondern vielmehr ein erzwungener, aus dem Streite großer aber einander gleicher Kräfte entsprossener Stillstand. Sie wird bald durch geringe, aber doch kennbare Zufälle zerstöhret, und wegen der daraus herrührenden Verwirrung nur mit großer Mühe wieder hergestellet. Die Regierung dieses Volkes ist dennoch in vielem Betrachte abhänglich von demselben, weil ihre ausführende Macht an Grundgesetze gebunden ist. Es verhält sich damit, wie es muß: indessen sind die besten Anordnungen und Einrichtungen noch stets weit von der Vollkommenheit entfernt. Je mehrere feste Städte vorhanden sind, je wenigere Einförmigkeit das Ganze des Staates hat, je verwikelter seine Regierung ist, aber je wenigere Gefahr einer allgemeinen Revolution zu befürchten ist. Das Volk sowohl, als die Regierung, besteht aus zweyerley Art

Menschen; die eine wachet für die Erhaltung der gegenwärtigen Regierungsform, die andere trachtet nur nach Veränderung, weil das Gegenwärtige mit ihrem besondern Interesse oder Verlangen nicht übereinstimmet. Es ist beynahe ein Wunder, wenn die Anzahl der letzten nicht bey weitem die stärkste ist, weil eine ausserordentliche Weisheit erfordert wird, mit seinem Glücksstande zufrieden zu seyn, und zugleich eine ausserordentliche Tugend, seine besondern Absichten der Liebe zur allgemeinen Ruhe und Wohlfahrt aufopfern zu können. Findet sich dann ein Mann, der in Rücksicht des Ranges, der Geburt, oder des Vermögens über andere weit hervorragt, so wird er wohl bald, wenn er es sucht, einen zahlreichen Anhang finden. Aber er begibt sich auch in eine große Gefahr, weil ein einziger Fehltritt unter so vielen Schritten, die nothwendig geschehen müssen, zu seinem völligen Verderben gereicht. Vermag sein Glück, daß das Volk die wesentlichsten Vortheile des Vaterlandes nicht einsehen kann, so muß er sich dieses Irrthumes geschwind bedienen, weil er nie von langer Dauer ist. Tritt das Gegentheil davon ein, so wird eine große Kunst und eine Menge Werkzeuge erfordert, um es dahin bringen zu können. Diese Werkzeuge können in unterschiedliche Klassen eingetheilet werden. Zu der ersten gehören die Günstlinge eines solchen Entrepreneurs, die ihn stets umgeben;

geben; zu der zweyten, welche am beschwerlichsten zu gewinnen ist, die Staatspersonen, welche nicht nur die Erhaltung der einmal festgestellten Gesetze, sondern auch der Kriegs- und Friedenssachen beherzigen; zu der dritten, die stets bey der Hand ist, die Geistlichen, die den größten Einfluß auf den großen Haufen haben, und allezeit nach Vermehrung ihrer Macht geizen. Mit allen diesen Hülfsmitteln aber wird ein solcher Herrschsüchtige auf so vielen Stufen, die er ersteigen muß, um die Höhe seines Augenmerkes zu erreichen, stets irgend einen Mann treffen, der seine Plane, wenn sie nicht mit äusserster Vorsicht angelegt sind, vereiteln wird. Ereignet sich dieser Fall auf einer Stufe, welche nächst der höchsten ist, so kann er nicht anders, als erschrecklich seyn: steht solche Stufe aber ungefähr in der Mitte, so enthält das Schauspiel für die Zuschauer vielmehr Ergötzliches, wie Leicester bewies.

Im Ganzen wird derjenige, welcher diese allgemeinen Betrachtungen mit Leicesters erwähntem Schicksale vergleicht, viele Folgerungen daraus herleiten können, welche ihm eine Einsicht von der innerlichen Beschaffenheit und den nothwendigsten Grundregeln unserer Republik gewähren. Er wird bestmöglichst daraus abnehmen können, wie weit die innerliche Vereinigung der verbundenen Landschaften sich aus-

dehnen

dehnen lasse, ohne getrennt werden zu können. Er wird den Nutzen und Nachtheil daraus ersehen, welche aus ihrer ungleichen Macht und dem Unterschiede ihres wechselseitigen Interesses entspringen; er lernt daraus die Weisheit einiger Anordnungen kennen, welche er mit einer oberflächigen Kenntniß leicht würde verworfen haben. Dasjenige, was zuvor von der Unvollkommenheit der Union gesagt wurde, wird dadurch, wie eine Rechnung, durch die Probe bewähret werden. Denn wenn die hohe Regierung genauer bestimmt gewesen wäre, so würden Leicester und Elisabeth vielerley Vorwände und Gelegenheiten zu Mißbräuchen daraus hergeleitet haben. Dieses, wenn noch ein anderes Beyspiel nöthig ist, erhellet auch daraus, daß Sachen von äusserstem Gewichte, wie Krieg und Frieden, und Bündnisse mit fremden Mächten nicht durch Mehrheit der Stimmen, sondern durch einhellige Beypflichtung aller Provinzen festgestellet werden mußten. Diese Einrichtung schien zwar vielen Unbequemlichkeiten unterworfen zu seyn; was würde aber aus uns geworden seyn, wenn die Königinn, wie die meisten Provinzen darin einig waren, ihr die hohe Regierung ohne alle Bedingungen übertragen zu müssen, eine solche Mehrheit der Stimmen als einen gesetzlichen Beschluß hätte ansehen können, der ihr ein unbezweifeltes Recht auf die Souverainität der ganzen Republik gegeben hätte.

Will Jemand diesen Sachen noch tiefer nachgrübeln, er wird sie leicht in ihre gehörigen Klassen ordnen können. Er wird die wahren Grundursachen der Freyheit unserer Republik von den falschen unterscheiden, die angebohrnen Tugenden und Mängel des Volkes, seine bereitwillige Liebe zu seinen Wohlthätern, den geringen Verdacht der Wohlmeinenden mit allem Mißbrauche, der davon gemacht werden kann, kennen lernen, und endlich den gefährlichen Trennungen, sowohl in ihrem Ursprunge, als in ihren Folgen, nachforschen können. Er wird den Einfluß der Prediger auf das gemeine Volk, ihren Eifer, und doch ihre Abhängigkeit, wenn das Staatsruder in guten Händen ist, bis auf den Grund einsehen. Er wird jene Fehltritte, welche Leicester beging, weil er ein Ausländer war, und kein Beurtheilungsvermögen hatte, keineswegs mit jenen vermengen, welche sein großer Entwurf deswegen nothwendig zu Gefolgen haben mußte, weil derselbe mit dem wesentlichsten Interesse der Nation unvereinbar war. Dieses letztere wird ihn besonders in Stand setzen, andere Epochen unserer Geschichte, wenn sie gleich keine unmittelbare Beziehung auf diese Betrachtungen haben, ebenfals gründlich beurtheilen, und sich also einen ziemlich ächten Begriff vom Ursprunge und von der Dauer unserer beneidenswürdigen Verfassung machen zu können. Ich für mich habe dieses

alles

alles lieber im Vorbeygehen berühren wollen, weil ich sonst in eine Weitläufigkeit, und in den Verdacht einer Partheylichkeit verfallen seyn würde; weil es auch ein so unschickliches als thörichtes Unternehmen scheinen könnte, einen so unermeßlichen Gegenstand erschöpfen zu wollen. Dennoch kann ich nicht ermangeln, noch eine Betrachtung hinzu zu fügen, ohne welche, wenn sie gleich, wie eine Folgerung aus dem Vorhergehenden fließet, unsere historische Betrachtung zu mangelhaft scheinen könnte.

Oft habe ich mir vorgestellet, daß eine der vornehmsten Ursachen, welcher unser Freystaat seine Dauer vorzüglich verdankt, in seiner zweckmäßigen Größe gesucht werden müßte, weil er nicht kleiner hätte seyn müssen, um seinen Nachbarn nicht verächtlich zu werden, und nicht grösser, um seinen eigenen Kräften nicht unterliegen zu müssen. Im Allgemeinen leidet es keinen Widerspruch, daß der Umkreis der Länder nicht zu weiträumig seyn muß, um wohl geordnet bleiben zu können, und daß Alles in Verwirrung geräth, wenn der Zirkel vom Mittelpunkte zu weit entfernt ist. Von Republiken bewähret man daher, daß Eroberungen ihnen verderblich seyn. Es würde aber äusserst beschwerlich fallen, mit abstrakten Vernunftschlüssen Alles im Allgemeinen ins Reine bringen zu können. Unser Urtheil ist viel zuverläßiger, wenn wir

uns

uns hierüber mit der Erfahrung berathschlagen, und dann wird es uns meines Ermessens sehr wahrscheinlich vorkommen, daß die Urheber unseres Freystaates das Glück hatten, die Ausdehnung jenes Raumes, dessen er bedurfte, ganz zweckmäßig abgemessen zu haben.

Es ist in der That ziemlich gewiß, daß Holland, wenn unsere Republik entweder größer oder kleiner geworden wäre, im ersten Falle von einem oder mehrern gefährlichen Nebenbuhlern zu sehr würde verhindert worden seyn, einen freyen und sichern Kaufhandel zur Wohlfahrt des ganzen Freystaates führen zu können; im zweyten Falle aber der Herrschsucht mächtiger Nachbarn zu wenigen Gegenstand würde haben bieten können. Doch läßt sich diese Meinung sowohl von der einen als der andern Seite widersprechen; und es geschieht nicht selten. Einige waren von Gefühl, daß die Provinz Holland eines solchen Bundes, wie die Union ist, keineswegs bedürfte, sondern schon für sich selbst und durch ihre eigene Macht fähig seyn würde, sich unabhängig und gefürchtet zu machen, welches sich auf der zu schwachen Voraussetzung gründet, daß die umliegenden Provinzen alsdann auch keinem mächtigen Feinde eine Zuflucht gewähren könnten, der Holland stets beunruhigen und zuweilen durchstreifen würde. Welche Ursache läßt sich denken, um welcher wegen dieses

ses im siebenzehnten Jahrhundert weniger geschehen seyn würde, als in jenen uralten Zeiten, in denen Holland, wie wir gesehen haben, für sich selbsten bestand? Und wer kann in dieser Rücksicht die Wichtigkeit von Seeland zu Wasser, von Gelderland und den übrigen Provinzen zu Lande, in Zweifel ziehen, der eingesehen hat, wie viel diese Landschaften zur Hollands Befreyung vom Spanischen Joche beytrugen? Natürlich müssen uns doch die nämlichen Grundsätze aufrecht erhalten, welche uns am Gange zu unserm Glücke brachten.

Aber Andere im Gegentheile halten es vielmehr für ein großes Unglück, daß alle die übrigen Niederlande sich mit den Unsrigen nicht zu einer Republik von siebenzehn Provinzen vereinigten, welches vielleicht geschehen seyn würde, wenn die Gentische Befriedigung besser gehalten worden wäre. Eine reiche Einbildungskraft kann die Macht und das Ansehen einer solchen Republik, den Schrecken ihrer Waffen, und ihr Ansehen bey den größten Mächten Europens herrlich schildern. Daß indessen keine Einbildung unser Urtheil verblende! Alles dasjenige, was zuvor von Brabant, Flandern und Holland, von ihrer innerlichen Verbindung angeführet wurde, überzeugt uns, daß diese drey Landschaften bey Errichtung der Union, oder kurz nachher, nicht mehr auf einen gleichförmigen

Fuß

Fuß Glieder des nämlichen Staates werden konnten; weil die zwo erstern beym steten Angedenken an ihre alte Größe immer auf ihre Wiedererwerbung zum Nachtheile der letzten bedacht gewesen seyn würden. Auch würde die Vertheidigung eines so großen Landes eine Kriegsmacht erfordert haben, welche unter einem Obersten, der auch nur mittelmäßige Fähigkeiten hätte, für das Vaterland gefährlich werden müßte. Leicester, dieses läßt sich sicher behaupten, würde mit einer solchen Kriegsmacht, wenn er ein so geräumiges Feld gewonnen hätte, auf welches er Saamen der Zwietracht aussäen könnte, die eine Hälfte der neuen Republik auf seine Seite gelocket haben, um die andere zu bezwingen, und beyde zu Grunde zu richten. Und wenn ihm dieses gleich mißlungen wäre, welche Versuchungen würde dennoch dieser oder jener Durchlauchtige Sieger nicht zu überwinden gehabt haben, um mit Verbesserung der Fehltritte Leicesters auf dem nämlichen Wege nach der Souverainität zu streben?

Allein, war es dann ein schrecklicher Irrthum des Vaters des Vaterlandes, daß er weder Fleiß noch Mühe ersparte, um die Sachen zu dieser Ausdehnung zu bringen? Mit nichten! Es sey weit von uns entfernt, auf diese Art sein Gedächtniß beflecken zu wollen. Der Entwurf dieses Prinzen muß in einem andern Lichte

betrachtet werden, weil er hierbey, wie bey vielen andern Punkten, genöthiget war, ohne Wahl, nicht die besten, sondern die schicklichsten Maaßregeln zu nehmen. Dem Feinde allen möglichen Abbruch zu thun, und starke Vestungen wider seine Wuth einzunehmen, war der höchste Endzweck, den er sich vorsetzen konnte. Die Union selbst war nur ein äusserst unvollkommenes und rohes Vorspiel des Sieges der vollkommnen Unabhängigkeit. Damals wäre es Thorheit gewesen, sich darüber Sorgen zu machen, wie am besten eine Republik eingerichtet werden könnte, so lange es kaum ausgemacht war, ob mit allem dem Streiten wohl der schwachste Schatten einer Republik zu Stande kommen würde. Jene vorgestellte Grundregel muß also nicht beym Stifter selbsten, sondern bey den Baumeistern, welche sein Werk vollzogen, angewendet werden. Alles, was der Mensch hervorbringt, es heiße Einsetzung oder Entdeckung, hat dieses an sich, daß die ersten Erfinder der Würksamkeit großer Männer, die nachfolgen werden, Vieles überlassen müssen.

Fünfte

Fünfte Abtheilung.

Widerherstellung der Republik nach Leicesters Abzug.

Es ist itzt Zeit, zur Betrachtung über zu gehen, wie die Nachfolger des Prinzen Wilhelms bey der Bearbeitung seiner rohen Entwürfe hauptsächlich für die Befestigung der Republik sorgten, ohne auf die Vergrösserung derselben zu denken. Die Leicesterische Regierung hatte sie dagegen gewarnet; die Erschlaffung der Spanischen Wuth verlieh ihnen itzt einige Erholung, während welcher sie über den nützlichsten Gebrauch der erworbenen Güter berathschlagen konnten, und verschiedene andere Sachen, wovon noch Erwähnung geschehen wird, erforderten solche Einrichtungen noch nachdrücklicher. Aber der Zusammenhang der besondern Thatsachen, die hierauf Beziehung haben, muß in einer besondern Abtheilung dargestellet werden, welches uns bald überzeugen wird, daß dieser Punkt, so unbedeutend er auch schien, dennoch bey seiner Ausführung die meisten Schwierigkeiten mit sich führte.

Sowohl die Generalstaaten, als die Staaten jeder Provinz hatten itzt zwar die Last der Regierung wieder auf sich genommen; sie fan-

den aber bey der Wiederherstellung der Sachen etwas wenigere Mühe, als Leicestern die Verwirrung derselben gekostet hatte. Man hatte für erst das meiste mit einem Theile des Kriegsvolkes zu schaffen, welches unterm Vorwande, noch in Leicesters Eide zu stehen, die gefährlichsten Meutereyen erregte. Zu Gertruidenberg lief dieses so hoch, daß die Stadt, wie Prinz Moritz schon bereit stand, die Besatzung durch Gewalt zu zwingen, durch Verrätherey an Parma überging. Doch Sonoi, der sich in Nordholland an der Spitze der Widerspänstigen befand, wurde durch die Belagerung von Medenblik zu Rechte gewiesen. Indessen ließen die Prediger von ihrem unbescheidenen Gewühle nicht ab, wozu sie durch Leicesters Briefe aus England stets ermuntert wurden. Sein Tod, der bald darauf eintrat, war nur allein fähig, um die von dieser Seite herrührenden Unruhen zu stillen. In der besondern Staatshaltung einiger Provinzen hatte das Unkraut tiefe Wurzeln geschossen, wie aus den oben angeführten Unterhandlungen über die Auftragung der unbeschränkten Herrschschaft an die Königinn von England abzunehmen ist. In Friesland hatte dennoch der dortige Statthalter, Graf Wilhelm von Nassau, selbst in den letzten Tagen des Aufenthalts Leicesters in diesen Landen, durch seine Geduld und weise Direktion die Ruhe einigermaaßen wieder hergestellet; aber in Uetrecht

konnte

konnte ehender nichts ausgeführet werden, als bis daselbst die ganze Regierung aufs neue verändert worden wäre. Hätten die Englisch-gesinnten mit ihrem Prounink an ihrer Spitze dem Grafen von Nüwenaar als Statthalter dieser Provinz, wie auch von Gelderland und Oberyssel, etwas mehr Achtung erwiesen, sie wären vielleicht noch nicht vom Regierungsküssen gesetzt worden, weil die Bürgerhauptleute sowohl, als die Besatzung, sich hartnäckig an dem Leicestern geschwornen Eide hielten. Aber Nüwenaar konnte, wenn er gleich vorher von der Englischen Parthey nicht gänzlich abgeneigt war, die Verwegenheit des Prouninkschen Anhanges nicht länger ertragen. Seine Neigung, welche von Zeit zu Zeit erkältet war, veränderte sich endlich in eine völlige Feindseligkeit, wie er sehen mußte, daß aufs neue eine Gesandschaft nach England abgefertiget wurde, welche die Regierung aufs wiederholte anbieten sollte, und wie er zuletzt selbst einen Brief von der Königinn empfing, worinn sie ihn ersuchte, den Bürgermeister Prounink der Regierung nicht entsetzen zu wollen. Hierüber aufs äusserste mißvergnügt, entschloß er sich ernstlich, diesem Gewühle ein Ende zu machen, und wählte seine Maaßregeln so geschickt, daß es ihm gelang, diesen Prounink gefangen zu bekommen, und in Banden weg zu schicken. Hernach spannte er, nebst der neuen zu dem Ende durch ihn angesetzten Regierung,

mit Holland die nämliche Schnur; und wie er im folgenden Jahre durch einen unerwarteten Zufall des Lebens beraubt worden war, erhielt er den Prinzen Moritz zum Nachfolger in seiner Statthalterschaft, unter welchem sich die Sachen immer mehr zur Einigkeit schickten. Gelderland und Oberyssel, welche also auch ihren Statthalter verloren hatten, erwählten ebenfalls den Prinzen, dessen Ansehen dadurch einen desto grössern Zuwachs erhielt, weil seine Fähigkeiten jedesmal mit einer neuen Last, welche auf seine Schultern gelegt wurde, sich zu vergrössern schienen.

Die Holländer, welche diesen jungen Fürsten innigst liebten, sahen ihn itzt als Statthalter von fünf Provinzen, und versäumten nichts, was den Einfluß seiner Macht sowohl innerhalb als ausserhalb ihres Gebietes befördern konnte; und wenns gleich ihr Augenmerk gar nicht war, ihre Regierungsform auf diese Weise monarchisch zu machen, so sahen sie doch nicht ungern, daß sich dieselbe als solche fremden Mächten zeigte, damit desto weniger ein Aufsehen erregt werden könnte. Die Versammlung der Generalstaaten, welche zuvor stets abgebrochen worden war, aber während der Trubeln unter Leicester sich in eine immerwährende verändert hatte, schien itzt auch der Republik ein neues Ansehen zu geben, weil sie die Idee einer hohen

Obrig-

Obrigkeit des ganzen Staatskörpers mehr verherrlichte, als die vorigen einzeln gehaltenen Versammlungen. Nur gab dieses zugleich Veranlassung zu einem wesentlichen Streitpunkte: ob nämlich die Souverainität der vereinigten Lande im eigentlichsten Verstande den allgemeinen Staaten gebührte, oder ob jede Provinz für sich selbst als souverain angesehen werden müßte? Kein Wunder, daß die Holländer das Letztere am eifrigsten bewährten, nachdem sie aus Leicesters vereitelten Bemühungen erlernt hatten, wie sehr die Freyheit des ganzen Staates von der Entscheidung dieses einzigen Punktes abhangen könnte: denn wäre derselbe hinweg geworfen worden, so hätte eine Mehrheit der Stimmen in Allem, worinn sie für dienlich hätte gehalten werden können, in der Versammlung der allgemeinen Staaten eingeführet werden können; dabey war es aber aus neuen Beyspielen bekannt, daß ein Unterdrücker leicht vier oder fünf Provinzen auf seine Seite würde ziehen können, wenn das zur Befestigung seiner Souverainität hinreichen könnte. Die Gefühle der Staaten von Holland behielten damals die Oberhand, nicht so sehr, weil sie so ganz deutlich in der Union enthalten gewesen wären, als wohl, weil sie den größten Einfluß auf den ganzen Staatskörper hatten, indem alle nach Leicesters Abzuge in der Regierung der verschiedenen Provinzen vorgenommenen Veränderun-

gen, durch ihr Zuthun eingeführet worden waren. Doch scheint es, daß dieser Streit, welcher nachher den Fall dreyer großer Männer zugleich bekanntlich veranlaßte, nie völlig hat entschieden werden können.

Kann Jemand unter dem einen oder andern dieser Gefühle gleich keine Wahl treffen, er wird wenigstens nicht läugnen können, daß Holland in diesem Zeitraume eine ausserordentliche Weisheit besaß. Sorgfalt war der Karakter der Staaten dieser Provinz, sie mochten Gunst oder Zorn beweisen müssen. Sie hatten Leicester vom Ruder entfernt, ohne seine Ehre im mindesten zu kränken; sie erhoben Moritzen zum Gipfel der Ehre, ohne das mindeste von ihren Rechten in die Waagschale zu legen. Bey diesem letzten Punkte bemerkt man noch die größte Vorsicht, weil der Prinz damals noch ausser allem Verdachte der Staatssucht war. Sie beweihrauchten ihren Heiligen, nahmen sich aber wohl in Acht, ihn auf das Altar zu setzen. Ihr Betragen, welches beym ersten Anblicke mit sich selbsten zu streiten scheint, war dennoch dazu geschickt, die wichtigsten Dienste von ihm zu erhalten, wenn gleich das Maaß der Belohnung derselben stets ihrem eigenen billigen Ermessen heimgestellet blieb. Mit ähnlicher Schlauigkeit wußten sie auch Elisabethen, des bösen Ausganges der Englischen Regierung ungeachtet, sich

immer

immer mehr als ihre Freundinn zu erhalten, ohne doch den mindesten Anschein zur Unterwerfung oder Abhängigkeit zu geben. Sie hielten den mit ihr geschlossenen Vertrag, schätzten ihre Gesinnungen, hörten ihren Rathschlägen willig zu, und handelten nach ihrem eigenen Gutdünken.

Zur engern Anschließung dieses Bandes der Freundschaft trug es nicht wenig bey, daß die Königinn und die vereinigten Staaten bald darauf von einer gemeinschaftlichen Gefahr bedrohet wurden. Philipp hatte unterm trägen Gange der falschen Friedenshandlungen eine Flotte von 140 Schiffen ausgerüstet, womit er die Engländer sowohl, als die Niederländer ohne Mühe zu bezwingen dachte. Sie wurde, um einen allgemeinen Schrecken vorzubereiten, die unüberwindliche Flotte genannt; und wenn diese unvorsichtige Unternehmung wohl einer der größten Fehltritte war, die der König je beging, so war sie dennoch äusserst fürchterlich, und dieses um so viel mehr, weil unter Parma eine Kriegsmacht von 30000 Mann in Bereitschaft stand, um zu Dünkirchen in 28 Kriegsschiffen sobald in See zu fahren, als die Spanische Flotte sich den Englischen Küsten genähert haben würde. Parma wurde durch die Englische mit zwanzig Niederländischen Schiffen unterstützte Seemacht am Auslaufen verhindert,

die unüberwindliche Flotte wurde in Verwirrung gebracht, verschiedene Spanische Schiffe, derer Eroberung ihrer unmäßigen Größe wegen nicht beschwerlich, sondern vielmehr gemächlich war, wurden weggenommen. Ein schwerer Sturm zerstreute den Rest dieser unüberwindlichen Flotte, und die Unkunde der Spanischen Steuerleute ersetzte vollends alles, was noch daran fehlen konnte, die hohen Vorstellungen von diesem Zuge in Rauch verschwinden zu lassen. Hier erfuhren die Spanier, und das Aergste war, daß sie es auch ihren Feinden lehrten, wie wenig sie zur See aus Mangel jener Erfahrung vermochten, welche zu Lande ihre Waffen stets so sehr beglückt hatten.

Doch die Augenmerke Philipps des II. waren auch zu weit ausgedehnet, als daß sie alle erreichet werden konnten. Er glaubte auch in Frankreich herrschen zu müssen. Der Thron dieses Reiches stand nach der Ermordung Henrichs des III. ledig, weil der König von Navarra des Widerstandes der Guizen wegen ihn so lange nicht besteigen konnte, als er sich nicht zur Römischen Kirche bekannte. Es war dem Könige vom Spanien nicht genug, diese Gegenpartey mit seiner Gutheißung fernerhin wider Henrich den IV. zu ermuntern; er ersparte sogar seine Macht nicht, um den von ihr zum Könige aufgeworfenen Kardinal von Bourbon,

unterm

unterm Namen Karls des X. auf den Thron zu erheben. Zu dem Endzwecke ließ er zuerst einen Theil der Spanischen Truppen, und nachher Parma selbsten, aus den Niederlanden nach Frankreich ziehen. Wahr ist es, daß das Glück Henrichs des IV. dadurch merklich zurück ging; aber so viel als Philipp von dieser Seite zu gewinnen schien, so sehr verlor er von der andern durch die Wackerheit des Prinzen Moritz, der seinem Heldenmuthe dadurch ein weites Feld eröffnet sah. Moritz überrumpelte Breda durch eine Kriegslist, gewann, nebst vielen andern Plätzen, Zütphen, Deventer, Hülst, Nimwegen und Gertruidenburg wieder, und schlug sich hernach nebst dem Grafen Wilhelm von Nassau bis vor Gröningen durch, welche Stadt, wie sie hernach auch in ihre Hände gefallen war, der gleichnamigen Provinz alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, welche sie bisher verhindert hatten, in die Verbindung der Union zu treten. Die durch solche Vortheile von Zeit zu Zeit ermunterten Staaten wusten auch in Frankreich Philipps Plane zu vereiteln, weil sie Henrich dem IV. sowohl mit Geld, als andern wichtigen Unterstützungen behülflich waren, wofür dieser Fürst, wie er sich in seinem Reiche befestiget sah, unserer Republik stets verpflichtet zu bleiben glaubte.

Der

Der Herzog von Parma war aus Frankreich zurückgekehret, wie er Henrich den IV. genöthiget hatte, die Belagerung von Paris aufzugeben: wie er aber sich auf einem zweyten Zuge dorthin befand, wurde er von einer Erschwächung überfallen, welche sein Leben sehr schleunig beendigte. Seine Stelle wurde einstweilen durch den Grafen von Mansfeld, aber im folgenden Jahre schon durch den Erzherzog Ernst von Oesterreich besetzt, dessen weibische Aufführung der hohen Erwartung nicht entsprach, die man sich von ihm gemacht hatte. Es war nichts Ungewöhnliches, daß der König damals wieder betrügerische Friedensvorschläge entwerfen lassen wollte, da dieses seine Gewohnheit war, so bald das Glück ihn verließ. Es würde unglaublicher gewesen seyn, wenn die Staaten sich dadurch hätten einschläfern lassen: wie sie aber des Wohlstandes halber denselben bereitwillig zuzuhören schienen, entdeckte sich ein Anschlag auf das Leben des Prinzen Moritz, der mit Vorwissen des Erzherzogs geschmiedet worden war. Dieses war genug, den Handel abzubrechen, welchen man nachher der bekannten Treulosigkeit der Spanier wegen öffentlich wieder zu übernehmen verweigerte, wie sehr auch der Kaiser, die Könige von Dännemark und Polen, nebst vielen Deutschen Fürsten darauf drangen.

So kehrten dann beyde Partheyen zu den Waffen zurück, und Moritz befolgte den Lauf seiner Siege, worauf er dennoch durch Mondragon und Verdugo merklich zurück gehalten wurde. Aber diese Feldherrn starben beyde um diese Zeit kurz auf einander. Noch vor ihrem Absterben war der Erzherzog Todes verblichen, und der Graf von Fuentes, ein Mann von großen Fähigkeiten, aber so voll Spanischen Trotzes, als man je einen Landvogt in den Niederlanden gesehen hatte, war einstweilen zum Landvogte angesetzet worden. Dieser war schon bey Parma's Leben hieher geschickt worden, um über ihn ein wachsames Auge zu halten; denn weil der König Niemanden traute, so konnte es zuletzt nicht anders seyn, oder der Ruhm eines solchen Staatsdieners, als Parma, mußte ihn mit der Vorstellung beunruhigen, daß der Herzog einen schrecklichen Mißbrauch von seiner Macht machen könnte, wenn er seine Landvogtey mal in ein unabhängiges Gebiet zu verändern dachte. Fuentes konnte dennoch dem Könige mit allem seinem schönen Betragen nicht nützlich seyn, weil sein Stolz allen Niederländern unerträglich war. Immer von Spaniern umgeben, und vom Niederländischen Adel abgeneigt, machte er selbst zu Brüssel die Königliche Regierung so verhaßt, als sie je zuvor gewesen war, und brachte dadurch die halb vergessenen Mißhandlungen überall in neues Angedenken.

Dieses Joch wurde von den meisten Großen mit einem drohenden Stillschweigen ertragen: aber der auf seine vorigen Dienste stolze Herzog von Aarschot erklärte öffentlich, daß für den König so lange nichts Gutes zu hoffen wäre, als die hohe Regierung nebst andern ansehnlichen Aemtern keinen Eingebohrnen anvertrauet würde. Wie er aber zuletzt alle Geduld verloren hatte, verließ er diese Lande, und begab sich nach Venedig, um dorten wenigstens frey sterben zu können, wie er sich ausdrückte. Kurz darauf wurde der Graf von Fuentes vom Kardinal Erzherzoge Albert, Bruder des verstorbenen Erzherzoges Ernst, in der Landvogtey abgelöset, von dem man sich, blos darum, weil er ein Oesterreicher war, noch etwas Besseres versprach; aber auch er bewies, daß ihm die Ausführung der alten Maaßregeln des Spanischen Hofes übertragen worden war, so viele Bedenklichkeiten er immer dabey hatte.

Wenn itzt gleich die Waffen Philipps des II. in Frankreich etwas glücklicher waren, als in den Niederlanden, so beyriff er doch stets mehr, daß es Zeit wurde, seine Herrschsucht zu mäßigen; die Vorbedeutungen seines nahen Todes mochten ihn nun zum Genuße einiger Ruhe rathen, oder er mochte in dem schmeichelhaften Gedanken, seine großen Entwürfe bisher mit Ruhm ausgeführet zu haben, itzt eine schändli-

che Umkehrung der Sachen zu befürchten anfangen. Das Letzte ist wohl keineswegs das Unwahrscheinlichste. Zwo Flotten, welche er zur Ersetzung des unglücklichen Zuges der unüberwindlichen Flotte nach einander ausgerüstet hatte, waren nämlich durch dasselbige widrige Schicksal, oder lieber durch dieselbige Unschicklichkeit der Spanier zur See, zum Theile vergangen, zum Theile vom feindlichen Feuer in den Grund gebohret worden. Hingegen waren die unterm Grafen von Essex vereinigten Englischen und Niederländer vor Cadix gekommen, wo sie nach der Zernichtung einer großen Anzahl reicher Kauffahrteyschiffen die Stadt in Rauch hatten aufgehen lassen, gewiß zu einem unnennbaren Schaden der Königlichen Schatzkammer. Dieser wegen schloß er mit Henrich dem IV. den Frieden von Vervins, und gab seine Tochter dem Erzherzoge zur Ehe, nachdem er die Entschlagung desselben vom Kardinalate vom Pabste erworben hatte, der Infantinn aber die Niederlande zum Brautschatze. Auf diese Weise bewies er nicht ohne Glimpf seine Mildthätigkeit, da dieses herrliche Geschenk seinem Eigenthümer noch theuer genug werden konnte, und er sich nur diesem lästigen Kriege zu entziehen suchte. Zur nämlichen Zeit wurde auch Prinz Philipp Wilhelm, ältester Sohn Wilhelms des I., in Freyheit gesetzt, und aus Spanien hieher geschickt; welches, wenn dieses nach Einiger

Meynung zum Endzwecke hatte, daß er unter den vereinigten Staaten Zwietracht erwecken sollte, gleich nach dem Tode seines Vaters mit grösserm Vortheile hätte geschehen können. Warum sollen wir in Allem, was die Fürsten thun, ein tiefes Geheimniß suchen? Es ist meines Urtheiles wahrscheinlich genug, daß der König, wie er beschlossen hatte, die Niederländischen Sachen aufzugeben, sich leicht entschliessen konnte, die Bande dieses harmlosen Prinzen aufzuschließen; zumalen da ein acht und zwanzigjähriges Gefängniß und eine schlechte Erziehung ihn auffer Stand gesetzt hatten, etwas Großes in der Welt ausführen zu können.

Sechste Abtheilung.

Eroberungen in Ost- und Westindien.

Errichtung der Ost- und Westindischen Kompagnien noch während des Spanischen Krieges.

Unterdessen war die Zeit herangerückt, in welcher unsere Niederländer, und Namentlich die Holländer und Seeländer, für ihre Tapferkeit ein neues Feld eröffnen sollten, welches, da es

ihren

ihren Fähigkeiten über alle Erwartung entsprach, sie bald mit ansehnlichen Mächten in gleichen Rang setzen würde. Der Ocean, dessen kleinsten Antheil sie zuvor nur mit ihren Kauffahrteyschiffen besucht hatten, wurde von nun an in seiner vollesten Ausdehnung der Schauplatz ihrer wichtigsten Kriegsverrichtungen. Ein unumstößlicher Beweis ihres höhern Vermögens zur See ist, daß aus denen Schwierigkeiten, welchen sie daselbst ausgesetzt waren, ihre größten und glücklichsten Entwürfe zur Reife kamen. Welches Heil für sie, daß der König von Spanien selbst wegen seines zu hohen Muthes auf seine See:nacht sie dazu ermuntert hatte! Seine unüberwindliche Flotte überzeugte sie zuerst, daß seine Waffen zu Wasser bey weitem so fürchterlich nicht wären, als zu Lande, und sie entdeckten bey der Gelegenheit, daß ihre Erfahrung bey der Seefahrt wesentliche Kriegskunde geworden war, ehe sie es selbst wußten. Diese Wahrheit begriff einjeder so deutlich, daß eine mäßige Hoffnung nicht hinreichte, sich damit zu begnügen; denn dieses vorsichtige Volk, welches in so vielen Nöthen den Krieg zu Lande nur Vertheidigungsweise hatte führen dürfen, trug sogleich nicht das mindeste Bedenken, zur See nach den abgelegensten Ländern, zu den verwikeltsten Unternehmungen überzusetzen. Sie wußten es sehr wohl, daß sich zu Wasser nicht wie zu Lande stets ein Unterschied zwischen einem

Defensiv- und Offensivkriege denken läßt, weil zu Wasser alles von zufälligen Umständen abhangen muß, derer man sich nach einer augenblicklichen Berathschlagung, sowohl bey der Vertheidigung als beym Anfalle bedient. Aber die Seezüge, welche also ihrer Art nach mehrern Wechseln unterworfen sind, als Feldschlachten und Belagerungen, schienen eben deswegen dem Geiste jener Menschen mehr zu entsprechen, welche von zarter Jugend an auf diesem ungestümen Elemente alle Gefahr verachten gelernt hatten. Ein zur See fahrendes Volk, welches sich täglich auf Beobachtungen und Vermuthungen über Wind, Wetter und Sturm übet, hat mit weit geringer Macht unzählbare Vorrechte für ein anderes Volk, das aus Mangel dieser Fähigkeiten sich in einem bestimmten Raume einschränken muß. In dieser Rücksicht ist von dieser Zeit an der Unterschied zwischen den Spaniern und Niederländern so groß, daß er kaum einige Vergleichungen mehr erlaubt. Die Spanier rücken mit einer Flotte von ungefähr 150 Schiffen gegen die Englischen und Niederländischen Küsten an, und sehen beym ersten Unglücksfalle ihre ganze Unternehmung zerrüttet. Die Niederländer gehen öft mit 20 oder 30 Schiffen zur See, ohne bestimmte Absicht, aber zu Allem bereit, und, wie Heemskerk versichert, daß das Vaterland ihnen lebend oder todt danken wird. Auf des Feindes Küsten zu landen, sich

seiner Städte und Inseln zu bemächtigen, die feindlichen kleinern Fahrzeuge an Bord zu hechten, zu übersegeln, seine Kauffahrer in Menge, so gar seine ganze Silberflotte wegzunehmen, alles dieses beaugen sie zu gleicher Zeit, und selten mißlingt ihnen die glückliche Ausführung des einen oder des andern. Es ist wahr, daß auch einige dieser Züge unglücklich abliefen, wie selbst der erste, der nach den Kanarischen Inseln unter van der Does im Jahr 1599 gerichtet war; aber diese Nachtheile wurden unter Hautain, Heemskerk, und andern reichlich ersetzet. Heemskerks Flotte erhielt im Jahr 1607 vor Gibraltar einen herrlichen Sieg, wenn gleich der Admiral im Gefechte blieb. Nach der Beendigung des zwölfjährigen Bestandes war Peter Hein ein würdiger Nachfolger dieser großen Männer, und von diesem Seehelden bis auf die Trompen und Ruiters enthält die Geschichte unsers Vaterlandes eine ansehnliche Reihe berühmter Namen, welche die Flagge der vereinigten Niederlande so innerhalb als ausserhalb Europens in den Augen der größten Mächte zum Gipfel der Ehre und des Ansehens erhuben.

Ohne allen Widerspruch hat die Nation Antheil am Ruhme so vieler vortreflicher Thaten; ja es läßt sich die Behauptung wagen, zu Wasser weit mehr, als zu Lande Zu Lande können ausserordentliche Fähigkeiten der gemeinen Sol-

daten nicht stets sich äussern; aber auf einer Kriegsflotte kömmt es fast jeden Augenblick auf Alles an, weil unendlich verschiedene Künste und hurtige Ausführungen sowohl im täglichen Gange der Sachen, als im hitzigsten Gefechte, dabey vereinigt werden müssen. Ein Seeoberster hat daher mehr, als ein Feldherr, das äusserste Interesse dabey, daß das ihm untergebene Volk tüchtig sey; und wenn seine Züge glücklich gelingen, so erfordert es die Pflicht, einen großen Theil des Ruhmes diesen seinen Mitarbeitern zuzuschreiben. Seine Ehre leidet nicht im geringsten dabey, sie wird vielmehr mit dem Ruhme des Volkes, das unter seinen Befehlen steht, verhältnißmäßig steigen und fallen. Es war die Uebung, wie wir bereits gesehen haben, wodurch unsere Nation in diesem Punkte vor Andern den Rang erhielt. Aber war es die Uebung allein? Liegen in unserer natürlichen Verfassung, in unserer für unsere Körperliche Erhaltung nicht sehr sorgfältigen Erziehung nicht auch einige Ursachen, warum wir für diese Uebung geschickter sind, als irgend ein anderes Volk? Wahrscheinlich ja. Die Seefahrt ist unzählbaren Abwechslungen und Plagen der Hitze, Kälte, Feuchtigkeit und andern Beschwerden unterworfen, welche eine eigene körperliche Konstitution erfordern, die allem Anscheine nach nirgend besser gefunden werden kann, als unter einem Himmelsstriche, der beynahe jeden Augen-

blick den schleunigsten Veränderungen ausgesetzt ist. Daraus erkläret es sich, daß wir unsere Matrosen, wenn sie die mühseligsten Reisen überstanden haben, auf denen sie in einem schwachen Fahrzeuge vielmehr unter den Wellen des ungestümen Meeres hergeschleppet, als über denselben weggefahren wurden, gesund und unverletzet ans Land treten sehen. In dieser Betrachtung kömmt kaum eine Nation des Erdbodens der unsrigen gleich; und es findet sich keine, welche mit so geringer Mannschaft See bauen kann. Dafür entlehnen auch die Niederländer von denen Gegenständen, wovon sie von Kindheit an umgeben werden, viele Vorstellungen und Fügungen, wodurch sie besser aufgelegt sind, zu fähigern Seeleuten gebildet zu werden, so bald solches erfordert wird. Unser überall mit Gewässern allerley Art, als Flüssen, Seen und stillstehenden Meeren durchschnittenes Land, ist mit kleinen Fahrzeugen bedeckt, auf denen die Bauern Schiffer sind. Sie treiben durch dieses Mittel das kleinere inländische Kommerz zwischen den Städten und Dörfern; und wie übertrieben diese Vergleichung auch scheinen möge, so wird dabey in verschiedenen Vorfällen doch die nämliche Betriebsamkeit, wenn nicht die nämliche Klugheit in den Richtungen erfordert, welche zur glücklichen Vollführung eines Zuges in die offene See nöthig sind. Man findet keinen Niederländischen Bauer, der nicht

wenigstens von Laviren (Laveeren, gegen den Wind aufsegeln) zu reden wüßte; und wenige, die nicht gelernt hätten, ein Fahrzeug zu lenken, zu vermuthen, wie viel Wind es (auf einer bestimmten Tiefe des Wassers) führen könne, gegen Wind und Strom zu rudern, Wirbelwinde vorherzusehen, oder sich aus einer unerwarteten Gefahr, ertrinken zu müssen, zu retten. Viele unter ihnen, wenn sie in ihrem Geburtsorte diese Sachen lange genug zum Zeitvertreibe und Spiele mitgemacht haben, können der Versuchung nicht widerstehen, auch mal auf offenem, großen Meere zu schweben, wo sie dann für Alles, was sie noch nicht wissen, keine träge Schüler sind. Ich kann hiebey die Bemerkung nicht unterdrücken, daß auch unsere Sprache, besonders jene des gemeinen Lebens und des großen Haufens, die Spuren unserer Gemeinschaft mit der Seefahrt an sich hat, sie ist grossen Theiles eine Sprache der Seeleute. Wir wenden es über dieses oder jenes Hole (des Schiffes), wir suchen eine Rhede, werfen unsere Anker, Klampen, heften einander am Bord, haaken, sehnen z. B. nach dem Gegenstande unserer Begierde. Wir kommen mit einer See ans Land, oder treiben auf Gottes Gnade: keine Stunde des Tages ist ja, in welcher wir nicht fahren (gesund oder krank seyn). — Entsteht dann ein Seekrieg, so liefert eine solche Nation leicht eine große Anzahl Menschen,

welche,

welche, wenn sie sonst gleich nicht sehr zum Kriege aufgelegt sind, doch durch die Ehrsucht dazu angetrieben werden, weil sie überzeugt sind, daß Alles, was ihnen zu einem solchen Kriege fehlet, nur durch eine gewöhnliche Aufmerksamkeit erworben werden kann. Das in England so gemeine Volk-Erpressen war deswegen bey uns nie nöthig, und um unsere Flotten mit Mannschaft zu versehen, brauchten nie harte Mittel angewendet zu werden. Dabey gewähret die große Anzahl Menschen, welche sich freywillig zur Seefahrt begeben, noch diesen Vorzug, daß sich weit mehrere Gelegenheiten zeigen, Männer eines ausserordentlichen Geistes und Muthes zu erziehen, die auch gewöhnlich besser als zu Lande nach ihren Verdiensten belohnet werden. Einjeder weiß, daß unsere berühmtesten Seehelden durchgängig von geringem oder sehr mittelmäßigen Herkommen waren.

Man wird hoffentlich diese allgemeinen Betrachtungen, wenn sie sonst Beyfall verdienen, hier nicht am unrechten Orte finden, weil sie uns den schleunigen Anwachs der Macht der vereinigten Niederlande ungefähr zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, und vielleicht die Befestigung der Republik vorzüglich begreiflich machen. Bey der stets weiter schreitenden Ausbreitung unserer Seefahrt war nämlich das Handlungsinteresse keineswegs bey Seite gesetzt

worden. Im Gegentheile schienen die Kriegsexpeditionen zur See nicht mehr hinzureichen, wenn es, wie zu Cadix, blos dabey bliebe, dem Feinde Abbruch zu thun, ohne zugleich dem Kommerz einigen Vortheil zu verschaffen. Seitdem Philipp der II. König von Portugal geworden war, und den Holländern nur durch Nachgiebigkeit erlaubt hatte, ihren Handel zu Lissabon zu treiben, hatten sie täglich darüber nachgedacht, wie sie selbst unmittelbar eine Fahrt nach Ostindien anstellen könnten, wovon die Portugiesen schier ein Jahrhundert ungestörte Besitzer gewesen waren. Unzählbare Schwierigkeiten schienen diese Unternehmung abzurathen, bis daß Cornelius Houtmann, nachdem er sich in Portugal aufgehalten hatte, um die Geheimnisse des Indischen Handels zu erforschen, sich dazu anbot. Er war der erste, der aus dem Vaterlande zog, und mit vier von einer Handlungsgesellschaft erhaltenen Schiffen im Jahr 1595 das Vorgebürge der guten Hoffnung vorbey, bis in die Indischen Länder segelte. Diesem Beyspiele folgten bald viele andere; denn wenn er gleich nach einer Reise von mehr als zweyen Jahren zurück gekehret war, ohne einigen Vortheil erhalten zu haben, so schreckte doch dieses niemanden ab. Die Handlungsgesellschaft, welche ihn ausgerüstet hatte, vereinigte sich im Jahr 1598 mit einer andern von nicht geringerm Ansehen, und schickte den

Jacob

Jacob van Neck mit acht Schiffen auf einen andern Zug aus, den er mit viel glücklicherm Ausgange vollzog. Verschiedene andere Handlungsgesellschaften entstanden um diese Zeit in Holland und Seeland, welche der natürlichen Unsicherheit menschlicher Einrichtungen gemäß, ein verschiedenes Schicksal des Gewinnes oder Verlustes hatten. Die Wackerheit der Nation zeigt sich in diesen Unternehmungen auf das glänzendste; aber nirgend offenbahren sich ihre herrlichen Kenntnisse der Seefahrt und des Kommerzes im Großen vortreflicher, als in ihren Bemühungen, um durch den Norden einen neuen Weg nach China zu entdecken, welcher, wenn er gefunden worden wäre, unsern Landen wohl nicht geringern Vortheil verschaft haben würde, als Spanien aus Amerika erhielt. Es war im Jahr 1594, als Linschooten zu dem Augenmerke auf Spekulation auszog, und durch die Nassauische Straße segelte; aber Heemskerk, der zwey Jahre später dorthin zog, und auf Nova Zembla überwinterte, überzeugte die Welt beynahe, daß ein solcher Weg, wenn er existirte, ihm nicht verborgen geblieben seyn würde.

Aber der König von Spanien starb im Jahr 1598. Sein Sohn und Nachfolger Philipp der III. war so herrschsüchtig, aber nicht so scharfsinnig als sein Vater; er glaubte daher

auch itzt noch, besonders bey seiner Ueberzeugung, daß die Ehe seiner Schwester, der Erzherzoginn, wenn sie keine Erben bekäme, sein Erbrecht auf die Niederlande nicht verhinderte, kein gleichgültiger Zuschauer beym Verlaufe der Niederländischen Sachen seyn zu müssen. Diesem zufolge suchte er allen Handel der vereinigten Niederlande auf Spanien und Portugal durch ein strenges Verbot zu verhindern. Diesem Vorbilde folgte die Erzherzoginn sogar in den Spanischen Niederlanden. Neue Ermunterung für die Unsrigen, ihr angefangenes Werk zu vollführen, und alle Ostindische Erzeugnisse, welche sie vorher aus Portugal zu holen, und überall abzusetzen pflegten, itzt auf dem ursprünglichen Boden zu suchen. Sie fanden zwar in den Indischen Seen keinen geringen Gegenstand an den Spanischen und Portugiesischen Schiffen: sie fanden keine geringere Mühe, an so vielen weit zerstreuten Küsten und Inseln die Gunst der Völker zu gewinnen. Die Portugiesen, welche sie als unrechtmäßige Usurpateurs ansahen, schilderten sie bey allen Indianischen Königen mit den schwärzesten Farben, als ob sie wüste, ehr- und treulose Seeräuber gewesen wären. Doch dieses alles konnte nicht verhindern, daß sie nicht allenthalben ihren Handel fortsetzten, und sich bald auf allen Moluckischen Inseln entweder fürchterlich, oder angenehm machten, wie auf Malakka, Sumatra, Ceilon,

und

und auf der weit ausgestreckten Küste von Cochinchina. Der König von Achem, auf der Insel Sumatra, verehrte die Staaten mit einer Gesandschaft, welche besonders erforschen sollte, ob er die Niederländer würklich für ein mächtiges und civilisirtes Volk halten müßte. Es ist leicht begreiflich, daß diese Gesandten hier tausend Wunder sahen, und nachher in ihrem Vaterlande, nach Art aller Reisenden, tausendmal mehr erzählten, wodurch der Niederländische Name bald in allen den umliegenden Königreichen und Ländern aufs höchste stieg, wenn man in unsern Landen den Glanz dieser Gesandschaft, und die vortreflichen Tugenden des Königs von Achem, nebst seiner ausgedehnten Macht, ebenfalls mit aller schuldigen Hochachtung aufs höchste zu erheben, keineswegs versäumte.

Bey allen diesen Ermunterungen hatte die Anzahl der Ostindischen Rhedereyen so sehr zugenommen, daß man die Nothwendigkeit einsah, in diesem Punkte neue Einrichtungen treffen zu müssen. Man fürchtete, daß so viele Kauffahrer einander in ihrem zerstreuten Handel hinderlich seyn würden, und was noch ärger war, wider die Portugiesischen und Spanischen Flotten nicht gut würden beschützet werden können. Die Generalstaaten beschlossen deswegen, man sollte alle Handlungsgesellschaften in eine einzige zusammen zu schmelzen, dieselbe durch ein Octroi

zu bekräftigen, und durch gute zu ihrem Flore abzweckende Gesetze alle begüterte Bürger des Staats zu ihrer Theilnehmung zu ermuntern suchen. Dieses gelang im Jahr 1602 nach Wunsch; und seit der Zeit war bis itzt die Ostindische Kompagnie die Hauptstütze des Niederländischen Kommerzes. Sechs auf diese Weise vereinigte Kammern brachten sogleich eine Hauptsumme von vier oder sechs und sechzig Tonnen Goldes bey einander, wovon die Amsterdammische für mehr als die Hälfte ihren Antheil hatte. Dieses Kapital wurde in mäßige Summen von drey tausend Gülden zertheilet, wodurch etwas mehr als zwey tausend sogenannte Aktien entstanden, worinn hernach Handel getrieben wurde, und deren wesentlicher Werth jedesmal mit den Vortheilen, welche die Kompagnie erhielt, verhältnißmäßig zunahm. Gewöhnlich rechnet man, daß sie heutiges Tages sechs mal so viel gelten, als im Anfange. Der eingebildete Werth derselben, der nie auf etwas anders gegründet ist, als auf der ausschweifenden Gewinnsucht der Thoren, kömmt hier nämlich in keinem Betracht. Die kläglichen Folgen einer solchen Verwirrung verursachten noch unlängst in unserer Republik einen allgemeinen Jammer: erwünschlich wäre es, daß man ihn nie vergäße, um sich stets für diesen Taumelgeist zu hüten.

Doch

Doch hat die Kompagnie sicher auch durch steten Gewinnst den eingelegten Schatz über alle Vermuthung vergrössert. Kaum hatte sie sieben=zig Jahre bestanden, oder ihr jährliches Ein=kommen wurde auf zehn oder eilf Millionen berechnet. Diese Summe wurde nachher, der Sage nach, viel grösser; aber wenn nur zehn Millionen für eine Reihe von hundert und sie=benzig Jahren, und hingegen acht Millionen an jährlicher Ausgabe, nach einer nicht unge=gründeten Vermuthung, angenommen werden; wenn dabey bemerkt wird, daß die Kompagnie die vier Jahre nach ihrer Errichtung fünf und siebenzig vom Hundert austheilte, nachher, das eine Jahr durchs andere, wenig mehr als zwan=zig gab: so wird solche Rechnung uns eine noch schwache, aber doch eine auffallende Vorstellung von ihrem aufgehäuften Reichthume gewähren. Wir werden uns keineswegs verwundern, daß das Vaterland oft an dieser Kompagnie eine starke Stütze fand, daß sie bey der Erneuerung der Oktroi, welche jedesmal nach einem Verlaufe etlicher Jahre geschehen muß, zuweilen zwey oder drey Millionen zu einem Geschenke hinge=ben konnte. In wie viel anderer Rücksicht wird die Wohlfahrt des Vaterlandes durch diese Kom=pagnie nicht befördert, da ein guter Theil ihrer jährlichen Ausgaben zur Ausrüstung von un=gefähr vierzig Schiffen verwendet, unter Kauf=händlern, Krämern und Handwerkern vertheilet

wird,

wird, wovon viele, wenn sie ihre übergeführten Waaren hier zu Lande verkauft haben, ihren Käufern unmittelbar einen reichen Gewinn aus andern Ländern verschaffen, viele andere hingegen im Lande bleiben, und Fabriken in ihrem Flore erhalten? Alle diese Dinge lassen sich nicht genau berechnen, und noch weniger läßt sich eine ächte Vorstellung von der Weitläuftigkeit der Unternehmungen in Indien machen. Wie viele Vestungen sind daselbst angelegt, wie viele Seeküsten und Inseln besetzt worden, wie viel Könige zinsbar gemacht, oder zum Frieden und zur Freundschaft gebracht worden! Welche Macht und staatskluges Betragen wird erfordert, um vor andern Europäischen Mächten, aller ihrer Gegenbemühungen ungeachtet, den Vorzug bis in Japan und China zu behaupten? Dann ists eine Kleinigkeit, zu erwähnen, daß die Kompagnie auf Batavia eine beynahe Königliche Hofhaltung hat, daß sie in Ostindien Länderstriche besitzt, derer Ausdehnung, wenn alles zusammen gerechnet wird, jene der vereinigten Niederlande weit übertrift, daß sie daselbst eine Volkspflanzung unterhält, welche jährlich durch achttausend Ankömmlinge fortgesetzt wird, hundert und funfzig schwere Schiffe von einer Küste zur andern hin und her fahren läßt, und im Nothfalle ein Heer von fünf und zwanzig, oder dreyßig tausend Mann zu Felde bringen kann.

Findet

Findet man wohl irgend in der alten oder neuen Geschichte ein Beyspiel von einiger bürgerlichen Gesellschaft, deren Vermögen Fürstlich war, ohne für die Ruhe des Staates gefährlich zu werden? Und wenn man es fände, würde sich dann wohl zugleich ein Staat zeigen, der nicht aus einem unrechtmäßigen Mißtrauen die natürlichen Vorrechte derselben verschmälert hätte? Die dauerhafte Uebereinstimmung, welche man in unserm Vaterlande zwischen der Regierung und dem Kommerze bemerkt, ist nicht blos eine Frucht guter Gesetze. Sie zeigt uns einen andern Grund ihres steten Bestandes, der bey einem freyen Volke besser, als der Zwang der Gesetze, die Ruhe und Sicherheit befördert. Denn wir bemerken nur wenige Gesetze, welche die Rechte und Pflichten der Kompagnie sehr genau bestimmen; und unsere vaterländische Geschichte, welches sehr merkwürdig ist, gedenkt doch keiner schweren Irrungen zwischen der Regierung und der Kompagnie. Der Grund, von dem ich rede, ist eben derjenige, welcher bey einem vollkommenen Einflusse blos für sich das Glück eines ganzen Volkes bewürken würde; er ist der nämliche, welcher uns den Genuß der süßen Früchte der Freyheit ohne alle Vermengung mit ihren Bitterkeiten gewähren muß. Er setzt, wenn man will, mehr Weisheit als Tugend voraus, weil er besonders jene Gründlichkeit des Beurtheilungsvermögens

erfordert, welches uns in Stand setzt, unser Privatwohl der allgemeinen Wohlfahrt vorziehen zu können. Aber wie selten ist diese Beurtheilungskraft bey einem Volke allgemein, wie viele Tugenden werden nicht zur Weisheit erfordert, welche doch allein nur verhindern kann, daß nicht selbst die einfachsten und verständlichsten Wahrheiten einem blinden Vorurtheile aufgeopfert werden. Wird diese erhabene Eigenschaft noch lange im Karakter unserer Nation liegen, wie sie, wenigstens in Rücksicht dieses Punktes, große anderthalb Jahrhunderte darin lag? Eine schwere Frage. Doch ist es sicher genug, daß wir so lange das glücklichste, wenn nicht das vortreflichste Volk des Erdbodens bleiben werden. Große Dinge ohne Geräusch auszuführen, und beym Genusse eines erworbenen Glückes eben behutsam seine Befestigung und Erhöhung zu bewürken, das ist die uralte stillgroße Tugend, wovon die Vorsehung bey unserer Nachkommenschaft, aller Sittenverderbnisse ungeachtet, noch stets sichere Spuren erhalten wolle.

Es ist gewiß eine ausserordentliche Erscheinung, wenn dreymal des Jahres sich siebenzehn Bürger aus einer Anzahl von fünf und sechzig darstellen, um in einem andern Welttheile Kaisern und Königen Gesetze vorzuschreiben, und dennoch den Gesetzen ihres Vaterlandes mit

der

der tiefsten Ehrerbietung zu huldigen. Sie vergessen nie ihre Abhängigkeit vom Oktroi jener hohen Mächte, die sie im übrigen bey aller Freyheit schützen, und dadurch nicht weniger unsere Hochachtung verdienen. Sie machen ihrer Unabhängigkeit zufolge mit wenigen Deputirten aus der Ritterschaft ihre eigenen Anordnungen. Der diesem hohen Kollegio nach dem neuen Regierungs-Reglement einverleibte Repräsentant des Statthalters war selbst ein Negotiant. Gegenwärtig existirt ein solcher Bevollmächtigter nicht mehr. Nur die Friedens- und Handlungsverträge, welche die Kompagnie in Indien schließet, werden des höhern Ansehens wegen mit dem illüstern Namen der höchsten Obrigkeit bekräftiget. Mit dieser ihrer Einwilligung macht sie ihre eigenen Münzverordnungen, und entrichtet dem Staate nichts mehr, als was sie nach ihrem eigenen Gutdünken von ihrem Ueberflusse entbehren kann. Man nehme mal an, ein Regent, wie Karl der V., oder Philipp von Burgund, wäre der Monarch eines solchen Staates gewesen, mit wie vielen Bitten, Schatzungen und Zöllen würde er ein solches hohes Korpus beschweret haben, und wie sicher würde dieses aus unserm größten Glücke unser unvermeidliches Verderben bewürket haben?

Ein ansehnlicher Rath, (Raad van Indien) worinn der Gouverneur-General zwo Stimmen

hat, lenkt in Niederlands Indien die große Masse der Thatsachen. Auf Batavia ist der Gouverneur in den Augen des großen Haufens ein Fürst, wenn gleich der mindeste Beamte nicht abhängiger ist, als er. Geräth er in Verdacht der Verrätherey, so muß er in eigener Person aus seinem prächtigen Hofe vor den Justizrath (Raad van Justitie) zur Verantwortung erscheinen. Die Kompagnie kann, so bald sie es gut findet, seine Stelle mit einem andern erfüllen, und ihn zwingen, im Vaterlande Rechenschaft von seiner Amtsführung zu geben. Keine Widerspänstigkeit dagegen würde ihm zu etwas nutzen können, weil er mit aller seiner Macht kein Vermögen besitzt, sich Freunde erwerben zu können. Im Vaterlande werden nämlich alle Bedienungen vergeben, und dabey so trefliche Maaßregeln getroffen, daß Niemand einem Gouverneur so leicht wider Willen der Kompagnie dienen wird. Wenn er aber auch seinen ganzen Rath, mit allen den ansehnlichsten Einwohnern von Batavia, ja die ganze Kriegsmacht zu einem Abfalle zu verführen wüßte, was würde ihm dieses ohne dem Beystande der übrigen Gouvernements nutzen, die dazu zu zahlreich und zu weit entlegen sind? Eine Unternehmung dieser Art würde daher Vorbereitungen erfordern, welche das Geheimniß wohl bald verrathen würden: und von der andern Seite würde Batavia, welches blos dem dorthin fließenden Han-

del aller unserer übrigen Gouvernements und Comtoire seine Stärke verdankt, beym Abgange dieser Hülfsmittel seinen Besitzer nicht sehr fürchterlich machen können. Das Stapelrecht dieser Hauptstadt, welches sich über das ganze Niederländische Indien, sowohl in Rücksicht der Güter, welche daselbst von einer Küste zur andern verführet werden, als welche zur Ausfuhr ins Vaterland bestimmt sind, erstrecket, ist die vornehmste Ursache ihres Flores; eine Ursache, welche stets von der Kompagnie abhängt, und auf ihren Wink mit allen ihren Folgen leicht an einen andern Ort würde versetzet werden können. In diesem Falle würde der neue Fürst von Batavia gleich viel geringer werden, als ein Dey von Algier, oder ein Kaiser von Marocco; wie er sich zu dem zu schwach befinden würde, die benachbarten Indianer, seine und unsere natürlichen Feinde durch ein nöthiges Ansehen im Zaume halten zu können. Wenn er aber auch alle die übrigen Gouvernements auf seine Seite würde zu ziehen wissen, wie würden sie ihn wider die Rache des beleidigten Vaterlandes sichern können? Mit wehrlosen Reichthume? Mit Bedürfnissen der Wollust? Mit Nägeln und Nüssen? Wo die Natur sich in der Auswahl der Ergötzlichkeiten erschöpft, scheint sie sich wenig mit dringenden Nothwendigkeiten zu bekümmern. Oder, wenn der Indische Himmelsstrich auch Eisen und Loth mit allerley Kriegsgeräthschaften

schaften lieferte, so würde er doch Mangel an Handwerkern haben, die diese Stoffen zu solchem Gebrauche verarbeiteten. Diese zu erziehen, würde, wenn nicht ein unmögliches, doch wenigstens ein zu langweiliges Werk seyn. Und so würden die Specereyen der Molukkischen Inseln, die Caneelgebüsche von Ceilon, und die Schätze Bengalens und der Coromandelischen Küste den Widerspänstigen so sehr nicht werth seyn, als eine Flotte von zehn oder zwölf Kriegsschiffen. Eine solche Unterstützung könnten sie zwar leicht von den Engländern und Franzosen, oder von den übrigen Europäern erhalten; aber Einjeder begreift dabey leichtlich, daß dieses nur dazu dienen würde, ein leichtes Joch abzuwerfen und bald ein schwereres auf sich zu laden.

Hätten die Tyrier, die Karthaginenser, oder irgend ein anderes Volk des Alterthums, sich nur eine Vorstellung von einer auffer Landes so ansehnlichen, und innerhalb desselben so enge mit dem Staate verbundenen Volkspflanzung machen können, welcher Ruf von ihrer Weisheit würde itzt gemacht werden? Die Geschichte bewähret aber im Gegentheile, daß bey weitem die meisten Volkspflanzungen der Alten widerspänstig gegen ihre Mutterstädte wurden; und doch ist man der Meinung, diese Völker wären in vieler Rücksicht weiser und vortreflicher gewesen, als die heutigen. Dieses ist also wohl

in so weit kein vernünftiges Gefühl, sondern vielmehr ein Vorurtheil. Doch folget aus den angeführten Bemerkungen zugleich, daß wir den glücklichen Lauf unserer Sachen in der gegenwärtigen Zeit einem Zusammenfluße von Umständen zuschreiben müssen, wobey die gute Direktion der Regenten nur zum Theile in Betracht kömmt. Unzählbare Künste, welche unser aufgeklärter Welttheil seit drey oder vier Jahrhunderten erfunden und ausgebreitet hat, machen den natürlichen Unterschied zwischen Europa, wo sie blühen, und Asien, wo sie kaum bekannt sind, heutiges Tages viel grösser, als zuvor. Alexander fand seiner Tapferkeit und Kriegskunde ungeachtet auf dem Indianischen Boden noch einen Porus, der ihm den Sieg zweifelhaftig machen konnte; und wenn er gleich diesen Feind schlug, so war es ihm doch unmöglich, den Ganges sowohl, als den Euphrat, in einer steten Dienstbarkeit zu erhalten. Aber die Portugiesen, die doch bey weiten die streitbarsten Europäer nicht waren, pflanzten zu Anfange des 15ten Jahrhunderts mit viel geringerer Mühe unter diesem Himmelsstriche ihre Siegesfahne; und seitdem hat man ein Gleiches nicht blos eine einzige, sondern auch verschiedene Europäische Seemächte zugleich unternehmen gesehen, ohne daß die Indianer je fähig waren, aus der Eifersucht, womit diese gewafneten Negotianten einander stets im Lichte ste-

hen, einigen Vortheil zu ihrer Befreyung ziehen zu können. Denklich wären die Portugiesen, als die ältesten Besitzer, aller unserer Widersetzlichkeit ungeachtet, wohl auf immer in dieser ihrer Possession geblieben, wenn sie sich durch die unzeitige Einführung der Inquisition bey den Landeseinwohnern nicht verhaßt gemacht hätten, welche bald, um sich dieses unnatürlichen Zwanges zu entschlagen, sich nicht so sehr nach der Freyheit, als nach neuen Herrn umsahen, und sich dem ersten, besten unterwarfen. Es sind, wie Einjeder weiß, die Niederländer nicht allein, die sich glücklich davon bedienten: die Franzosen, Engländer und andere richteten auch ihre Kompagnien auf, um diese Länder zu besuchen. Unsere Brittischen Freunde thaten uns immer den meisten Abbruch, und thun es noch täglich. Doch unter so vielen Mächten, die dorten Handlung treiben, und meistens vermögender sind, als wir, ist keine, die uns bis itzt gleich kömmt, indem wir die Specereyärnte als eine Goldmiene allein besitzen, allein in Japan zugelassen werden, und in China wenigstens so angenehm sind, als andere.

Ist die Ursache dieses beständigen Glückes in den weisen Anordnungen unserer Kompagnie, oder in der natürlichen Fähigkeit unserer Nation zum Kaufhandel zu suchen? Wahrscheinlich in der Vereinigung beyder. Beym Beschlusse

dieser

dieser Abhandlung wird noch eine Gelegenheit zu einer allgemeinen Betrachtung des letztern Punktes vorfallen. Was den erstern betrift, so kömmt dabey nicht nur die unmittelbare Anordnung der Sachen, welche von der Kompagnie abhangen, sondern auch die schöne Harmonie und Verbindung derselben mit dem Staate in Betracht. Ein ächter allgemeiner Begriff von Freyheit, wodurch einjeder bey seinen Rechten geschützet wird, ohne daß er sich seiner wesentlichsten Pflichten gegen sein Vaterland entbunden glauben kann, ist meines Urtheiles der stärkste Band einer solchen innigen Vereinigung; und keiner, der sich unserer vorherigen Anmerkungen erinnert, wird es für Pralerey halten, wenn man behauptet, daß die Denkungsart unserer freyen Niederländer über diesen Punkt durchgängig besser war, als jene anderer Völker; auch die weit stolzern aber nicht so gesitteten Engländer nicht ausgenommen. Ist dieses nun gewiß, so begreifen wir leicht, daß die Kompagnie hiedurch allein fähig ist, den steten Anwachs ihres Vermögens zum nützlichsten Gebrauche anzuwenden, daß sie hiedurch allein die kostbare Unterhaltung eines Fürstlichen Staates, so weit ausser Landes, auf ihre Rechnung nehmen, und endlich, daß sie nur durch dieses kräftige Hülfsmittel bey vielen Indianischen Fürsten den Vorrang über ihre Nebenbuhler erwerben konnte; welches Alles dauerhaft zu

erhalten, stets noch die nämlichen Maaßregeln erfordert werden.

Hierinn stets den rechten Weg gewandelt zu haben, ist etwas, welches vielleicht zu den wesentlichsten Dingen gehöret, die unsere Nation vortheilhaft unterscheiden. Dennoch fehlt es weit, daß es nicht Männer von Einsicht geben sollte, die viele Einrichtungen der Kompagnie betadeln, und beynahe ihren Untergang aus ihren Fehlern prophezeyen. Ein vorzüglicher Schriftsteller hat noch unlängst in einem in der Französischen Sprache geschriebenen Werke über den Kaufhandel der beyden Indien viele dergleichen Fehler bemerket, und nach den ihm besonders eigenen Kenntnissen nachdrücklich auf die Verbesserung derselben gedrungen. Die Kompagnie wird beschuldiget, über unbedeutende Dinge viel Wesens zu machen, und Sachen von Gewicht obenhin zu berühren. Sie opfert, sagt man, den hohen Entwürfen ihrer Beamten Alles auf, besonders zu Batavia, und ist indessen so wenig bedacht auf die Sicherheit ihrer Besitzungen, daß ihre meisten Vestungen bereits in einen wehrlosen Stand verfallen sind. Sogar sollte das Vorgebürge der guten Hoffnung, welches sie nicht vor das Jahr 1653 gewinnen konnte, ohne Mühe von den Franzosen oder Engländern eingenommen werden können; und es erregt sogar Verwunderung, daß diese beyden

Nachbarn gütig genug sind, uns so lange damit zu verschonen. Ebenfalls wird die bereits angeführte Einschränkung mißbilliget, gemäß welcher alle Güter, welche ins Vaterland versendet werden sollen, nur jene von Bengalen und Ceilon ausgenommen, über Batavia geführet werden müssen; und noch viel mehr, daß sogar der inländische Handel Indiens daran gebunden ist. Dieses letztere, sagt man, enthält die Ursache, daß andere Europäer, welche ihren Handel freyer treiben, uns darinn weit vorbey gekommen sind. Von einer andern Seite unterhält die Kompagnie viele schädliche Comtoire, um ihre Nebenbuhler vom Specereyhandel auszuschließen, welches doch wohl bald unmöglich zu seyn erhellen wird, weil die Specereyen auf den Philippinischen Inseln, und sonsten, des Widerwillens der Holländer dageyen ungeachtet, gemächlich könnten angepflanzet werden. Die Folge davon ist, daß die Einkünfte der Kompagnie bey weitem nicht mehr so groß sind, als ehemals, und stets so sehr abnehmen, daß sie einem wegzehrenden Körper verglichen werden, der nur durch Herzstärkende Mittel statt wesentlicher Nahrung im Leben erhalten wird. Einer der größten Fehler ist, daß die Kompagnie, ohne einige Aufmerksamkeit auf die Veränderung der Zeit und Umstände zu lenken, stets ihre alten Maaßregeln blindlings befolgt. Dergleichen Bemerkungen erschrecken uns mit Grund, wenn

sie von Männern gemacht werden, derer Urtheil, Kenntnisse und Aufrichtigkeit Niemand in Zweifel ziehen kann. Der Herr Mossel selbst hat mehrmalen zum Theile gleiche Meinungen geäussert, und in vielen Stücken eine Aenderung nöthig erachtet. Doch läßt sich dieses denklich in etwa wohl widerlegen. Welchen Schluß sollen wir daraus machen? Die Theorie kann leicht Schwierigkeiten heben, aber die Aechtheit der Auflösungen zu ergründen, das ist nur ein Werk der Erfahrung, welche die ganze Sache in allen ihren Verhältnissen kennet.

Doch sollte sich wohl behaupten lassen, daß die Kompagnie, wenn sie ihre prächtige Hofhaltung auf Batavia vor diesem mit Recht als ein geschicktes Mittel ansah, die Freundschaft vieler Indianer zu gewinnen, und Andern Ehrfurcht einzuflößen, es auch itzt noch wohl mit einer guten Staatskunde kann, wenn auch einige andere Vortheile deswegen bey Seite gesetzet werden müßten. Mit dem nämlichen Augenmerke kann sie auch hie und da einige schädliche Comtoire beybehalten, und zugleich bedenken, daß jene Comtoire, welche itzt schädlich sind, mit der ersten Revolution vortheilhaft werden können, welche in den Indischen Ländern, wie ihre Geschichte bewähret, so oft und so leicht entsteht: mit einem neuen Fürsten lassen sich zum Beyspiele günstigere Kommerztraktate schließen, als

wozu sich sein Vorgänger verstehen wollte. Glaubt die Kompagnie durch ein gemäßigtes Betragen sich hinlänglich der Freundschaft der Indianer versichern zu können, so läßt sich leicht begreifen, warum sie weniger als vorher für die Stärke ihrer Vestungen besorgt ist. So verändert sie in diesem Falle wenigstens ihre bisherigen Maaßregeln; aber man fürchtet, daß ihre Europäischen Nebenbuhler diese ihre Beruhigung mißbrauchen könnten. Es könnte geschehen. Sollte aber selbst unser eigenes Vaterland wohl einen Widerstand bieten können, wenn unsere Nachbarn hier einen überraschenden Einfall unternehmen wollten? Dergleichen Dinge müssen nie ohne alle ihre Verhältnisse betrachtet werden. Die Ueberwältigung der Molukkischen Inseln, oder auch nur des Vorgebürges der guten Hoffnung, würde einen Friedensbruch veranlassen, den die Engländer oder Franzosen so lange nicht bewürken werden, als sie keine Ursachen zu weitern Absichten haben. Denn wenn gleich diese unsere Nachbarn uns an Macht übertreffen, so ist doch ihre innere Verfassung oft so gut nicht, als die unsrige, und daher verheelen sie oft ihr rechtmäßiges Mißvergnügen über andere, welche noch schwächer sind. Dieses ließ sich noch unlängst deutlich aus dem Betragen der Engländer in Norden bemerken: und was die Franzosen betrift, so enthält der völlige Verfall ihrer Ostindischen

Kom-

Kompagnie noch mehrere Ursache, sich von dieser Seite nicht sehr zu fürchten. Wenn es auch wahr ist, daß die Specereyen an vielen Orten, worüber sich das Gebiet unserer Kompagnie nicht erstreckt, angepflanzet werden können, so haben unsere Freunde desto wenigere Ursache, uns aus unsern Besitzungen zu vertreiben. Nichts desto weniger wird solche Entdeckung uns einen Stoß versetzen, aber ohne alle unsere Schuld; und die Kompagnie wird wenigstens das Vaterland durch ihre Vorsorge zur Verhinderung oder Erspätung dieses Schlages verpflichten. Endlich, um hiebey nicht länger zu verweilen, so lange die Kompagnie jährlich, nach Abzug ihrer gewöhnlichen Auslagen, 250,000 Gülden, nach Angabe des erwähnten Schriftstellers, oder nach jener des Herrn Mossel, welche er anführt, und wovon er nicht abzuweichen brauchte, 600,000 Gülden über behält, so lange können ihre Dienste noch großen Einfluß auf die Wohlfahrt des Vaterlandes haben. Wie unsere Ostindische Kompagnie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren höchsten Flor erreichte, wurde die Englische unter den Trubeln dieses Reiches vernachläßiget. Diese erhielt nachher eine bessere Verfassung und zugleich viele Vortheile, zu unserm unvermeidlichen Schaden. Dieses ist hiebey eben so natürlich, als bey allen Verhältnissen unsers ganzen Staats, dessen Blüte mit den Fehlern seiner Nachbarn steigt, und mit derer

Verbesserung fällt. Was aber einmal geschah, kann wieder geschehen. Wer kann das unsichere Spiel zukünftiger Zeiten vorhersehen?

Es war sehr natürlich, daß unsere ämsigen Vorfahren durch den ausserordentlichen Fortgang der Ostindischen Sachen sehr bald ermuntert wurden, auch auf die Errichtung einer Westindischen Kompagnie alles Ernstes bedacht zu seyn. Die Goldmienen America's zeigten sich bereits von weitem in einer reizenden Gestalt, und erhitzten eine gespannte Phantasie zu einem würdigen und um so rechtmäßigern Lohne der Niederländischen Tapferkeit, weil hiebey keine Portugiesen, als gezwungene Unterthanen von Spanien, sondern die Spanier selbsten, unmittelbar aus dem Sitze ihres Ueberflusses vertrieben werden sollten. Am guten Erfolge einer solchen Unternehmung schien itzt etwas Geringeres, als die Herrschaft über das Meer, und das Gebiet über einen Welttheil zu hangen; wenn indessen, so bald nur die Spanischen Vestungen in Amerika erobert seyn würden, jene wehrlosen und inkultivirten Landeseinwohner leicht in Zaum gehalten werden könnten, und von einer andern Seite aus Europa keine mächtigen Nebenbuhler zu befürchten wären. Diese hohe, aber unbesonnene Hoffnung zeigt abermals den Unterschied der unerschrockenen Niederländer zu Wasser, zwischen den vorsichtigen,

ge-

gesetzten, ja trägen Niederländern zu Lande. Montesquieu sagt: "Muth ist nichts anders, "als das Bewußtseyn des Vermögens, welches "man besitzt." Gewiß müßte ohne ein solches Bewußtseyn der Muth viel mehr Tollkühnheit genannt werden; aber das Zutrauen auf ein ausserordentliches Vermögen kann auch zu weit gehen; und dieses war hier nach dem Urtheile der Verständigsten wohl der Fall. Sie begriffen, daß es noch zu frühe wäre, so vielfaches Interesse zugleich in die Waagschale zu legen; daß man sich nicht schmeicheln konnte, in Amerika so gemächlich seinen Endzweck erreichen zu können, als man ihn in Asien erreicht hatte; daß die Unsittlichkeit der Amerikaner nicht zuließ, einige Verträge mit ihnen zu schließen, auf denen man sich verlassen könnte; wenn hingegen von den Spaniern grösserer Widerstand zu erwarten wäre, so bald es ihren eigenen Besitzungen in Amerika gelten sollte, als in Ostindien in Rücksicht der Portugiesen bemerkt worden war, derer Erniedrigung dem Könige von Spanien noch einigermaaßen angenehm seyn konnte, weil dadurch ihre Unterwerfung unter seiner Herrschaft desto mehr befestiget wurde. Portugal war nämlich kein eigenes für sich bestehendes Reich mehr: es war itzt eine Eroberung, welche der König erschöpfen mußte, wenn er versichert davon bleiben wollte: Spanien hingegen gehorsamte ihm aus natürlicher Pflicht,

und

und Alles, was das Eigenthum dieses Reiches betraf, betraf auch gerade zu die Ehre der Königlichen Krone. Durch dergleichen Bedenklichkeiten wurde auch Oldenbarnefeld abgeschreckt, der dazu noch aus nachher anzuführenden Gründen die Sachen aus einem Gesichtspunkte betrachtete, der sich gar nicht mit der Vorstellung vereinigen ließ, neue Auftritte des Krieges eröfnen zu wollen. Und so blieb dieser Entwurf zur Zeit noch ohne Ausführung. Im Jahre 1621 erst, wie der zwölfjährige Bestand geendiget, und das Vaterland dieses treuen Beschirmers beraubet worden war, fand man sich im Stande, ihn zu vollführen; aber die traurige Erfahrung lehrte, daß er nicht ohne Grund über den glücklichen Erfolg dieses wichtigen Unternehmens besorgt gewesen war. Wir können nicht wissen, ob Oldenbarnefeld, wenn er damals noch gelebt hätte, zur Errichtung der Westindischen Kompagnie seine Stimme gegeben haben würde; aber wir müssen es sicher als ein Unglück betrachten, daß er bey ihrer Errichtung nicht mehr lebte, um zu ihrer Beförderung die heilsamsten Maaßregeln zu treffen, und mit seiner gewöhnlichen Weisheit stets auf Alles zu sehen.

Wenn nun gleich Alles, was die Westindische Kompagnie betrifft, nicht eigentlich ein Gegenstand meiner historischen Untersuchung zu seyn

scheint,

scheint, so glaube ich doch ihr Schicksal im Allgemeinen berühren zu müssen, weil solches einmal ein Licht auf die Angelegenheiten der Ostindischen Kompagnie wirft, und hernach, weil auch die Westindische, aller ihrer Unglücksfälle ungeachtet, lange ein Hauptzweig des Niederländischen Kommerzes war.

Die Westindische Kompagnie wurde gleich auf den Fuß der Ostindischen eingerichtet; dieses mochte im Anfange sehr gut seyn, hätte man sich in der Folge nur nicht bey besondern Handlungen zu sehr an dieses Vorbild gebunden, ohne sich des natürlichen Unterschiedes zwischen beyden zu erinnern. Ihre erste Einlage belief sieben Millionen, und war also wenig grösser, als jene der Ostindischen; aber innerhalb zehn Jahren war sie genöthiget, solche bis zu achtzehn Millionen zu vergrössern. Doch erhielt sie dabey in der That ansehnliche Vortheile. Ihre vom Staate mit dreyen Kriegsschiffen verstärkte Flotte bemächtigte sich sogleich einer Vestung in der Landschaft Brasilien; der tapfere Peter Hein erbeutete die Spanische Silberflotte, welche auf vierzehn oder funfzehn Millionen geschätzet wurde; hernach fiel ihr der grösste Theil von Brasilien, nebst der Insel Curacao, und einigen andern Oertern von geringerer Bedeutung in Händen. Graf Moritz von Nassau, der in der Folge mit 3000 Mann dorthin

geschickt wurde, erweiterte diese Siege, und ließ seine Schiffe so gar nach die Küste von Afrika segeln, um del Mina in Guinea einzunehmen, welches ihm nach Wunsch gelang. Die durch ihr erstes Glück ermunterte Kompagnie gab schwere Gewinnste, um der Ostindischen gleich zu werden, deren Aktien dadurch sehr gestiegen waren. Dieses war kein Werk der Weisheit, sondern einer thörichten Eifersucht. Man hätte begreifen müssen, daß es mit den Asiatischen Sachen eine ganz andere Bewandtniß hatte, als mit den Amerikanischen. In Ostindien, dessen meiste Landschaften schon seit vielen Jahrhunderten von cultivirten Völkern, als von den Egyptern, den Venetiern und Portugiesen besuchet worden waren, fand die Kompagnie gleich einen Handel, der bestimmte Vortheile versprach, und solche Einrichtungen zuließ, als sie bey ihren Austheilungen traf. Nichts dergleichen zeigte sich in der neuen Welt, worinn nie so viele Kultur gewesen, und jede gute Einrichtung, die etwa daselbst existirt haben mochte, durch die Wuth der Spanier längst vertilgt war. Die Gewinnste der erstern Kompagnie entsprangen gleichsam aus einer lebenden Quelle; die der letztern wurden hingegen aus einem stillstehenden Gewässer geschöpft, und hätten daher nicht zu einem stolzen Scheine, sondern zur Verbesserung des Fehlerhaften angewendet werden müssen. Um noch mehr überzeugt zu werden, daß

der Unterschied zwischen diesen beyden Kompagnien wahrlich aus der angeführten Ursache herrührte, so braucht man nur zu wissen, daß die Westindische nicht mehr als funfzig vom Hundert austheilen konnte, da die Ostindische erwähnter Maaßen, wie sie eben vier Jahre im Wesen war, schon fünf und siebenzig gab.

Dieses Versehen wurde in etwa durch die schon gedachte Erhöhung der Hauptsumme auf achtzehn Millionen verbessert, und es schien, daß die durch Erfahrung weiser gewordene Kompagnie itzt den rechten Weg zu betreten anfinge, wie sie plötzlich von einem Schlage getroffen wurde, der wenig minder als tödtlich war. Die Portugiesen überrumpelten Brasilien. Sie verdankten dieses Glück nicht ihren Waffen, sondern einer ehrlosen Verrätherey. So unverantwortlich aber auch ihr Betragen war, so verdient die Kompagnie doch darinn getadelt zu werden, daß sie durch eine zu große Beruhigung ihre unbeprüfte Freunde zu einer solchen Unternehmung erdreistete. Portugal hatte nämlich endlich das Spanische Joch abgeworfen, und den Herzog von Braganza auf den Thron erhoben, mit dem die vereinigten Staaten im Jahr 1641 einen zehnjährigen Bestand geschlossen hatten; und dieses schien genug zu seyn, um für die Zukunft die Portugiesen als Bundesgenossen zu betrachten, wovon man nichts zu befürchten

fürchten hätte. Graf Moritz war kurz nachher entweder aus Widerwillen gegen die Amerikanische Luft, oder die Last seines Amtes, mit dem größten Theil seines Volkes nach dem Vaterlande zurück gekehret, wo man ihn dankbar bewillkommte für die reiche Flotte, welche er mit sich geführet hatte, ohne sich darüber zu bekümmern, welchen Nachfolger man in seine Stelle schicken sollte. Diese Gelegenheit kam den Portugiesen zu günstig vor, als daß sie den Bestand nicht gebrochen hätten. Sie wusten Brasilien zu erobern und zu behalten, wenn gleich eine mächtige Flotte, gleich nach dem Gerüchte davon, wider sie ausgeschickt wurde. Zu welchem Verfalle die Westindische Kompagnie hiedurch aber auch kam, so wurde doch ihr endliches unglückliches Schicksal vor dem Ende des Jahrs 1671 nicht bestimmet, wann sie nämlich mit einer unzählbaren Schuld von sechs Millionen beladen aufhörete, weil die Staaten ihr Oktroi zurück nahmen. An ihrer Stelle wurde eine neue Westindische Kompagnie aufgerichtet, welche, da sie nie große Dinge ausführte, auch nie durch schwere Unglücksfälle berühmt wurde. Im Ganzen ist sie itzt ein trauriges Angedenken an jenen Glücksstand, den unsere Vorfahren erreichten, ohne sich der Dauer desselben versichern zu können. Aber ach! sollten wir in unsern Tagen wohl weiser seyn?

Es scheint wohl, daß diese neue Westindische Kompagnie ebenfalls als ein siecher Körper betrachtet wurde, welcher gleich mit allen möglichen Hülfsmitteln unterhalten werden müßte, um für seinen Untergang beschützet zu werden; und mit dessen Erhaltung nur mittelbar einiges Interesse verknüpft wäre, um dessen willen er nicht vernachläßiget werden müßte. So gar hatten die Direkteurs derselben keine Lust mehr, um etwas Großes zu unternehmen, oder an neue Erwerbungen zu denken. Wir haben nicht nöthig, hiebey auf ein anderes Beyspiel zu sehen, als auf Surinam. Diese den Engländern einige Jahre früher von den Seeländern entzogene Landschaft erforderte einige ausserordentliche Kosten, ehe sich der erwünschte Vortheil von einer dortigen Volkspflanzung versprechen ließ; die an reinerem Gewinne gewohnten Seeländer entschlugen sich dadurch dieser Last, daß sie Surinam für eine mäßige Summe der Westindischen Kompagnie auftrugen. Wenn ihr dieses gleich nicht unangenehm seyn konnte, wie es auch durch ein Oktroi der Staaten bekräftiget wurde, so wollte sie solches doch nicht gern blos auf ihre Rechnung nehmen. Sie nahm deswegen ihre Zuflucht zu der Stadt Amsterdam, und dem Herrn van Sommelsdyk, welche auf diese Weise, jeder zum Drittel, für den nämlichen Kaufpreis, und unter der nämlichen Unterwerfung unter der

Sou-

Souverainität der Staaten, wozu die Kompagnie verpflichtet war, nebst derselben Eigenthümer von dieser Volkspflanzung wurden. Daraus entstand die bekannte Dreyherrschaft der Landschaft Surinam.

Man urtheilte schon frühe, daß die zarte Verfassung der Kompagnie, welche keinen Anwachs an Vermögen erhalten konnte, am besten durch eine Einschränkung ihres weitläufigen Wirkungskreises zu trösten wäre. Da dieses aber nicht möglich war, so hielt man dafür, ihre Macht müßte einiger maaßen vermindert werden, damit sie durch Gewohnheit erlernen möchte, wie weit die äussersten Bestrebungen ihres schwachen Vermögens reichten. Zu dem Endzwecke wurden einige ihrer Privilegien wiederrufen; an vielen Orten, wo die ehemalige Kompagnie allein zu handeln gewohnt gewesen war, wurde die freye Fahrt für einzelne Negotianten verstattet. Von Zeit zu Zeit wurden diese Freyheiten so sehr vermehret, daß gegenwärtig nur wenige Plätze mehr übrig sind, wo die Kompagnie ihre ausschließlichen Vorrechte unvermindert behalten hat. Doch sind die freyen Plätze nicht zollfrey. Man hat die Macht der Kompagnie nicht beschnitten, ohne zugleich für ihr Interesse alle nur mögliche Sorge zu tragen. Sie zieht von jedem Schiffe, welches von einzelnen Negotianten dorthin geschickt wird,

eine gewisse Summe, welche nach der Größe desselben bestimmt wird; die daraus entstehenden Gelder machen heutiges Tages einen Theil ihres Gewinnes aus. Hier lehret uns die Erfahrung, daß solche Hülfsmittel eine schwache Maschine in Bewegung erhalten, aber zu ihrer Verbesserung wenig beytragen können. Die geringen Austheilungen der Westindischen Kompagnie, welche nicht viel höher als zu zwey und ein halb vom Hundert jährlich berechnet werden, beweisen dieses: und daher ists unwahrscheinlich, daß die Ostindische für erst ihre Zuflucht zu solchen unterhaltenden Maaßregeln nehmen sollte, was man ihr auch vorstellen möchte, um sie dazu zu bewegen.

Wir können und müssen solche Handlungsgesellschaften in zweyerley Rücksichten betrachten. Was sie in ihrer eigenen Haushaltung sind, und wie viel sie zum Flor des Staates beytragen; dieses sind zwo sehr verschiedene Fragen. Denn wenns gleich ausgemacht ist, daß der vortheilhafteste Zustand ihrer Sachen bey einer guten Direktion auch der nützlichste für das Vaterland seyn wird, so ist dennoch dieses Verhä tniß so enge nicht, daß aus ihren nachtheiligen Umständen stets der Verlust des ganzen Staates folgen sollte. Im Gegentheile können sie, ohne ihre Glieder sehr zu bevortheilen, dem Staate noch große Dienste erweisen: und dieses

letztere

letztere paßt gewiß auf unsere Westindische Kompagnie. Jeder aufmerksame Leser bemerkt auch, daß die Abhandlungen über die beyden Handlungsgesellschaften die Sachen vornämlich von dieser Seite ins Licht setzen mußten, weil wir hier nicht eigentlich vom Kommerze, sondern vom allgemeinen Interesse des Vaterlandes reden. Die großen und beständigen Gewinnste der Ostindischen Kompagnie machten uns dieses in ihrem Betrachte gemächlich. Aber wird es so leicht eingestanden werden, wenn man bewähret, daß die Westindische ihrer Schwäche, ungeachtet unter die vorzüglichsten Ursachen unserer Wohlfahrt gezählet werden muß? Man bedenke sich einen Augenblick. Ist sie es nicht, welche den ganzen Westindischen Handel für alle besondere Personen regulirt, welche sich demselben unter ihrer Aufsicht widmen? Hält sie durch dieses Mittel nicht unzählbare Werkzeuge in Bewegung? Bildet sie also nicht eine große Anzahl fähiger Seeleute? Trägt sie mithin nicht sowohl als die Ostindische das Ihrige bey, um unsere Seemacht ansehnlich zu machen? Und richtet sie hiebey nicht reichlich so viel aus, als unser große und kleine Fischfang, unsere Levantische Kammer, und alle unsre übrigen Nebenartikel unserer ausgedehnten Seefahrt je bewürkten?

Hat mich die Liebe zum Vaterlande in dieser Betrachtung vielleicht zu sehr auf die Seite gezogen, so habe ich ihrer Versuchung um so weniger widerstanden, weil ich dennoch keineswegs vom Hauptaugenmerke dadurch entfernt wurde; dieses ist bekanntlich der Grundursache unseres Wohlstandes nachzuforschen, welcher sowohl im Kommerze, als in der Regierungsform, oder in unserer Kriegsmacht gesuchet werden muß. Was sage ich? Es ist itzt offenbar, wenigstens weit mehr als zuvor, wenn ich mich nicht betrüge, daß alle diese Dinge Ringe in der nämlichen Kette sind. Es ist offenbar, daß von unserm Kommerze nicht allein die Mäßigung unserer Regierung, sondern auch durch die Zwischenkunft der Seefahrt, das Ansehen unserer Kriegsmacht guten Theiles abhängt. Itzt müssen wir diese so reichhaltige Materie verlassen, und zu dem verwikelten Handel der Staatssachen zurück kehren. Ein natürliches Verlangen muß uns antreiben, die bereits so lange betretene Laufbahn weiter zu befolgen, bis wir den beaugten Gesichtspunkt erreicht haben, woraus jene große Verschiedenheit der Gegenstände, derer wir einzeln erwähnten, mit einem einzigen Blicke beschauet werden kann. Alsdann werden wir erst wie in einem wohl angeordneten Gemählde die alte und neue Geschichte unsers Vaterlandes einen Kontrast erregen sehen, und ein zurück geworfenes Licht wird hie und da eine nöthige

Auf-

Aufklärung verursachen. Ich habe meines Ermessens zu diesem Endzwecke bereits umständlich genug von der Grundlage der Republik und vom Anwachse derselben geredet. Ihre Befestigung fehlet nur noch. Wir müssen sie nämlich auf jener Höhe ihres Glückes sehen, worauf ihre Unabhängigkeit von keiner der unpartheyischen Mächte mehr bezweifelt wird, und ihr Streit darüber mit Spanien nicht weiter in Betracht kömmt, als jeder andere Streitpunkt, worüber zwo freye Mächte einander den Krieg erklären würden. Ich verglich den neuen Freystaat einem unvollzogenen Gebäude, welches Wilhelm der I. seinem Sohne unter der Aufsicht der edelmüthigsten Vertheidiger der Freyheit überließ. Ich zeigte, wie dieses Gebäude durch ihn noch höher aufgezogen wurde, und führte einige Gründe an, warum viele der Meynung seyn konnten, daß es, um regelmäßig zu bleiben, nicht höher aufgezogen werden mußte. Zum Beschlusse müssen wir diese und mehrere Gründe mit den gegen über stehenden Schwierigkeiten, derer noch nicht gedacht wurde, vergleichen, und die Art, wie Alles ins Reine gebracht wurde, zu erkennen geben. Aber vorab müssen wir noch kürzlich beym weitern Verlaufe des Landkrieges verweilen.

Prinz Moritz war im Jahr 1600 mit seinem Heere nach Flandern in der Absicht gezogen,

den Krieg dorthin zu ziehen, welches den Hochmuth der Erzherzoge zu keinem geringen Zorne reitzte. Kaum hatte er nach der Eroberung einiger Schiffe die Belagerung von Neuport unternommen, als Albert mit einem ansehnlichen Heere zum Entsatze der Stadt im Felde erschien. Es kam zu einem Haupttreffen; und dieses war jene glorreiche Schlacht, welche die ganze Welt überzeugte, daß die Niederländer schon gelernt hatten, auch zu Lande und zwar auf feindlichem Boden den Sieg zu behaupten. Der schleunige Aufbruch des Erzherzoges hatte das Lager der Staaten vor Neuport, welches noch keine Verstärkung erhalten hatte, in große Verlegenheit gesetzt. Die Schlacht war nicht zu vermeiden, wenn man sich nicht zu einer zu schändlichen Flucht mit den auf der Rhede liegenden Schiffen entschließen wollte. Eine Niederlage würde unherstellbar gewesen seyn, weil man ausser Ostende in dieser ganzen Gegend keinen Ort von einigem Gewichte besaß: und der Feind hatte Ostende bereits hinterm Rücken. Der Prinz sandte einige Fahnen Fußvolk und Reuter voraus, um den Feind, wo möglich, bey einer Brücke etwas aufzuhalten; wie diese niedergesäbelt wurden, befahl er, die Schiffe sollten vom Ufer in See fahren, damit seine Leute beym Zweifel des Kriegsglückes sich derselben zu ihrer Flucht nicht bedienen konnten. Ein hoher Zug eines großen Heldenmuthes, der aber, wenn er

vom

vom Glücke nicht gekrönet worden wäre, mit dem Namen einer Tollkühnheit belegt worden seyn würde. Doch Moritz, der kein Wanken kannte, zog selbst dem Feinde entgegen, und bediente sich der kurzen Zwischenzeit zur Richtung seiner Leute, so gut als er konnte; indessen einige Staatische Kriegsschiffe nach Ostende zu segelten, um den Erzherzog, wenn er sich zu weit ans Ufer wagen würde, aus ihrem Geschütze zu begrüssen. Der Streit begann bald nach dem Mittage; einige Stunden war der Sieg zweifelhaft, gegen den Abend aber neigte er sich solcher Gestalt auf unsere Seite, daß der Niederländische Soldat, seit der Siege Egmonds bey St. Quintin und Grevelingen, sich seines Gleichen nicht erinnerte. Die Tapferkeit war auf beyden Seiten gleich; aber die schönen Richtungen Moritzens erhielten den Preis. Unter den verschiedenen Anekdoten, welche die Geschichtsschreiber davon anführen, verdient folgende besonders gemeldet zu werden. Wie er auf Alles bedacht war, so hatte er sein Geschütz, nicht wie der Erzherzog, im leichten Sande, worinn es bey jedem Schusse tiefer sinken mußte, sondern auf einer Grundlage von Brettern gestellet, worauf es eben so sicher, als auf einem festen Boden traf. Mit dem Fallen des Abends nahm er einen günstigen Zeitpunkt in Acht, und entschied in einem Augenblick das Kriegsschicksal. Er ließ die Reuterey auf den Feind los-

rücken,

rücken, und zwar mit einem solchen Drange, daß sie der Schnelle wegen nicht widerstanden werden konnte. Das Fußvolk unterstützte diesen Anfall, und brachte die feindlichen Truppen in die äusserste Verwirrung. Der Admirant von Arragon war bereits gefangen; itzt wurde der Erzherzog selbst verwundet, und genöthiget, mit allen seinen Leuten zu fliehen, alles Geschütze aber mit vielen Fahnen und Standarten zurück zu lassen.

So herrlich war dieser Sieg: aber wir müssen es gestehen, er war es weit mehr dem Ruhme als dem Nutzen nach. Es geschieht mehr, daß ein siegendes Heer auf feindlichem Boden zu Grunde geht. Hier war das Unglück, daß keine Brechinstrumente vorräthig waren, um Neuport mit dem ersten Schrecken des Verlustes der Spanier zur Uebergabe zu zwingen. Umsonst erneuerte der Prinz die Belagerung, welche er nach wenigen Tagen aufgeben mußte, weil keine Hoffnung war, diese Stadt, wie ihre Besatzung durch den Erzherzog verstärkt worden war, einzubekommen. Darauf verließ er ganz Flandern, wodurch der ganze Vortheil dieses gefährlichen Zuges sich auf die Gefangenschaft des Admirants einschränkte. Man vermuthet auch, daß dieser Vorfall die erste Veranlassung zu einer Kälte zwischen dem Prinzen und einigen vornehmen Staatsgliedern war; diese letztern

mochten

mochten nun würklich schon bekümmert seyn, daß dieses große Glück dem Prinzen zu hohe Gefühle von sich selbsten einflößen möchte, oder er mochte solches auf die gehäßige Bekanntmachung einiger Schmeichler, welche nur Zwiespalt suchten, ohne Grund glauben. Der Erzherzog für seine Person fand sich bald im Stande, so gar Ostende zu belagern, worauf er schon lange bedacht gewesen war. Die dreyjährige Belagerung dieser Stadt ist ein Beweis von der Stärke der Seestädte, wenn sie von einem Feinde angefallen werden, der nicht fähig ist, zur See etwas Großes zu verrichten. Ostende konnte nur durch einen Ambrosio Spinola, den einzigen Kriegsmann seiner Zeit, der mit unserm Moritz in Vergleichung kommen konnte, eingenommen werden: und zwar alsdann nur erst, wie die Stadt in einen traurigen Ruin verändert worden war. Spinola hielt damals dafür, itzt wäre es Zeit, bis ins Herz der Niederlande zu dringen, und mit seinen Waffen Alles daselbst in Schrecken zu jagen. Aber Moritz, der indessen seine Zeit nicht mit dem Entsatze Ostendens verdorben, sondern einige andere Städte erobert hatte, wuste ihm den Ueberzug über einige Ströme so glücklich zu verhindern, daß er sein Vornehmen aufgeben mußte. So standen die Kriegssachen zu Lande einige auf einander folgende Jahre durch auf beyden Seiten fast auf gleichem Fuße, wenn

die

die Unsrigen zur See schier täglich einen Anwachs ihrer Macht erwähnter maaßen erhielten.

Siebente Abtheilung.

Zwölfjähriger Bestand mit Spanien; Feierliche Anerkennung der Republik durch andere Europäische Mächte, insonderheit England und Frankreich, Oldenbarnefelds Betragen dabey. 1609.

Es war im Jahr 1607., wie die Spanischen zum erstenmal aus wahrer Meynung den Frieden anboten. Sie hatten würklich gegründete Ursachen dazu, und zwar solche, daß unsere Staaten, die sonst den Spaniern allen Glauben zu verweigern pflegten, dieselbe errathen, oder wenigstens voraus setzen konnten. Man kannte die Unthätigkeit Philipps des III.; man ersah täglich aus den Meutereyen des Spanischen Kriegsvolks, daß kein Geld aus Spanien ankam. Dazu hielt man es für gewiß, daß Spinola seit zweyen Jahren die Nachläßigkeit des Königs aus seinen eigenen Gütern mit vierzehn Millionen ersetzt hatte. Der Herzog von Lerma war daher, da er den König lenkte, diesem Beyspiele

spiele nachzufolgen schuldig, wenn er sich nicht bey Zeiten daran spiegelte. Es war also natürlich, daß er, um seine Schatzkammer wider einen solchen Anspruch zu schützen, den Frieden aus ganzem Herzen befördern würde. Diesem dacht man noch hinzu, daß die Erzherzoge, da sie keine Kinder hatten, sich nicht sehr um die Fortsetzung eines lästigen Krieges bekümmern würden, der zum Besten genommen, die Mühseligkeiten eines unruhigen Lebens wohl nie durch einige Gefühle von Verpflichtung oder zärtlicher Sorgfalt versüßen würde. Wenn nun gleich alle diese Bedenklichkeiten auch unserer Seite dazu dienen konnten, mehrerern Vortheil auf die fernere Führung des Kriegs zu setzen, so begriff man im Allgemeinen doch wohl, daß es unschicklich und hart seyn würde, wenn man ganz unverholen alle Mittel zur Aussöhnung von der Hand wiese, und sogar verweigerte, darüber in Unterhandlungen zu treten. Aber der Friede, wenn er sich nur auf billige Bedingungen gründete, wurde auch würklich von Vielen um deswillen desto mehr gewünschet, weil Spanien itzt sowohl mit England, wo Jacob der I. seit Elisabeths Tod regierte, als mit Frankreich ausgesöhnet war. Die Könige von England und Frankreich bemüheten sich beyde mehr als jemals mit den Niederländischen Angelegenheiten; aber der letzte am meisten, und zwar mit der feinsten Staatskunst. Eigennutz war, wie sich

leicht denken läßt, ihre vorzüglichste Triebfeder. König Jacob wollte den Frieden auf Hoffnung befördern, wenigstens einen Theil dieser Lande in seine Macht zu erhalten, wenn sein Sohn, wie er sich schmeichelte, sich mit der Infantinn von Spanien vermählet haben würde. Henrich der IV. hatte entferntere Augenmerke, wie das in der Folge erhellen wird. Hier sey es für erst genug, daß er um deswillen vorzüglich auf den Frieden drang, um bey dieser Gelegenheit unsere Staatssachen kennen zu lernen, und das Zutrauen der vornehmsten Herrn zu gewinnen, doch besonders bemerken zu können, welchen Frieden die Niederländer wünschen würden, und wie vieles der Feind von seinen veralteten Rechten auf den Freystaat aufopfern würde. Das Ansehen zweyer so mächtiger Fürsten hätte allein die Sache zu Stande bringen können: itzt traten aber so viele Beweggründe zusammen, daß kein langes Bedenken erfordert wurde, um in die Friedenshandlung zu willigen. Es half viel, daß innerhalb des Landes eine vollkommene Einigkeit über die Punkte, ohne welche kein Frieden oder Bestand eintreten könnte, gefunden wurde. Der Feind machte aber so viele Schwierigkeiten, daß der dazu nöthige Kongreß nicht vor den Anfang des folgenden Jahres einen Anfang nehmen konnte. Grafenhaag war der Platz, der dazu ausersehen wurde; die Sache war aber zu wichtig, und die widerseiti-

gen

gen Forderungen ließen sich so wenig ins Reine bringen, daß in der ersten Sitzung nichts entschieden werden konnte. Sie wurde nämlich von den Staaten abgebrochen, wie einige Monate lang Rechte und Gegenrechte vergeblich auseinander gesetzet worden waren. Wenige begriffen dabey, daß solches geschah, um die Sache in der Folge an einem andern Orte mit mehrerer Frucht wieder vorzunehmen.

Ganz Europa hatte gleich am Interesse dieser Begebenheit den größten Antheil genommen. Ehe noch die offenbare Friedenshandlung festgestellet worden war, war schon eine Französische Gesandschaft mit dem Präsidenten Jeannin an ihrer Spitze herüber gekommen, um solche zu befördern: hernach schickten die Könige von England, Schweden und Dännemark, nebst verschiedenen Deutschen Fürsten, ebenfalls ihre Gesandten, um selbige zu vermitteln. Alles ließ sich dazu an, daß im Allgemeinen die vereinigten Niederlande als eine neue souveraine Macht angesehen wurden, welche itzt auf den frohen Zeitpunkt gekommen war, daß sie feyerlich bestätiget, und zum Range jener hohen Staaten erhoben werden sollte, die das Gleichgewicht von Europa erhalten. An der Spanischen Seite wurde dieses auch deutlich genug gefühlet, wenn man gleich noch nicht geneigt war, solches mit einer vollen Anerkennung zu

bekräftigen. Philipp der III. erschöpfte seinen Witz, um die Könige von Frankreich und England in sein Interesse zu verwikeln; und die Erzherzoge sparten weder Kunst noch Fleiß, um in der Erniedrigung, der sie nicht mehr entgehen konnten, so viel möglich eine schöne Miene anzunehmen. Die schlauesten Geister, worunter der große Spinola auch gehörte, erschienen in ihrem Namen im Haag, wo sie Alles, was nur Kunst vermag, mit Wackerheit des Gemüths, mit Arglist und zweydeutigen Versprechungen, zu ihrem Vortheile rege machten. Die Franzosen, unsere eifrigsten Vorfechter, waren allem diesem wohl gewachsen; doch zeigte es sich wohl bald, daß man auch in Rücksicht ihres Betragens sehr auf seiner Hut seyn mußte. Jeannin, der seines Gleichen in hurtigen Entschlüssen nicht hatte, lenkte alles so fein, daß er bald der einen, bald der andern Parthey zu Dienste seyn konnte, je nachdem die Sachen eine seinen Absichten entsprechende oder widrige Wendung nehmen mochten. Das große Augenmerk, wozu er endlich zu gelangen meinte, fiel damals kaum unter die Vermuthung der größten Politiker. Mit den Englischen Gesandten hatte man nicht weniger zu schaffen, da man bey der Freundschaft ihres Königes Interesse hatte; nicht seines guten Willens, sondern seiner Macht wegen, maaßen itzt ganz Großbrittanien unter ihm zu einem einzigen Reiche vereiniget war.

Man

Man könnte diesen berühmten Kongreß mit Grunde eine Schule der Staatsklugheit nennen, worinn die größten Männer dieses Jahrhunderts Erfahrung erlernten. Kein geringeres Maas von Scharfsinnigkeit, als Oldenbarnefeld besaß, wurde erfordert, bey einer solchen verirrenden Vermischung verschiedener Gesinnungen, heimlicher Absichten, entarteter Vorwände, das Wahre wählen zu können; zumalen weil unter den Seinigen auch mächtige Gegner waren, die zu der Friedenshandlung zwar mit ihm ihre Stimmen gegeben hatten, in der That aber den Frieden nicht sehr verlangten. Dennoch wuste er das Wohl seines Vaterlandes geltend zu machen, und brachte es noch während dieser Unterhandlung dahin, daß der Staat zwo wechselseitige Vertheidigungstraktate, den ersten mit Frankreich, den zweyten mit Großbrittanien schloß. Das Ansehen, welches die vereinigten Staaten dadurch erhielten, trug wahrscheinlich nicht wenig zur glücklichen Entwikelung dieses verwirrten Handels bey.

Bey den Schriftstellern, die diese Sachen ausführlicher beschreiben, ersieht man mit Behagen, wie jede Nation sich bey diesem Zanke durch ihre besondere charakteristischen Züge unterscheidet. Die Spanier, wenn sie gleich nicht alle Spanier von Geburt, doch aber von ihrem Geiste beseelet sind, sind unter der Larve der

Großmuth arglistig und trotzig. Sie bieten sich an, die Friedenspunkte entwerfen zu wollen; aber kaum wird ihr Vorschlag angenommen, oder sie bemühen sich, Gesetze vorzuschreiben, und der mindeste Widerspruch dagegen macht sie unerträglich. Die Engländer zeigen sich so, wie sie sind, und dieses ist das Löblichste bey ihrer Aufführung. Aber sie sind nicht zu befriedigen, eigensinnig und bald beleidiget. Ihre Scharfsicht führet nichts aus, ihre Wohlredenheit überzeugt nicht, und ihre Bemühung ist meistens lästig, da sie doch verpflichten müßte. Die Franzosen beweisen überall, daß sie Bescheidenheit und Lebensart besitzen. Sie tadeln und schmeichlen in einem Athem; und ihre Unzufriedenheit selbst dienet stets nur dazu, das erschlafte Band der Freundschaft enger zu knüpfen. Ihre freye Bereitwilligkeit weiß Gefühle, die sie nicht hegen, als die ihrigen und die annehmlichsten vorzustellen. Sie bewahren leicht ihre Geheimnisse, weil sie sich stellen, als ob sie keine Geheimnisse hätten. Wenn man ihnen nur glauben will, so setzen sie gern ihr eigenes Interesse bey Seite, um ihre Freunde zu verpflichten. Hierdurch gefallen sie sogar in ihren Kunstgriffen so sehr, daß man sich ihrer beynahe unmöglich entschlagen kann. Alle Verweigerungen scheinen ihnen undankbare Vergeltungen für die Mühe, die sie sich für ihre Freunde geben; und

Alles,

Alles, was man ihnen einräumet, gebrauchen sie ganz anders, als man erwartet hätte. Doch, was ihnen auch hinderlich seyn mag, so verwerfen sie doch nichts, sondern vollführen auch damit das Werk, damit es desto geschwinder zerfalle, wenn sie dasselbe heimlich untergegraben haben. Man kann sie gründlich kennen, und doch noch durch die Flüchtigkeit ihres Geistes verwirret und verführet werden. Aber unsere Niederländer befolgen durchgängig den heilsamen Mittelweg. Sie beantworten mit dem nämlichen Tone die Schmeicheley und den Vorwurf. Sie gönnen einem Jeden, dem darnach gelüstet, die Ehre, mit der Feinheit seines Geistes zu prangen, oder die Freude, auf kindische Vorrechte zu trotzen. Sie bestrafen sogar die Verwegenheit nicht, sondern zielen mit einem gelassenen Gemüthe stets auf ihren Endzweck, auf welchen sie, wenn es nur möglich ist, schnur gerade losfahren. Die heimlichen Schleichwege der Politik verwirren ihr Urtheil auf keine Art. Sie sagen frey heraus, was gesagt werden muß; aber ihre Geheimnisse liegen tief in ihrem Busen verborgen. Sie geben gerne Gehör, befolgen oder verwerfen indessen keinen Rath, ohne die reifste Ueberlegung. Man sollte glauben, sie könnten leicht gelenkt werden, wie man wollte; allein sie bedenken sich noch einmal, wenn es itzt auf die gefährliche, Alles entscheidende, endliche Entschließung ankömmt.

Ich habe bereits bemerket, daß die Vornehmern das Interesse, welches man auf den Frieden setzte, nicht einstimmig begriffen. Während der Handlungen darüber offenbahrte sich diese Verschiedenheit der Meinungen immer mehr; und es zeigte sich bald deutlich, daß Viele nur in der stillen Hoffnung ihre Stimme dazu gegeben hatten, daß sie fruchtlos ablaufen möchten. Prinz Moritz an der Spitze der ansehnlichsten Generäle, und selbst die ganze Provinz Seeland gehörten zu den letztern. Ein herrlicher durch Heemskerks Flotte bey Gibraltar um diese Zeit erfochtener Sieg diente ihnen auch dazu, den Pöbel auf ihre Seite zu ziehen; und die Prediger versäumten diese schöne Gelegenheit nicht, das Feuer der Feindschaft glühend zu erhalten, wozu sie von Amts wegen verpflichtet zu seyn glaubten. Aber die Vertheidiger des Friedens ließen sich dadurch so wenig umändern, daß selbst die sieghafte Flotte auf ihr Anhalten nach dem Vaterlande entboten wurde, damit sie durch die weitere Befolgung ihrer Vortheile der Friedensunterhandlung keine neuen Schwierigkeiten verursachen möchte. Der Grund, worauf jede Parthey in dieser Trennung ihre Gefühle baute, war, wie gewöhnlich, Privatinteresse. Jene, die ihres Eigennutzes wegen im Kriegsdienste standen, fanden nichts gefährlicher, als daß Friede gemacht, ein Theil des Kriegsvolkes abgedankt, und dem Feind Gelegenheit gegeben

werden

werden sollte, das Vaterland unversehends mit einem neuen Anfalle zu überrumpeln, da es in wehrlosen Stand gesetzt worden wäre. Sie sahen auch die schädlichsten Trennungen, Trubeln und Tumulte von innen voraus, so bald Ruhe von aussen seyn würde. Andere, denen es schon lange verdrossen hatte, zu den schweren Kriegskosten das ihrige beyzutragen, begriffen von dieser Gefahr nicht das Geringste. So stimmten auch jene Provinzen, welche durch den Krieg gewöhnlich am meisten beunruhiget wurden, als Gelderland zum Beyspiele, zum Frieden; wenn indessen andere, die sich mehr in Sicherheit befanden, um Krieg schrieen. Ja Seeland befürchtete sogar, daß mit dem Frieden das Kommerz sich wieder nach Antwerpen ziehen würde; und von dieser Furcht wurden auch einige Holländische Städte befallen. Ich werde bey diesen Besonderheiten nicht stille stehen, weil wir meines Ermessens die Sache von einer andern Seite beschauen müssen, und zwar auf eine Weise, die den vorherigen Betrachtungen über den Ursprung und Anwachs unseres Freystaates besser entspricht.

Es kam eigentlich hierauf an, ob die erwähnter Maaßen gegründete und errichtete Republik itzt dem erwünschten Zeitpunkte ihrer Befestigung genähert wäre, oder nicht? Träte das erste ein, so müßte sicher kein Krieg weiter geführet

werden, und wenn er auch mit Vortheilen verknüpft wäre. Diesem wird wenigstens niemand widersprechen, der die von mir festgesetzten Grundregeln über die innere Verfassung einer Republik, wie die unsrige, billigte. Aber wie war diese Frage zu beantworten? Welche Vorstellung sollte man sich von jener Befestigung machen, welche zur Fortdauer unserer freyen Republik erfordert wurde? Und wie sollte man von ihrer Schicklichkeit für jene Staatsverfassung urtheilen? Ich vertraue, daß wir nur einige Rückschritte nöthig haben, die Antwort darauf aus unsern angeführten Grundsätzen herleiten zu können. Das Verhältniß unseres Staates zu andern unpartheyischen Mächten wird Alles erklären. Wir haben gesehen, wie dieses Verhältniß zur Zeit Wilhelms des I. war; auch wie es sich gleich nach seinem Tode zum allgemeinen Nachtheile veränderte; und wie es nachher durch die Tapferkeit seines Sohnes und die Weisheit Oldenbarnefelds wieder eine weit vortheilhaftere Gestalt erhielt. Laßt uns itzt Vergleichungen darüber anstellen. Wie meisterhaft Wilhelm der I. auch seinen Plan an fremden Höfen betrieb, er konnte seine Republik doch nie zu jenem Ansehen erheben, daß sie im Lichte eines freyen Staates beschauet wurde. Sie wurde ihrer Schwäche wegen stets als ein Gegenstand des Mitleidens angesehen, den man unterstützen mußte, um ihn vor seinen Untergang

zu

zu beschützen. Welche Absichten dieses Mitleiden hatte, das bewies Elisabeths Betragen gegen uns deutlich genug. Aber ganz anders sah es aus, wie die Republik an Macht und Ansehen so sehr zugenommen hatte, daß große Könige ihre Freundschaft suchten, sie mit solennen Gesandschaften verehrten, und um ohne Verletzung Spaniens mit ihnen Bündnisse schliessen zu können, nichts mehr wünschten, als daß sie unabhängig von dieser Macht erkläret würde. Dabey wuste man sicher genug, daß der Krieg ohne Hülfe solcher Mächte nicht würde fortgesetzet werden können. Man hatte stets noch Unterstützungen von Frankreich genossen; und man rechnete, daß die Schatzkammer des Landes, welche nur zehn Millionen Einkünfte hatte, wenn der Krieg länger währen würde, sechs zu kurz kommen würde. Es würde daher eine zu große Verpflichtung nach sich ziehen, wenn man das Nöthige zu einem Drittel, oder noch mehr, von solchen Freunden würde entlehnen müssen; und es war bedenklich, ob hieraus die Zeiten Anjou's oder Leicesters nicht aufs Neue würden entstehen können. War die Republik einmal als ein unabhängiger Staat anerkannt, so würde sie schon, wenn sie in eine solche Dürftigkeit verfiele, sich auf eine andere Art helfen können. Wilhelm der 1. hatte sich stets bey seiner Gewohnheit, mit mehrerern Mächten zugleich in Unterhandlungen zu treten, sehr wohl befunden:

dieses würde sich noch weit ungehinderter thun lassen, wenn der Staat selbst einen auch so niedrigen Rang unter diesen Mächten bekleiden würde. Dann würde erst die nämliche Staatskunde, der man bisher noch alles Heil verdankte, in ihrer vollen Kraft geltend gemacht werden können; und die Maaßregeln, welche dem gemeinen Wesen sein Bestehen gegeben hatten, würden noch mehr den Flor desselben befördern, wenn sie nur weiter befolget werden würden. Von der andern Seite mußte das Kriegsglück für zu unsicher gehalten werden, um sich eines steten erwünschten Ausganges schmeicheln zu können. Wüchse die Republik nicht weiter an Ausdehnung und Macht, so konnte die Gelegenheit nie günstiger erwartet werden, um dem Werke ihrer Befestigung die Krone der Vollendung aufzusetzen. Gesetzt aber, sie würde grösser und mächtiger werden, so würde ihr solches nachtheilig seyn können, wenn sie in den Augen jener gekrönten Häupter zu sehr schimmerte, welche sie itzt ihrer Freundschaft würdigten. Auch könnte ihre innerliche Verfassung dadurch leicht neuen Gefahren ausgesetzet werden, wovon wir uns bereits in einer allgemeinen Betrachtung eine Vorstellung machten. Die Vertheidiger des Friedens betrachteten die Sache allem Anscheine nach in diesem Lichte. Wenigstens können die angeführte Gründe uns hinlänglich überzeugen, daß solche, wenn sie gleich die ih-

rigen

rigen nicht waren, doch als die heilsamsten für den Staat angesehen werden mußten, ich müßte mich dann sehr irren.

Es ist auch wahr, daß der König von Frankreich Augenmerken hatte, derer er nie verdächtig gewesen war, welche aber allgemach, der Schlauigkeit Jeannins ungeachtet, in der Folge entdeckt wurden. Er begünstigte die vereinigten Staaten nicht allein aus Zuneigung, und aus Sucht, die Spanische Macht zu verkleinern, sondern auch die Niederlande, wo möglich, frühe oder spät in Abhängigkeit von seiner Krone zu bringen. Zu diesem Endzwecke kam es am besten mit seinen Absichten überein, daß sie den Krieg fortführten; aber die schweren Kosten, die er dazu würde verwenden müssen, waren ihm so bald nicht näher bekannt gemacht worden, oder sie schreckten ihn ab, und bewogen ihn zum Frieden zu rathen. Einige sind der Meinung: Oldenbarnefeld hätte diese Rechnung aus List so hoch angesetzet, um den König so wohl als den Prinzen Moritz nach seinen Einsichten zu lenken. Wie es damit sey; Henrich der IV. hatte so bald nicht seine Einwilligung gegeben, als er begriff, daß für ihn nichts weiter übrig wäre, als einen langen Umweg zu betreten, auf den sich viele Schwierigkeiten vorfinden würden. Und hätte unser weiser Staatsmann mit dieser vorausgesetzten List nichts weiter als diese Folge

beauget, so würde er schon damit dem Vaterlande einen wesentlichen Dienst erzeiget haben. Seitdem bestrebte sich der König auf alle Art, ihn verpflichten zu können, wie er ihm unter andern durch Jeannin ein Geschenk von 2000 Gülden an Werth aufdrang, welches doch, da es ihm schon lange versprochen worden war, nur eine Belohnung für vorherige Dienste enthielt. Die Annahme dieses Geschenkes machte nachher die Treue Oldenbarnefelds bey Vielen verdächtig; aber wahrlich ohne Grund, weil er es von einem Fürsten empfing, der als ein aufrichtiger Freund der Republik angesehen werden wollte; vor dem man in allen Rücksichten Ehrerbietung haben mußte, und dem der mindeste Schein eines Mißtrauens ein Hohn gewesen seyn würde. Ich setze keineswegs voraus, daß Oldenbarnefeld nicht sollte begriffen haben, was der König suchte; aber ich stelle mir vor, daß es ein Staatsfehler gewesen seyn würde, wenn er durch eine unzeitige Offenbahrung desselben einen König aufgebracht hätte, den er einschläfern mußte. Wenigstens beweiset auch seine nachherige Aufführung, daß er weit entfernt war, die Maaßregeln des Französischen Hofes befolgen zu wollen. Denn wie der Bestand geschlossen war, nachdem man fruchtlos über Frieden berathschlaget hatte, bemühete sich Henrich der IV., gleich eine Veränderung in der Regierungsform zu machen, welche Oldenbarne-

feld unverändert aufrecht erhielt. Der Entwurf des Königes scheint dieser gewesen zu seyn: die Republik allmählich in ein Fürstenthum umzuändern, den Prinzen an der Spitze desselben als seinen Vasallen zu betrachten. Zu dem Endzwecke mußte für erst das Ansehen des Staatsrathes, welches nach Leicesters Zeit sehr gefallen war, auf seine vorige Höhe, und in der Folge über jenes der souverainen allgemeinen Staaten gesetzet werden. Darum riethen die Franzosen dazu, daß ein neuer Staatsrath errichtet werden sollte, der in Subordination unterm Prinzen, nebst diesem alle Streitigkeiten, welche unter den vereinigten Provinzen entstehen möchten, sollte entscheiden können. Dieses klang so viel schöner, weil so wenig in der Uetrechtischen Union, als in der Folge, die Entscheidung solcher Irrungen bestimmt worden war; aber das Seltsamste dieses Vorschlages war, daß auch die Französischen Gesandten in diesem Staatsrathe Sitzung haben sollten. Der Staatsadvocat, der den König ehrte, und mehrmals erkläret hatte, daß er wider eine Vermehrung der Macht des Prinzen nicht abgeneigt wäre, sah dennoch die ganze Gefahr eines solchen Entwurfes deutlich ein, und wuste die Sache auf eine bequemere Zeit, welche nie erfolgen würde, geschickt zu verschieben. So wenig ließ sich dieses gesetzte Gemüth durch Königliche Geschenke aus Wanken bringen. Der unglückliche

Tod

Tod Henrichs des IV., der im folgenden Jahre vorfiel, verhinderte alle Vermuthungen seiner fernern Entwürfe. Wie dieser große König erstochen wurde, stand er in Bereitschaft, Brabant zu verwüsten, weil eine Prinzeßin, welche er liebte, aus Abneigung gegen ihn, mit ihrem Gemahle dorthin geflohen war. Wie schwach sind auch die größten Sterblichen!

Unter jenen Friedenshandlungen veränderten die Spanischen Bevollmächtigten so sehr den Ton, daß alle Hoffnung aufgegeben wurde, einen Vergleich mit ihnen treffen zu können. Es wurde ihrem Stolze unerträglich, den Frieden angeboten zu haben, und den Inhalt desselben nach ihrem Sinne nicht bestimmen zu können. Aus jenen Punkten, welche am meisten bezwistet wurden, erhellet deutlich, daß man ihrer Seite das Ansehen haben wollte, den Frieden nicht aus Noth geschlossen, sondern geschenket zu haben. Dieses bewiesen sie zuerst mit ihrer Behutsamkeit, mit welcher sie die Unabhängigkeit der Staaten anerkannten, wobey die Erzherzoge, ehe es zu Unterhandlungen gekommen war, ihre Zuflucht zu Zweydeutigkeiten genommen hatten. Der König hatte diese Sache, wie er die darüber anzustellenden Unterhandlungen, nebst dem dazu nöthigen Waffenstillstande bestätigen mußte, unberührt gelassen; und die Spanischen Gesandten bemüheten sich ebenfalls, wie näher darauf

gedrungen wurde, selbige als einen wenig bedeutenden Punkt, mit einem oberflächigen Bescheide, auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen zu lassen. Aber ihre Forderungen gaben ihre wahren Absichten noch weit verständlicher zu erkennen. Unter andern wurden zwo derselben als ausschweifend angesehen. In der einen bedungen sie sich die freye Fahrt nach die Indien, worauf aber die Staaten verzichten sollten; in der zweyten verlangten sie, der Römische Gottesdienst sollte frey in den vereinigten Landschaften ausgeübet werden. Der erste Punkt wurde so einstimmig verworfen, daß Oldenbarnefeld selbst erklärte, keinen Frieden auf einen solchen Preis gutheißen zu können. Der letzte wurde als ein listiger Zug der Politik angesehen, der stets die Ruhe und Einigkeit der Republik stören könnte, und so wenigern Schein der Billigkeit hätte, da die Spanier in allen vorhergehenden Unterhandlungen auf die Ausschlieſſung der erneuerten Religionsübung unbeweglich bestanden hätten. Beyde diese Punkte wurden von der einen Seite so heftig ausbedungen, und von der andern so freymüthig verweigert, daß dieses allein zur Abbrechung der Friedenshandlungen hinreichte; wozu die Spanier sich dennoch nicht würden verstanden haben, wenn die Staaten nicht erkläret hätten, daß ihre Geduld ihr Ende erreichet hätte.

Niemand wird die Billigkeit der Gefühle der Staaten in Rücksicht der freyen Seefahrt einen Augenblick bezweifeln; aber Einige werden denklich ihre Strenge wider die Römische Religionsübung mißbilligen. Eine Religionsparthey, werden sie sagen, die noch vor einem halben Jahrhundert die einzige des ganzen Landes gewesen, und von welcher noch ein ansehnlicher Theil der sämmtlichen Staatsglieder war, in jenen natürlichen Rechte kränken zu wollen, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen, wie ließ sich dieses mit der christlichen Sanftmuth vereinigen, die man immer vorgeschützet hatte, wie man nur eine eingeschränkte Verstattung der erneuerten Religionsübung begehrte? Mußte es nicht äusserst nach Spanischer Despotie schmecken, daß man öffentlich erklärte, in einem so delikaten Punkte ihrem Beyspiele folgen zu wollen, da man itzt im Gegentheile die schönste Gelegenheit vor sich sah, die Ungerechtigkeit der Spanier durch ein rechtmäßigeres Betragen vor der ganzen Welt zu beschämen? Es schickte sich wenigstens für die vereinigten Staaten gar nicht, sich zu rühmen, um der Freyheit in der Religion willen das Spanische Joch abgeworfen zu haben, wenn sie auf ihrer Reihe die nämliche Freyheit wehrlosen und unschuldigen Eingesessenen verweigerten. Wie konnte man annehmen, daß sie sich nur einigen richtigen Begriff machten von einer christlichen Religionsübung, wenn

sie

sie nicht alle Christen ohne Unterschied ihres Namens als ihre Brüder liebkoseten und umarmten? Und, da doch ein oberflächiges Raisonnement gewöhnlich einnimmt, so kann hinzugesetzt werden, daß die Staaten wenig Rücksicht auf das wahre Wohl ihrer Republik nahmen, da man stets befürchtete, daß das Kommerz sich wieder nach Brabant und Flandern ziehen möchte, welches man durch eine Härte, welche alle Römischgesinnte dorthin locken mußte, befördern zu wollen schien.

Doch unsere Staaten, welche nachher deutlich genug bewiesen, daß sie alle diese Bedenklichkeiten keineswegs unbemerkt gelassen hatten, sahen damals die Sache ganz anders, und mit mehrerer Gründlichkeit ein. Sie kannten den Pöbel, die Prediger, die Mönche, die wüsten Triebe, den tiefgewurzelten Haß der zanksüchtigen Rechthaberey. Sie erinnerten sich der Vergeblichkeit der Gentischen Pacification, der Unzulänglichkeit des Religionsfriedens von Mathias, und der mißlungenen Bemühungen des Vaters Wilhelm, der seine Verträgsamkeit so annehmlich zu machen gesuchet hatte, als sie zu seyn verdiente. Sie sahen unzählige Unordnungen voraus, wenn solches mit geringern Fähigkeiten, als den seinigen, versuchet würde; sie schlossen daher, daß in einem solchen Falle der Friede für den schwachen Staat gefährlicher werden

könnte, als der gräßlichste Krieg jemals gewesen war. Sie wusten, daß die Ausübung großer Tugenden viel mehr ein Werk von Privatpersonen, als ganzer Regierungskollegien wäre, weil die Menschheit im Ganzen nichts weniger als tugendhaft ist, sondern die Wohlthaten gewöhnlich mißbraucht, und die treffendsten schönen Beyspiele als Hirngespinnste ansieht. Traurige aber unveränderliche Wahrheit, welcher schon oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts aufgeopfert wurden! Besonders ließ sich voraus sehen, daß die Römischen, wenn ihnen auf die Forderung des Feindes so viel eingewilliget worden wäre, alle ihre Erkenntlichkeit dafür nur der Spanischen Parthey schuldig zu seyn, glauben würden; welches eine Veranlassung zu vielen heimlichen Anschlägen hätte geben können: wenn die Staaten ihrer Seite ihre eifrigsten Staatsbürger der erneuerten Religionsübung dadurch von sich verfremdeten, und so in einen Wirbel der äussersten Verlegenheit herab stürtzen könnten. Selbst die Unabhängigkeit von Spanien, der Punkt, worauf Alles ankam, behielt ein zweifelhaftes Ansehen, wenn man dieser Macht Anordnungen in Religionssachen überließ. Und dieser letzte Grund war so wichtig, daß sogar die Französischen Gesandten, die sonst doch sicher der Römischen Religionsübung günstig waren, sich in diesem Falle enthielten, dem Wohle derselben vorzuste-

hen.

hen. Jeannin, welcher, um die Errichtung einer Indischen Kompagnie in Frankreich zu befördern, den Staaten noch wohl rathen durfte, auf die freye Fahrt nach die Indien zu verzichten, hielt doch alle seine Wohlredenheit zu schwach, die freye Ausübung der Römischen Religion in den vereinigten Niederlanden mit irgend einem Glimpfe zu einem Vertragspunkte mit Spanien machen zu können.

Ohne der Zwischenkunft der Französischen und Englischen Gesandten würde die Unterbrechung der Friedenshandlung das Feuer des Kriegs wahrscheinlich aufs neue viel heftiger entzündet haben; itzt machte sie in der That die Schliessung eines wesentlichen Bestandes oder Waffenstillstandes gemächlicher. Man hatte gleich bemerkt, daß die Spanischen Bevollmächtigten zu diesem Letztern am meisten geneigt waren. Unserer Seite hingegen hatte man meistens günstigere Gesinnungen von einem völligen Frieden gehabt, wenn er nur unter billigen Bedingungen geschlossen werden konnte. So gar sollte ein Bestand nach Einiger Meinung gefährlich seyn, wenn sie gleich von einem Frieden nicht abgeneigt waren; weil das durch eine verfängliche Ruhe erschlaffte Volk nachher entweder gar nicht, oder doch nur mühsam, zu den Sorgen und Beschwernissen eines neuen Krieges sollte ermuntert werden können. Andere, denen es stets

verdrossen hatte, daß man den Krieg nicht fortsetzen wollte, brachten alles bey, was ihnen ihre Phantasie eingab, um den Bestand auf das Gehäßigste abzuschildern. Jene also, die meinten, man müsse sich bey Ermangelung eines Friedens mit einem Bestande begnügen, fanden auf diese Art an allen Seiten Widerstand. Der Zwist lief so hoch, daß eine gefährliche Trennung befürchtet wurde: allein Oldenbarnefeld und Jeannin wusten Alles noch zu stillen, den tobenden Zorn des Prinzen Moritz, und Seelands Mißvergnügen nicht ausgenommen. Letztere Provinz wollte wider alle übrigen sechse, nachdem die meisten Holländischen Städte zu einer neuen Unterhandlung ihre Stimmen gegeben hatten, sich darin nicht einlassen, und drohete selbst die Union zu verlassen, wenn die Sache dennoch durchgesetzet würde; weil nach der Union ein solcher Beschluß die einstimmige Einwilligung aller Provinzen erforderte.

Man könnte, deucht mir, die eben gedachten zwo Staatsminister mit Grund bey Nestor und Ulysses vergleichen. Ihre im Allgemeinen wohl unterschiedene, aber in diesem besondern Punkte ganz übereinstimmende Einsichten verstatteten ihnen, ihre Maaßregeln in einer vorherigen Ueberlegung zu vereinigen. Die vorgesetzten Entwürfe wurden Jeannin mehren Theils zur Ausführung anempfohlen, weil er als ein Aus-

länder unpartheyisch scheinen mochte, und sich am Hasse der Widersager nicht kränkte. Er entledigte sich seines Auftrages meisterhaft. Man lese bey diesem Vorfalle seine Handlungen und Vorstellungen bey den Geschichtschreibern, nicht nur des Interessanten der Geschichte wegen, sondern auch, um ein hohes Beyspiel der Würkung jener bewundernswürdigen Kunst zu finden, welche die Ueberzeugung zum Augenmerke hat; und das nicht durch eine heftige Erregung der Leidenschaften, sondern durch eine stillwürkende, sanfte Versuchung, welcher Niemand widerstehen kann. Ueberall zeiget sich der sittsame Schmeichler, der ernsthafte Warner, der freundliche Tadler, wie Ulysses beym Homer geschildert ist. Seine Wohlredenheit verbirgt unter einer äusserlichen Gelassenheit den größten Nachdruck, dem sie Alles unterwirft, und wodurch man überwunden ist, so bald man ihr Gehör gegeben hat. Woher dieses? Sie schrecket keinen mit einem Schwarm von Worten ab; die Bündigkeit ist ihre ganze Zierde; sie stützt sich auf der ächten Kenntniß ihres Gegenstandes, der Gefühle, welche sie einflößen, und der Gemüther, worauf sie würken muß. Sie ist bald gedrängt, ohne es seyn zu wollen, bald ausführlich, ohne zu ermüden; aber nie auf den günstigen Augenblick unachtsam, worinn die erweichten Gemüther als Wachs gelenket werden müssen. Jeannin wuste sich in einer durch fei-

nes Betragen erhaltenen Gunst zu erhalten, wenn er sich zugleich durch Drohungen Gewicht gab; eine gefährliche Unternehmung für Jeden, der nicht, wie er, zur Vollkommenheit der Fähigkeiten gelangt ist. Wie das Werk, ungeachtet es einen guten Ausgang versprochen hatte, dennoch träge von statten ging, that er auf seines Königs Namen eine nachdrückliche Erklärung, daß die vereinigten Staaten, wenn sie verweigerten, nach den Vorschlägen eines Bestandes zu horchen, keinen weitern Beystand aus Frankreich würden erwarten können; weil der König denken würde, daß der blos durch ihre Schuld verlängerte Krieg auch durch sie allein bekröstiget werden müßte. Alsbald erklärten die Englischen Gesandten nach seinem Beyspiele ein Gleiches von Großbrittanien, und damit war die Sache bedungen. Ihnen wurde geglaubet; und Einjeder stellte sich die Republik aller Hülfe entblösset, zur äussersten Verzweiflung gebracht, und zur Beute der Rachsucht des Feindes überlassen vor. Man rief so innigst um Bestand, als man noch eben vorher dawider gewühlet hatte; und man schätzte sich glücklich, solches durch die Vermittelung Jeannin's, wenn es noch nicht zu spät seyn möchte, als eine Gunst von seiner Hand zu erwerben.

Itzt war gewiß Vorsicht dabey nöthig, den Feind auf gehörige Art zu ersuchen. Die Spa-

nischen

nischen Bevollmächtigten hatten endlich, nachdem sie noch einige Zeit nach der Abbrechung der Friedenshandlung in der Hoffnung, einen Bestand auswirken zu können, im Haag verweilet hatten, Holland erzürnt verlassen, wie ihnen zu deutlich gezeiget worden war, daß ihr Aufenthalt unangenehm wurde. Die Ehre der Erzherzoge litt nicht, daß sie ihre Staatsdiener aufs Neue einer solchen Behandlung aussetzten: und wenn die Staaten nach der Verwerfung des Friedens itzt ihr Verlangen nach den Bestand zu deutlich merken ließen, so würde solches eine Feigheit seyn, welche der Feind bespotten, und wodurch er veranlaßt werden mußte, unversetzlich auf seine Forderungen zu bestehen. Man hörte bereits, daß der König von Spanien in Rücksicht der Anerkennung der Unabhängigkeit der Niederlande nicht mehr gleiche Gesinnungen, sondern itzt die Meinung hegte, daß dieser Punkt nicht mehr nöthig seyn würde, die Niederländer zur Abschließung eines Bestandes zu vermögen. Und wenn dieses vielleicht Spanischer Seite nur eine listige Ausfindung war, um die eigentliche Bewandtniß der Sachen kennen zu lernen, so zeigte sich doch auch hieraus, wie sehr die Spanier auf Alles bedacht waren, und wie sehr man sich hüten mußte, in ihren Augen den mindesten Schein einer Erschlaffung zu zeigen. Dieses wahre oder falsche Gerücht vermochte so viel, daß viele die Verweigerung des Königs in Rück-

sicht dieses allerwichtigsten Artikels nicht mehr als eine Verhinderung des Bestandes bemerken wollten. So veränderlich sind die Gesinnungen der Menschen: aber Oldenbarnefeld selbst war der Erste, welcher dieser Verführung Einhalt machte. Er brachte es bey den allgemeinen Staaten dahin, daß sie vermittelst eines neuen Beschlusses die unveränderlichen Bedingungen festsetzten, ohne welche kein Bestand geschlossen werden sollte; und unter diesen war die Freyheit, nicht als ein gleichgültiger Punkt, sondern vielmehr als der Grund alles des Uebrigen ausdrücklich bemerkt worden.

Jeannin, der von Allem so wohl unterrichtet war, hielt indessen einen Briefwechsel mit Spanien. An dieser Seite stützte man sich am meisten auf die Fähigkeit des Johann Richardot, eines Mannes, der in vielen andern Rücksichten mit Jeannin nicht auf einem Tage genannt werden darf, an Schlauigkeit aber ihm nächstens beykam. Richardot hatte bey seinem Abzuge in Gesellschaft der übrigen Spanischen Bevollmächtigten aus dem Haag, eine seltsame List gebraucht, um die Staaten weiter zu locken. Er hatte die heimliche Instruktion der Erzherzoge, welche ihm und den übrigen Spanischen Bevollmächtigten zur Richtschnur gedient hatte, und ihren äussersten Auftrag zu enthalten schien, oder wenigstens eine gewisse Schrift, welche dafür ausgegeben

gegeben wurde, gleichsam aus Vergessenheit unter seinen übrigen Schriften zurück gelassen. In derselben waren, wenigstens wie man dacht, die ächten Gesinnungen der Erzherzoge unverholen enthalten; zumalen da selbige sehr geschickt waren, die Staaten anzulocken. Der geliebte Punkt der Freyheit Niederlands wurde darinn viel günstiger erwähnet, als man dacht. Im fernern Zusammenhange verriethen die Erzherzoge zwar einige Hoffnung, ihre Niederlande einstens wieder mit der Republik vereinigt zu sehen, doch auf keine andere Art, als vermöge eines wechselseitigen Vertheidigungsbündnisses, um die sämmtlichen Nieverlande dadurch bey andern Mächten gefürchtet zu machen. Allein die freye Ausübung des Römischen Gottesdienstes in den vereinigten Landschaften war der Punkt, in dessen Betracht die Bevollmächtigten nichts nachgeben sollten. Und gewiß, wenn man mal voraus setzt, daß diese ganze Schrift mit Vorwissen der Erzherzoge aus Politik erdichtet war, so begreift man doch ziemlich klar, daß sie, um ächt zu scheinen, nicht günstiger eingerichtet seyn mußte. Sie wurde in Holland bald allgemein bekannt, und jeder urtheilte darüber nach den ihm eigenen Begriffen. Es behagte besonders, daß die Erzherzoge erklärten, keine Schwierigkeiten zu machen, die Freyheit anzuerkennen, und diese Anerkennung mit einer aufrichtigen Meinung erklären zu wollen. Den guten Ein-

druck, welchen dieses gemacht hatte, vertilgten wieder die Bestimmungen, welche in Rücksicht der Religion gemacht worden waren, wodurch die Würkung dieser List im Ganzen sehr schwach war. Denn beyde Partheyen nahmen ihre Beweggründe daher, aus denen sie sich für oder wider den Bestand nach ihren besondern Einsichten erklärten. Da aber die Sachen auf eine andere Art doch immerhin weit genug gekommen waren, so wuste Jeannin aus diesem Kunstgriffe Richardots gleich seine heimlichen Absichten und die Art abzunehmen, wie man mit ihm handeln mußte; wobey er keineswegs zweifelte, daß ein solcher Mann auf seine schwachen Herrn nicht den nämlichen Einfluß haben sollte, als er selbst bey dergleichen Vorfällen auf den größten der Könige hatte. So bekam die im Großen angefangene Korrespondenz bald die Gestalt eines besondern Verständnisses zwischen diesen beyden Personen; und sie brachten es mit Hervor- und Zurücktreten Schritt vor Schritt bald so weit, daß ein Kongreß zu Antwerpen zwischen den Spanischen Bevollmächtigten zur einen, und den Französischen nebst den Englischen Gesandten zur andern Seite, anberaumet wurde. Daselbst sollten die wesentlichsten Schwierigkeiten, wo möglich, von beyden Seiten aus dem Wege geräumet werden, wenn indessen die vereinigten Staaten, welche nach Bergen op Zoom gezogen waren, auf eine sie befriedigende Nachricht

endlich

endlich auch ihre Bevollmächtigten zur Vollendung dieses großen Werkes nach Antwerpen schicken sollten. Dieses Alles gelang nach Wunsch; und so wurde im Frühlinge des Jahrs 1609 mit den Erzherzogen ein zwölfjähriger Bestand geschlossen, welchen der König von Spanien drey Monate später bestätigte. Die Könige von Frankreich und Großbrittanien stellten sich, den schon gedachten beym Angehen der Friedenshandlungen mit der Republik geschlossenen Verträgen gemäß, als hohe Bürgen für die Unterhaltung des Bestandes dar.

Wenn nun gleich die Vertragpunkte dieses Bestandes nicht in Allem dem Verlangen der Staaten entsprachen, so waren es doch die Spanier, welche bey weitem die meiste Nachgiebigkeit gezeigt hatten. Ich werde nur die vorzüglichsten derselben berühren, weil diese nur zu meinem Endzwecke gehören. Der erste Punkt betraf, wie sich denken läßt, die Unabhängigkeit des neuen Freystaates. Diese erkannten die Erzherzoge, im Namen des Königs; aber ihre Erklärungen waren nicht frey von Zweydeutigkeit. Sie drückten sich nämlich aus: Sie schlössen diesen Bestand "mit den Staaten der "vereinigten Niederlande, welche sie als freye "Provinzen und Landschaften behandelten, an "welchen sie nichts forderten." Man hatte gewünscht, daß sie in einer bündigern Erklärung

der

der Freyheit und Unabhängigkeit, und für sich selbst bestehenden Souverainität unserer Republik, auch hätten einfließen lassen, daß solches auf immer so seyn sollte, und daß sie keine dem widrige Ansprüche hätten. Schon vorher bey den Friedenshandlungen war bereits lange und fruchtlos über diese Ausdrücke gezankt worden. Gleichwohl konnte eine solche Erklärung, als die Erzherzoge gegenwärtig von sich gaben, und sie damals schon angeboten hatten, hinlänglich gewesen seyn, bey Abschließung eines Friedens, der ja schon blos seiner eigenen Natur nach, wenn nur keine neue Weiterungen dazwischen kämen, nicht anders als stets dauernd angenommen werden konnte. Mit einem Bestande hingegen verhielt es sich ganz anders. Wahrscheinlich wollten daher auch die Spanier, die sich einmal vorgesetzt hatten, sich nicht deutlicher zu erklären, lieber einen Bestand, als einen Frieden schliessen. Dieses begriffen die Staaten auch deutlich genug, und es half daher sehr wenig, daß Jeannin ihnen die Worte auf immer als überflüßig vorstellen wollte, als wenn die Erklärung des Feindes seiner Meinung nach die Freyheit ohne diesen Zusatz hinlänglich versicherte. Man zweifelte dabey mit Grund an seiner Redlichkeit: denn um die Spanier zum Bestande zu überreden, hatte er ihnen angedeutet, daß ihre alten Rechte auf diese Lande ungekränket bleiben würden, wenn sie ihre Erklä-

rung nur nicht ausdrücklich auf immer erstreckten. Doch war es eine andere Absicht, aus welcher sich die Staaten mit diesen Ausdrücken begnügten. Einmal war diese Differenz über die Hinlänglichkeit dieser Erklärung immerhin nur ein Wortstreit; andere Mächte würden nämlich zureichend daraus abnehmen können, daß sie einen für sich selbst bestehenden Staat, und nicht einen, wenn gleich sehr privilegirten und in dieser Bedeutung freyen Bundesgenossen einer andern Macht zu bemerken hätten. Hernach hatte man einstweilen hinlängliche Ursache, mit den meisten Königen und Fürsten zufrieden zu seyn, besonders mit Frankreich und Großbrittanien, welche nach so vieler Mühe, als sie angewendet hatten, diese Erklärung durch ihre Anpreisung geltend zu machen, nicht leicht eingestehen würden, daß sie nicht genug enthielte: welches auch, wenn sie gleich zum Nachtheile der Republik etwas beschlossen hätten, nie mit ihrem Interesse, welches vorzüglich in Spaniens Verkleinerung bestand, übereinstimmen konnte. Noch sah man, daß die Spanier sich im Ganzen viel weniger über den wesentlichen Verlust, welchen sie bey diesem Vertrage leiden würden, als über das unverholene Geständniß desselben bekümmerten. Dem zu Folge wurde es für gut gehalten, ihren Hochmuth durch eine Nachgiebigkeit zu befriedigen, welche dem Wesen der Sache wenig schaden würde: und die Folgen billigten dieses Urtheil völlig.

Wie sehr es den Spaniern mehr um den Namen als um die That zu thun war, dieses offenbarte sich noch weit deutlicher aus ihrer Aengstlichkeit, mit welcher sie die freye Fahrt auf die Indien verstatteten. Sie waren versichert, daß die Staaten ohne diesen Punkt sich zu keinem Vertrage verstehen würden. Ohne Zweifel hatten sie auch schon, wie die Unterhandlung aufs neue eintrat, bey sich beschlossen, ihre Einwilligung dazu zu geben, wenn sie gleich nur nach langem Zwiste sich zu einer unverholnen Erklärung davon verstehen wollten. Dieses geschah, um diese Gunst auf den höchsten Preis zu setzen. Wie aber endlich ihre Einstimmung gewonnen worden war, da kam es auf die Worte an, in denen selbige eingekleidet werden sollte. Sie erschracken vor der öffentlichen Erklärung eines solchen Abstandes, als wenn derselbe eine unauslöschliche Schande auf die Spanische Monarchie werfen würde. Die Bemerkung behaget, wie sie sich in dieser Verlegenheit plagten, eine verwirrende Redensart ausfinden zu können, welche unter der Larve unendlicher Einschränkungen eine uneingeschränkte Freyheit enthielte. Ich kann hiebey nicht ermangeln, dieses Muster des Tiefsinnes, wie solches Herr Wagenaar wörtlich unter den Punkten des Bestandes anführet, hieher zu setzen. "Die beyderseitigen Unter-
"thanen und Einwohner sollten während des
"Bestandes wechselseitig Freundschaft halten

"und

"und Handel treiben; welchen der König "von Spanien dennoch einschränkte auf seine "Reiche und Lande in Europa, und auf alle "Andere, wo des Königs Freunde und "Bundesgenossen vermöge wechselseitiger Ein- "willigung Handel trieben; aber ausser den "erwähnten Gränzen sollten die Staaten ohne "des Königes ausdrückliche Erlaubniß nicht "handeln mögen, ausser in den Ländern sol- "cher Mächte, die es ihnen zulassen würden; "und welche deswegen, so wenig als sie, vom "Könige beunruhiget werden würden." Welch ein Anlauf, um bis über den Kopf ins Wasser zu springen! Warum bedungen unsere Staaten sich auch des Königs freye Geleite nicht im Falle aus, daß er ihnen mal die ausdrückliche Erlaubniß verleihen möchte, um zu handeln in den Ländern solcher Mächte, die es ihnen nicht sollten eingestehen wollen?

Aber seine so tief in diesen Spitzfindigkeiten verlohrne katholische Majestät vergaß indessen sehr unglücklich das Wohl der katholischen Religion. Dieser Punkt ist um deswillen der merkwürdigste von allen, weil seiner im Vertrage im mindesten nicht gedacht wird. Wer sollte dies es erwartet haben, da in der eben gedachten Instruktion Richardots noch so unlängst enthalten gewesen war, die freye Ausübung des Römischen Gottesdienstes in den vereinigten Nie-

der-

derlanden ja durchzusetzen? Es ist zwar nichts Seltenes, daß Jemand, der zu begierig nach die Blätter greift, sich die schönsten Früchte entwischen läßt. Daß aber ein mächtiger Monarch aus einer zu ängstlichen Sorgfalt für seine Ehre in eine solche Schwermuth fallen konnte, die ihm den wesentlichsten Gegenstand seiner und seines Vaters Ehre unberührt vorbey gehen ließ, dieses, ich sage es noch einmal, konnte Niemand erwartet haben. Um ernsthaft zu reden: die Mäßigung der Spanier in Rücksicht dieses beliebten Punktes beweiset aufs unwidersprechlichste ihren Ueberdruß am Kriege. Und wenn ich dieses tiefer durchdenke, so stelle ich mir zuweilen vor, daß zur Erhaltung eines völligen auf denselbigen oder noch günstigern Vereinbahrungen gegründeten Friedens, nur eine grössere Schmeicheley der Schwäche ihres Stolzes nöthig gewesen seyn würde. Ein solches Geschenk hätte Jeannin von Antwerpen aus vom Könige fein erflehen und es Oldenbarnefelden mit Grimlachen überliefern müssen. Dieses würde Beyder würdig gewesen seyn. Versäumten sie sich dahin zu bemühen etwa aus Mißtrauen gegen die Einigkeit der Niederländer? Oder ist es so sehr ausgemacht, daß große Männer das Interesse, welches Kleinigkeiten haben können, nie genug zu schätzen wissen?

Wie es sey; Einjeder war dennoch mit diesem Bestande zufrieden, und man glaubte im Allgemeinen Ursachen zu haben, um sich sowohl zu verwundern, als zu erfreuen, daß man von Spanien so große Vortheile erhalten hatte. Die unabhängige Freyheit stützte sich itzt auf einem sichern Grunde; der mehr als jemals zuvor ausgebreitete Kaufhandel war in seinem Flore befestiget worden, und die herannahende Ruhe ließ noch höhere Vortheile erwarten, wenn indessen die Zuneigung großer Könige das gemeine Wesen einer lieblichen Morgendämmerung gleich erhellete. Doch zeigte sich sicher die höchste Gunst der göttlichen Vorsehung in der Versicherung des geläuterten Gottesdienstes. Was den Römischen betrift, so hielt er auf, so gehäßig zu seyn, so bald man von selbigem nichts mehr zu fürchten hatte. Wie die Staaten verweigert hatten, sich durch die Verstattung der freyen Ausübung desselben dem Spanier zu verpflichten, hatten sie allein ihre Freyheit und Wohlfahrt vor Augen gehabt; itzt begriffen sie, daß es Zeit wäre, der ganzen Welt zu beweisen, wie sehr ihre Gefühle alle Verfolgung um der Religion willen verabscheueten. Sie nahmen die Römischgesinnten ohne Anstand in ihren Schutz, und forderten nur von ihnen, daß sie sich, wie es guten Bürgern geziemet, um den Staat verdient machten. Diese Religionsparthey konnte seit dem in unserm gemeinen Wesen

ihren Gottesdienst ungestört ausüben, nur waren jene offenbaren Feyerlichkeiten davon ausgenommen, welche nicht ohne Aergerniß der Unrömischen, und also nicht ohne Gefahr vor Aufruhr statt haben konnten. Der Pöbel, welcher unvermerkt dem Beyspiele der Großen folgt, hat so endlich den gegenseitigen Haß abgelegt; und viele Prediger haben dem Dinge, wenn nicht mit Vergnügen, wenigstens mit Stillschweigen zugeschauet. Zu bedauern ist es, daß dieses Lob den letztern nicht ohne Ausnahme beygelegt werden kann. Noch mehr verdient es beklaget zu werden, daß viele unter ihnen, wie sie die gewöhnlichen Gegenstände ihres Eifers in Sicherheit sahen, nicht lange nachher unter ihrer eigenen Brüderschaft andere Spielzeuge ihres Geifers suchten; woraus eine jämmerliche Trennung entstand, welche mehr als einmal die Republik in eine schreckliche Verwirrung brachte. Dieser Unheilen wird am besten nicht mehr erwähnet, weil es im glücklichen Jahrhundert, welches wir beleben, nützlicher ist, derselben nicht weiter zu gedenken; weil auch der Grund, aus dem sie herflossen, in der That mehr Verachtung als Haß zu verdienen scheint. Nur muß ich hier in Rücksicht des erwähnten Betragens der Staaten in Betreff des Römischen Gottesdienstes noch dieses bemerken, daß sie in diesem Falle wahrlich ein seltenes Beyspiel der Billigkeit gaben. Lehren uns nicht die Geschich-

ten, daß fast alle Verträge als mangelhaft angesehen werden? Wie sehr muß es dann nicht Verwunderung erregen, daß eine Macht nach der Abschließung eines feyerlichen Vertrages dasjenige freywillig thut, wozu sie sich in demselbigen nicht verpflichten wollte? Ich weiß mir in unserer ganzen vaterländischen Geschichte nichts vorzustellen, wodurch unsere Niederländer dem Angedenken ihres Schutzhelden, jenes toleranten Prinzen Wilhelms, so viele Ehre gemacht haben; und ich zweifle, ob man aus irgend einer andern Erscheinung einen sicherern Beweis hernehmen könnte, daß die vereinigten Staaten schon damals den wahren Vortheil eines glücklichen gemeinen Wesens aus richtigen Gründen der Vernunft und Gerechtigkeit herzuleiten wusten.

Wenn nun gleich unsere Republik nicht vorm Schlusse des Münsterischen Friedens im Jahre 1648 die Spanier zu einer vollkommenen Anerkennung ihrer unabhängigen Souverainität und Freyheit bewegen konnte: so behauptete sie dennoch in dieser ganzen Zwischenzeit ihre Independenz eben ungehindert. Sie wurde von ansehnlichen Mächten mit Gesandschaften verehret, und zu mit ihnen zu errichtenden Bündnissen eingeladen. Ihr mit Frankreich geschlossenes Bündniß half ihr, den Spanischen nach dem Bestande durch den Prinzen Moritz wieder übernommenen

Krieg unter Friedrich Henrich glücklich vollführen; indessen hatte sie Frankreichs Einwilligung keineswegs nöthig, um mit Spanien, wie es Zeit dazu war, einen förmlichen Frieden zu schließen. Eben so fand sie sich in Stand, in ihrer innerlichen Haushaltung Anstalten zu treffen, welche sie für die heilsamsten urtheilte, ohne, wie vorher, sich von auswärtigen Gesandten darinn Gesetze vorschreiben zu lassen. Ich sehe daher keine Ursache, warum wir uns weiter bey einer historischen Untersuchung des Ursprunges der Niederländischen Republik aufhalten sollten. Vielleicht habe ich bereits schon diese Materie, nach dem Urtheile Vieler, zu weitläuftig ausgeführet. Doch wird solches Urtheil vorzüglich davon abhangen, wie meine Betrachtungen aufgenommen wurden; wobey natürlich Jeder seinen eigenen Geschmack hat. Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Grund meiner bisherigen Weitläuftigkeit in der Natur meines Gegenstandes liegt. Ich habe meines Ermessens bey der Erklärung der Entstehung unserer Republik deutlich genug zu erkennen gegeben, daß blos ein richtiger Begriff von derselben in uns ächte Gefühle über die Wohlfahrt, die Erhaltung der Freyheit und des Flores unsers lieben Vaterlandes erzeugen kann. Die meisten Bemerkungen, welche dem Leser von Zeit zu Zeit vorgelegt wurden, hatten die Absicht, solches zu bewähren. Dabey war ich

ge=

genöthiget, mich so auszudrücken, daß auch Unkundige meinen Vortrag verstehen könnten. Itzt setze ich mal voraus, daß kundige Leser die von mir angeführten Thatsachen in die folgenden Zeiten versetzen wollen, um meine allgemeinen Grundsätze darauf anzuwenden, so werden sie, glaube ich, mit geringer Mühe, wenn nicht mit Behagen, zu jenem Gesichtspunkte kommen, worinn sie die vorzüglichsten Beziehungen unsers Gegenstandes in Vereinigung erblicken werden. Meinem Urtheile nach muß dieses viel mehr befriedigen, als eine ermüdende Weitläuftigkeit in Erzählung aller Begebenheiten, welche dennoch beynahe unmöglich seyn würde. Dessen ungeachtet halte ich es für meine Pflicht, einige Hauptvorfälle kürzlich nach meiner Art anzuführen: nicht, um meinen Lesern, welche denklich meistens fähiger seyn werden, als ich, ein Muster zu geben, wie man die Reihe der Begebenheiten ordnen müsse, sondern um die Gründlichkeit meiner Bemerkungen zu bewähren, und die Leser für die Mühe zu entschädigen, welche n ein Aufsatz ihnen bisher verursacht hat.

Ich will hier erst im Allgemeinen den Gebrauch anzeigen, welcher vom vorherigen Grundrisse unserer Geschichte gemacht werden kann. Ohne Zweifel hat man bereits bemerkt, daß dieser Grundriß zwey Haupttheile hat. Die Geschichte der besondern Provinzen muß keineswegs mit

jener der Republik, nach der Vereinigung derselben, vermischet werden. Aus der letztern schöpft man bald ächte Grundsätze, welche durch die folgende Zeit auffallend bewähret werden: was aber die erstere betrift, so wird man mich nicht betadeln, daß ich zu willkührliche Vermuthungen wage, wenn ich, obgleich nicht durchgängig, nach jenem veränderlichen Gewühle ungesitteter Zeiten, nach jener Ungleichheit in der Regierungsform, an Gesetzen und Sitten, die schön eingerichtete Regierung einer wohl geordneten und ansehnlichen Republik beurtheile. Denn ich gestehe gern, daß der Unterschied zwischen beyden sehr wesentlich ist, und daß man dieses einsehen muß, um keine unrichtigen Anwendungen zu machen. Ich glaube aber auch von der andern Seite, daß eine nicht minder wesentliche Uebereinstimmung ebenfalls dabey statt findet, ohne welche viele itzt beynahe unbezweifelte Grundwahrheiten mit wenigerer Zuverläßigkeit festgesetzet werden könnten. Und wenn ich nicht irre, so werden meine vorigen Anmerkungen über die Staatsverfassung unter der gräflichen Regierung von Holland und Seeland, über die Schicksale der Freyheit und des Kommerzes, über das Gelegene unsers Clima's, und über die natürlichen Eigenschaften des Volkes, bereits viele Leser von jener Uebereinstimmung der alten und neuen Zeit, und zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt haben, daß

selbe nicht auſſer Acht gelaſſen werden muß. Ich will meine Meinung über dieſen Punkt näher erklären.

Holland war lange vor der Vereinigung sowohl als nach derſelben bey weitem die mächtigſte der ſieben Provinzen. Daher rühret es, daß unſere alte vaterländiſche Geſchichte beynahe die uralte Geſchichte von Holland genannt werden könnte; weil das Schickſal der übrigen Provinzen den Hiſtoriker nicht weiter beſchäftiget, als das Intereſſe derſelben entweder mit jenem der Provinz Holland übereinſtimmt, oder ſchnur gerade dawider ſtreitet. Die Reihe der Holländiſchen Grafen liefert die Abtheilungen der merkwürdigſten Begebenheiten, welche die ganze Geſchichte hinlänglich erſchöpfen, ſo daß die Biſchöfe von Uetrecht, die Edlen Herrn oder Dynaſten von Friesland, und ſelbſt die Herzoge von Geldern nur von der Seite dabey in Betrachtung kommen. Und da Holland bey ſeinem ſteten Anwachſe an Vermögen auf alle Vorfälle den meiſten Einfluß hatte, ſo folgte daraus, daß die neue Republik in Vielem die Form der alten Holländiſchen Regierung erhielt. Die ſeltſame Vereinigung von ſieben Staaten, welche zuſammen eine einzige Macht ſolchergeſtalt ausmachen, daß jeder derſelben ihre unabhängige Freyheit beybehalten hat, iſt davon das deutlichſte Beyſpiel. Denn eben ſo waren ehe-

mals die Holländischen Städte, wenn sie gleich zu Mitgliedern der nämlichen Provinz vereinigt gewesen waren, dennoch jede für sich frey und unabhängig geblieben. Der vornehmste Unterschied besteht hierinn, daß Holland vormals einem Oberhaupte nach Erbrecht unterworfen war; welches in Rücksicht der Republik nicht ehender als in unsern Tagen eintrat, wenigstens nicht in vollem Verstande; weil selbst das Erbrecht Wilhelms des III. keine weitere Beziehung als nur auf seine männlichen Nachkommen hatte. Zwar hatte die Republik zuweilen Statthalter, welche etwas geringere Macht besaßen, als einige Holländische Grafen: aber auch dieses war kein bleibender Erfolg ihrer Regierungsform, weil sie zuweilen zwey oder drey Statthalter zugleich hatte, die über besondere Provinzen gestellt waren, wenn sie zu andern Zeiten, in Ansehung der vornehmsten Provinzen sich völlig ohne Statthalter befand. Beym gegenwärtigen Zustande der Sachen ist dieser Unterschied merklich vermindert, weil dermalen nicht mehr als ein Statthalter seyn kann, dessen Macht, auf einigen Ausnahmen nach, sich über alle Provinzen in gleichem Maaße erstrecket, und dessen Rechte erblich sind. Und wenn gleich die Statthalterschaft noch heut zu Tage eine ganz andere Würde ist, als die ehemalige gräfliche Macht, so hat sich doch der Statthalter, da er zugleich Capitain und Admi-

ral General ist, dadurch dieser Stufe genähert. Doch muß dabey die Bemerkung gemacht werden, daß die ursprüngliche Macht der Grafen aus Holländischem Hause ebenfalls viel gelinder war, als die gräfliche Obermacht, welche sich die Herzoge von Baiern und Burgund anmaßten. Das große Privilegium der Maria von Burgund, welches keine neue Einsetzung, sondern eine neue Anordnung war, um die Sachen auf den alten Fuß wieder herzustellen, hat uns hievon hinlänglich überzeugt.

Es wird daher nicht fruchtlos seyn, daß wir so lange bey der alten Geschichte des Vaterlandes verweilten; sie hat uns zum voraus die Republik im Kleinen dargestellet, und nichts kann uns besser in Stand setzen, dieselbe in ihrer völligen Größe zu beschauen: wenn dieses nur mit den nöthigen Aussonderungen geschieht, welche meines Urtheiles in der allgemeinen so eben vorgestellten Betrachtung mehrentheils enthalten sind. Einjeder kann itzt, hoffe ich, nach seinen besondern Begriffen und Kenntnissen gemächlich seine Anwendungen machen; oder die meinigen, in so weit sie nach diesem folgen werden, wenn er damit zufrieden ist, auf die Probe setzen. Nur muß ich zum voraus hiebey bemerken, daß eine solche Vergleichung, welche die neuern Begebenheiten aus dem Gedächtnisse der alten Zeiten erkläret, keine geringe Vorzüge hat,

uns Wahrheit lehren zu können. Warum dieses? Sie vermannigfaltet die Auswahl der Vorbilde, welche uns unterrichten können, bis zur Verwunderung. Das menschliche Urtheilungsvermögen ist zu schwach, aus einem kurzen Zeitraume allgemeine Erfahrungen herleiten zu können. Die Geschichte unserer Republik enthält aufs höchste kaum zwey Jahrhunderte; die alte damit verbundene Historie gibt ihr eine wenigstens viermal so große Ausdehnung, und öffnet daher einem Jeden, der Muth und Fähigkeit besitzet, selbst denken zu können, ein beynahe unermeßliches Feld.

Die alte Geschichte von Holland lieferte uns viele ungleiche Beyspiele vom Nützlichen und Nachtheiligen einer vermischten Regierungsform. Wir sahen unter der Leitung derselben die Wohlfahrt des Landes stets zunehmen, sogar in den traurigsten Zeitumständen wüthender Bürgerkriege. Es war nicht unvernünftig, daraus zu schließen, daß eine solche Regierungsform der Verfassung dieser kleinen Republik sehr gut entsprechen mußte. Frägt Jemand weiter, ob sie also nicht die beste war, wiewohl sie ihre Mängel hatte, so läßt sich aus Erfahrung unmöglich darauf antworten, weil diese Zeiten uns kein Beyspiel von einer andern Regierungsform gewähren. Sehr gewiß ist es, daß diese vermischte Regierungsform ihrer Natur nach gros-

sen Gefahren unterworfen war, und den Absichten ihrer Einsetzung gemäß beschwerlich in ihrer Vollkommenheit erhalten werden konnte. Wenn man auf einen Augenblick annehmen will, daß sie in der That die beste war: so kann keine nützlichere Lehre für die Nachkömmlinge seyn, als daß ihnen diese Gefahren bekannt gemacht werden. Man sage nicht mit Fontenelle, "daß "die Irrthümer der Vorfahren für die Nachfol"ger verlohren seyen." Oder wenn solches gewöhnlich nur gar zu wahr ist, so laßt uns dennoch von unsern gesetzten und gründlich denkenden Niederländern das Gegentheil erwarten. Einjeder, der itzt lebt, oder nach uns leben wird, kann durch die Betrachtung der gedachten Unfälle sich zum allgemeinen Besten in der Beobachtung seiner Pflichten verstärken, welche er in seiner bürgerlichen Klasse, oder in seinem Regierungsrange zu erfüllen hat. Die Fürsten, der Adel, das Volk, jeder hatte seine Fehler; und das Aergste war, daß aus einem Fehler gewöhnlich viele andere entstanden, welches wahrscheinlich aus Blindheit und Mißverstand meistens verursacht wurde. Holland war, wie wir bereits gesehen haben, schon unter Florenz dem V. glücklich. Dieser Herr war recht dafür, es noch glücklicher zu machen, wenn er nur eine Kenntniß der dazu nöthigen Hülfsmittel gehabt hätte. Da er kein Beyspiel vor sich hatte, nach welchem er sein Betragen einrichten

konnte,

konnte, und sein Geist, wie der der meisten Sterblichen, nicht groß genug war, sich selbst ein Muster seyn zu können, so wurde er mit aller seiner glänzenden Würde ein Gegenstand der Verachtung. Seine Schwäche, welche ihn zum Falle brachte, verführte den Adel zu einer groben Mißthat. Das Volk wurde zur Bestrafung dieser Mißthat noch ärgerlicher verführet; und die Folge so vieler Verirrungen war, daß man sich bald das Hennegauische Joch aufladete. So lange die Menschheit noch nicht ganz verdorben ist, wird sie aus solchen Beyspielen Weisheit erlernen können. Es ist wahr, daß sie in der allgemeinen Weltgeschichte nicht selten sind, aber sie treffen das Herz doch am meisten, wenn sie auf vaterländischen Boden gefunden werden.

Die Regierung einer ausländischen Familie war gleich unangenehm und hart. Wohl bald wurde sie, da sie die einzige Quelle so vieler heillosen Folgen war, welche natürlich entstehen mußten, aber in einem aufgeklärtern Zeitalter hätten vorhergesehen und verhütet werden können, aufs äusserste gehasset. Ohne die verderbliche Zwietracht der Hoekschen und Kabeljauschen würde unter Jacoba Alles noch glücklich abgelaufen seyn. Hätte man einstimmig eine weise Wahl getroffen, und diese Gräfinn wider den Eigennutz ihrer Verwandten unterstützet,

tzet, so würde ihre Regierung allem Anscheine nach eine neue Epoche der wiederhergestellten Ruhe und Sicherheit dem Vaterlande eröffnet haben. Aber nein: man verließ sie, um sich blindlings der Herrschsucht eines mächtigern Hauses aufzuopfern. Denn bald schien die unter dreyen Staatskörpern gewisser maaßen zertheilte hohe Regierung einer absoluten Selbstherrschaft zu Theile werden zu wollen. Die Dienstbarkeit, welche unter Herrn, wie Philipp und Karl, nicht mehr hart fiel, sollte so den Augenblick in Sklaverey entarten. Das Gegentheil davon geschah dennoch. Es bewährte sich gleich nach dem Tode des Herzoges Karl, daß Sklaverey, einem ausländischen Gewächse gleich, auf Holländischem Boden wohl mal wachsen, aber keine Wurzeln schießen konnte: doch nachher ergab es sich noch wohl ganz anders. Es wurde daher unter Maria unternommen, was schon zu lange und zu schändlich versäumet worden war. Ich habe nämlich schon bemerket, daß es zu spät damit war. Die vorhergehenden Unglücksfälle hatten das Volk zwar wohl weiser gemacht, aber auch seine innere Verfassung so vergiftet, daß für dieses Uebel keine leichten Heilungsmittel waren. So ausgemacht ist es, daß die Beurtheilung äusserst wichtiger Sachen ein schärferes Gesicht erfordern, als die Erfahrung eines einzigen Lebensalters gewähren kann; und daß eigene Trübsale zwar wohl den

tiefsten

tiefsten Eindruck machen, daß aber das wechselvolle Schicksal vorheriger Geschlechter der vorzüglichste Gegenstand der Betrachtung ist.

Unsere Republik hat in ihrem vollen Flor seit anderthalb Jahrhunderten, unter großer Verschiedenheit der Regierungsform, die schwersten Stürme überstanden, ohne dergleichen Veränderungen in ihrem wesentlichen Bestande zu erfahren. Die Statthalterliche Macht wurde vor der Erhebung Wilhelms des IV. in den mächtigsten Provinzen von Zeit zu Zeit mit einer völligen Staaten- oder Ständes-Regierung verwechselt, um nachher wieder mit der Souverainitat dieser Staaten zu einer vermischten Regierungsform vereiniget zu werden. Diese vermischte Regierung hatte die nämlichen Rechte zwar wohl nicht, aber meistens doch beynahe den nämlichen Einfluß der alten Grafen aus Holländischem Hause, ohne mit jenen unerträglichen Mißbräuchen verknüpft zu seyn, wodurch unsere ausländischen Grafen so verhaßt worden waren. Sie veranlaßte indessen zuweilen sowohl, als die Staaten-Regierung, und vielleicht noch wohl etwas mehr, schwere Vergehungen, welche auf beyden Seiten nicht im Abstrakten einer solchen Regierungsform, sondern mit mehrerem Grund jener Parthey zugeschrieben werden muß, welche jedesmal die Oberhand hatte, weil

diese

diese nie hinlängliche Ursachen hatte, keine heimlichen Gegner fürchten und denselben mißtrauen zu müssen. Eine solche Lage der Sachen kam zuweilen dem Zwiespalte der Hoekschen und Kabeljauschen in etwa bey, wenn sie gleich gewöhnlich nur ein schwacher Wiederhall davon war. Die größten Fehltritte geschahen, wie die eine Regierungsform mit der andern verwechselt wurde; wovon das Jahr 1672 ein jämmerliches Angedenken zurück gelassen hat.

Die Nachtheile, welche mit beyden Regiegungsformen für sich verknüpft waren, sind in allerley Art Schriften umständlich genug auseinander gesetzet worden. Die gegen über stehenden Vortheile bestanden wahrscheinlich hierinn, daß die eine mehr geschickt war, das Land für verderbliche Kriege zu bewahren, und daß man die andere dazu fähiger fand, es in solchen Unglücksfällen zu vertheidigen. Sowohl die eine als die andere Regierungsform würde allem Anscheine nach beglückend genug gewesen seyn, wenn dieselbe nur ein für allemal unwankelbar hätte befestiget, bestimmet und versichert werden können. Aber die Statthalterliche Macht hatte noch eine andere Stütze an der allgemeinen Liebe des Volkes. Das Volk liebte die Statthalter, als tapfere Helden, als Nachkömmlinge des großen Wilhelms, und als Vaterländische Sprossen, die ihrer Geburt wegen

sowohl

sowohl geneigt als verpflichtet wären, die Ehre des Vaterlandes bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Es war weit entfernt, gleichgültig in Rücksicht seiner Rechte zu seyn; aber es glaubte seine Rechte nie besser versichern zu können, als in solchen Händen. Die gemäßigte Regierung Friedrich Henrichs beweiset, daß ein solches Zutrauen des Volkes nicht stets von den Fürsten mißbrauchet wird; und aus dem Gegenstande, den Wilhelm der II. vor Amsterdam erfahren mußte, ersieht man zugleich, daß es gewisse Schranken gibt, welche der Mißbrauch nicht überschreiten kann. So hatten die Holländer auch meistens ihre alten Grafen geliebet, und oft wider den Adel unterstützet. Die Macht ausländischer Herrn hingegen war ein Joch gewesen, welches oft mit Gehorsam, aber nie mit Zufriedenheit ertragen worden war. Darum zeigt sich unter der Regierung derselben stets ein Gewühl, ein Mißtrauen, eine Aengstlichkeit. Jene unserer Statthalter hingegen war, gleich der der ersten Grafen, in dem Maaße meistens beliebt und ruhig, in welchem ihre Fähigkeit und Aufmerksamkeit diese angebohrne Liebe des Volkes nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wusten.

Nachdem Wilhelm der III., wie er einige Jahre Statthalter gewesen war, seines Schwiegervaters Thron in Großbrittanien bestiegen hatte,

hatte, kostete es ihm Ueberwindung genug, den König zu vergessen, wenn der Statthalter sprechen sollte. Nichts desto weniger blieb er hier bis zu seinem letzten Athemzuge vollkommen Meister von der Zuneigung der Landeseingesessenen; und zwar viel mehr, als in England, woselbst er seine Macht dennoch viel weiter ausdehnte. Hätte er einen Sohn, und also einen Nachfolger nach Erbrecht nachgelassen, so hätte ein solcher in England gebohrner oder wenigstens erzogener junge König nie ein so inniges Verhältniß mit den Niederländern unterhalten können. Seine Regierung, welche natürlich zu sehr nach der Englischen würde geschmecket haben, hätte leicht für das gemeine Wesen nachtheilig und für ihn selbst unglücklich werden können. Wir haben deutlich genug gesehen, daß die Englische Politik nicht fein genug war, unsere Nation gewinnen zu können. Ein zweyter Leicester könnte dennoch in einem solchen Falle vielleicht herüber gekommen seyn, und die Spuren des Ersten betreten haben, um den Freystaat zu einer Englischen Eroberung herab zu würdigen; welches, wenn es auch mißlungen wäre, nicht ohne eine heftige Erschütterung, zum großen Nachtheile der Seefahrt und der blühenden Handlung hätte ablaufen können. Ich gestehe es, daß dieses blos ein Hirngespinnst ist: aber es erneuert viele wesentliche Begriffe über die Gefahr auswärtiger Mächte von Aven-

nes Zeiten an bis auf die Zernichtung der gräflichen Regierung: eine Gefahr, welche in dieser spätern Zeit für so viel grösser gehalten werden muß, als die meisten unserer Nachbarn mächtiger und eifersüchtiger auf unsere Wohlfahrt geworden sind. Nichts kann uns auch meines Urtheiles besser lehren, wie viel Gewicht wir auf die Erhaltung und Fortpflanzung des Durchlauchtigen Hauses setzen müssen, welches unser Staat dermalen zum Chef der Regierungsglieder aus Grundsätzen einer mit Blut erkauften Freyheit gesetzet hat. Konnte die große bey unserm Leben vorgefallene Veränderung nicht einen Jeden in Allem zufrieden stellen, so befestigte sie wenigstens das gemeine Wesen in jener ungestöhrten Ruhe, welche man im vorigen Jahrhundert nicht kannte, und womit doch das ganze Wohl desselben so innigst verknüpft war. Gefällt es der Vorsehung, daß eine lange Reihe männlicher Nachkommen die liebenswürdigen Eigenschaften des gegenwärtigen Prinzen, ebenfalls als ein Erbrecht, mit der Erbstatthalterschaft vereinigen möge, so wird unsere Republik noch viele Jahrhunderte durch für Monarchische Herrschsucht gesichert bleiben, und in ihrem eigenen Busen den Grund eines wahren, vielleicht des höchsten Glückes auf Erden, aufbewahren können. Ich habe zu Anfange dieser Abhandlung bemerkt, und in der Folge klar genug bewiesen, daß die Gewalt der

schwächste Grund aller Regierungen wäre: aus einem eben angeführten Beyspiele hingegen würde Einjeder unserer Nachkömmlinge bewähren, daß es keinen festern gebe, als die wechselseitige Liebe der Regenten, der Beamten und der dankbaren Eingesessenen.

Wenn die Regierung eines auswärtigen Hauses stets für so nachtheilig für die Freyheit gehalten wurde, so war das beste Hülfsmittel dagegen der Schutz fremder Mächte. Die alte Geschichte hat uns gezeiget, wie die Flanderer sich desselben, besonders zu Maximilians Zeit, viel besser als die Holländer zu bedienen wusten. Doch lehrten diese Letztern solches noch viel besser, wie die Tyranney Philipps des II. sie aufs äusserste brachte. Wir haben es hinlänglich begriffen, daß ohne dieses Mittel alle andere Bemühungen, die unterdrückten Landschaften zu einer Republik zu vereinigen, und was mehr ist, die Republik auf immer bey ihrer Unabhängigkeit zu erhalten, vergeblich gewesen seyn würden. Ist dieses nicht genug für uns, daraus zu schließen, daß es auch kein kräftigeres Mittel geben kann, unsere Verfassung zu erhalten, als ein stetes gutes Verständniß mit den ansehnlichsten Mächten Europens, vermittels Friedens- Freundschafts- und Vertheidigungstraktaten? Oder sollten wir itzt solche Vorsorgen für unnöthig halten, weil unser Freystaat

mächtiger geworden ist? Dieses hat man zuweilen bewähret, ja selbst mit Eifer darauf gedrungen, und zwar aus einer nicht ungegründeten Bedenklichkeit, daß die Republik, deren größter Vortheil von der Unpartheylichkeit abhängt, durch solche Bündnisse leicht in einem schädlichen und selbst verderblichen Kriege verwikelt werden könnte. Dennoch glaube ich, daß ein solcher Grundsatz, ehe er zuverläßig angenommen werden könne, mehr durch die Erfahrung bewähret werden müsse: denn diese lehret uns, daß selbst die größten Fürsten nie so sehr blos ihrer eigenen Macht trauen, daß sie die Verbindung mit andern für überflüßig halten; wenn sich gleich dabey einwenden ließe, daß solches die Folge der Herrschsucht gekrönter Häupter wäre, welche, wenn sie für die Sicherheit ihrer Besitzungen nichts mehr zu fürchten haben, doch ruhelos auf die Ausbreitung derselben bedacht sind: weshalben dann auch die Staatsregeln der Selbstherrschaft auf keine Republik möchten angewendet werden können. Wenn indessen diese gränzlose Herrschsucht die einzige Bewegursache zu solchen Bündnissen wäre, so würde ein allgemeines Mißtrauen wohl bald alle Unterhandlungen mit den Höfen von selbsten beendigen; welches doch nicht geschieht. Und doch sollten wir, um im voraus gesetzten Falle einige Sicherheit zu genießen, Bündnisse schließen müssen, damit die Anschläge eines mächtigen Erobe-

rers

rers stets durch die Eifersucht eines ihm an Macht gleichen Beschirmers vereitelt werden könnten. Ich schweige itzt von vielen Bündnissen, welche für unsern Kaufhandel stets so nothwendig waren, ja von den Kriegen, welche im vorigen Jahrhundert, unmittelbar der Versicherung der Seefahrt wegen, mit Nordischen und Westlichen Mächten geführet werden mußten. Waren alle diese Kriege nicht eben glücklich, so bewahrten sie uns wenigstens vor der Verachtung unserer Nachbarn. Es leidet zwar wohl keinen Zweifel, daß eine Republik blindlings ihr Verderben bewürkt, wenn sie ihre Macht durch die Waffen ausbreiten will; aber es würde damit zu weit gehen, wenn man deswegen behaupten wollte, daß sie, um keinen Schaden zu leiden, sich allezeit wehrlos zeigen, oder aus Furcht, Feinde zu bekommen, die Gelegenheit, sich Freunde zu machen, versäumen sollte. Wer ohne Freunde ist, der wird von der ganzen Welt, wenn nicht feindlich, wenigstens kaltsinnig behandelt.

Oft ermüdet man sich auch über alle Maaße, allgemeine Grundregeln über die Auswahl unserer Bundesgenossenen festzusetzen; und man verwirret einander in einem Wortstreite, der nicht anders als nur verwirren kann, weil der ganze Streitpunkt in kein gehöriges Licht dargestellet wird. Man versieht sich hierinn,

daß man ein Bündniß zwischen zween Staaten oder Mächten eben so betrachtet, als die Verbindung zweyer Freunde, welche sich zu einer unverletzlichen Treue in Freude und Leiden verpflichtet haben, und stets bereit sind, ihr besonderes Interesse dem reinen Gesetze der Freundschaft aufzuopfern. Nach dieser Richtschnur suchet man dann zu erforschen, welcher unserer Nachbarn sich eines solchen Zutrauens auf seine Zuneigung würdig gemacht habe, ohne zu bedenken, daß ein auf diese Art geschlossenes Bündniß wohl bald die Unterwerfung der schwächsten Parthey nach sich ziehen würde. Sonst hat jene Erforschung vorzüglich England und Frankreich gewöhnlich zum Gegenstande, welche beyde Mächte, als unsere vermögendsten Nachbarn, auf das Interesse unsers Kommerzes den größten Einfluß haben, und meistens mit diesen Landschaften, sowohl vor, als nach der Errichtung der Republik, die innigste Gemeinschaft unterhielten. Ich für mich würde hierauf antworten, daß wir die Freundschaft Frankreichs und Englands beym Aufkommen unserer Republik kennen gelernt haben; daß es eine Unvorsichtigkeit seyn würde, wenn wir uns jemals mit der Erwartung reinerer Gesinnungen in Staatssachen schmeicheln wollten; daß aber die von Wilhelm dem I. und Oldenbarneveld zum Muster aufgestellte Art zu handeln den besten Unterricht geben, wie man, ohne im

min-

mindesten die gute Treue zu verletzen, aus verwikelten Unterhandlungen mit verschiedenen Mächten den besten Vortheil ziehen müsse. Niemand denke indessen, daß ich dieses sagen könne, ohne im Allgemeinen die Menschheit zu beklagen; viel weniger, daß ich, als ein Lehrjünger Machiavels, dem Betruge und der Falschheit das Wort reden wolle. Solcher ist leider! eine zu große Anzahl, besonders in den Fürstlichen Kabinettern; und eben um dieser Ursache willen muß man unaufhörlich, selbst bis zum Ueberdrusse, davon erwähnen.

Sonst sind dieses meine Gedanken über diese Materie. Je festern Vorsatz man gefasset hat, alle Verpflichtungen, denen man sich unterziehet, heilig zu beobachten, je mehr man auf seiner Hut seyn muß, sich zu nichts zu verpflichten, wovon ein großer Mißbrauch gemacht werden könnte, und sich alsdann keine Einschränkungen machen ließen: je weniger man sich daher auf die Freundschaft einer einzigen Macht verlassen muß; sondern je grösseres Gewicht man vielmehr auf die Freundschaft und Schätzung vieler Mächte zusammen setzen muß, besonders wenn sie sich zur Erniedrigung eines Fürsten vereinigen, dessen Uebermacht gefährlich geworden ist. Wer die weitere Geschichte unseres Vaterlandes kennet, der weiß auch, daß die vereinigten Staaten auf diese Weise ihre an-

sehnlichsten Vortheile zu gewinnen wußten. Nach dem Münsterischen Friedensschluße fehlte es ihnen nie an Gelegenheit, den wichtigsten Unterhandlungen über das unstäte Gleichgewicht Europa's beyzuwohnen. So sehen wir sie von Zeit zu Zeit bald in ein einfaches, bald in ein dreyfaches Bündniß treten, mit Frankreich, England, Schweden, Dännemark, dem Kaiser, ja sogar mit ihrem Erbfeinde, dem Könige von Spanien. Es ist wahr, daß sie um dieses willen auch viele schwere Kriege führen mußten; aber ein langwieriger Friede ist itzt auch seit dem Jahre 1713 schon die süße Frucht dieser Kriege, und einer Politik, welche auf den nämlichen Grundsätzen gestützet in unserm Jahrhundert sehr wahrscheinlich eine höhere Vervollkommung erreichet hat. Im Jahre 1672 wurde die Republik durch Frankreichs Herrschsucht und Englands Untreue mit ihrem gänzlichen Untergange bedrohet: aber der Kaiser und der König von Spanien errretteten sie. Zu andern Zeiten hingegen befestigte sie einen König von Dännemark auf seinem wankenden Throne; gab England einen König; entschied, nebst England und Frankreich, die Theilung der Spanischen Monarchie noch bey Lebzeiten ihres Königs zum Vortheile des Hauses Oesterreich; wies den Französischen Besitzungen in den Oesterreichischen Niederlanden ihre Gränzen an, und verhinderte den Kaiser in sei-

nen

nen Bemühungen, in Flandern eine Ostindische Kompagnie zu errichten, welches ihm nach einem eigenen Artikel des Münsterischen Friedensschlusses nicht frey stand. Man begreift leicht, daß auch die glücklichsten Waffen so vielen großen Sachen nicht gewachsen gewesen seyn würden, wenn sie nicht von einer vortreflichen Staatsklugheit geleitet worden wären. Aber die Erwerbung dieser Politik erforderte eine unglaubliche Aufmerksamkeit auf alle Vorfälle in der Welt. Um dem Leser hievon einigen Begriff zu machen, werde ich itzt einen kurzen Abriß der steten Veränderung des großen Europäischen Schauplatzes seit dem Münsterischen Frieden vom Jahre 1648 bis zum Uetrechtischen vom Jahre 1713 entwerfen.

Achte Abtheilung.

Münsterischer Friede mit Spanien 1648.; Krieg der Republik mit England; Beendigung desselben im Bredaischen Frieden; Krieg mit Frankreich; Allgemeine Erbstatthalterschaft Wilhelms des III.; Johann de Witt; Uetrechtischer Friede vom Jahre 1713.

Ungefähr in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts standen die Spanischen und Französi-

schen Monarchen beynahe mit gleicher Macht gegen einander über. Spanien war, weil seinen Thron das Haus Oesterreich bestiegen hatte, seit Karls des V. Zeiten der Gegenstand allgemeiner Bekümmerniß gewesen; aber die Unthätigkeit zwoer auf einander folgender Könige, und die Unheile des Deutschen Reiches, das durch den Schwedischen König Gustav Adolph so mitgenommen worden war, daß es auch noch nach seinem Tode vieles von den Schwedischen Waffen zu leiden hatte, waren zwo Verfinsterungen gewesen, wodurch der Glanz dieser gefürchteten Krone nicht wenig von ihrem verblendenden Lichte verloren hatte. Frankreich fühlte sich hingegen viel stärker, als zuvor, nachdem der Kardinal Richelieu die langwierigen Trubeln dieses Reiches unterdrückt, und so gar die Protestantischgesinnten gezwungen hatte, Rochel, ihren letzten Hinterhalt, ihm zu übergeben. Großbrittanien war kurz vorher mit beyden Mächten in Krieg gewesen: allein König Karl der I., der noch weniger als sein Vater zu grossen Dingen fähig war, hatte nicht nur diese Kriege wider Willen geendiget, weil sein Parlement ihm die dazu nöthige Unterstützung versagt hatte: sondern hatte auch erdulden müssen, daß dieses Parlement alle Rechte seiner Krone beschnitt; woraus ein inländischer Krieg entstand, der endlich diesen unglücklichen Fürsten auf die Blutbühne brachte, und Olivern Crom-

wel

wel eine Gelegenheit gab, unterm Namen der Republik die gehäßigste Selbstherrschaft einzuführen, welche nur in der Englischen Geschichte bekannt ist. Man begreift wohl, daß die Engländer unter der Aufloderung dieses Bürgerkrieges nicht fähig waren, einigen Antheil an ausländischen Sachen zu nehmen. Sie nahmen solches um so viel mehr, wie die Herrschaft ihres Tyrannen befestiget war. Doch die bereits gedachte Erniedrigung Spaniens war schon vor dieser Zeit von andern so deutlich voraus gesehen worden, daß sie jene Mittel anzuwenden suchten, welche ihnen den nützlichsten Gebrauch davon verschaffen konnten.

Die Niederländer und Franzosen hatten dabey verschiedene Absichten. Die erstern meinten bey einem sichern Frieden, der ganz nach ihrem Verlangen geschlossen worden war, genug gewonnen zu haben, der also das Ziel ihres Bemühens ausmachen müßte: die letztern kannten ein solches Ziel nicht. Frankreich ganz vom Geiste der Monarchieen beseelet, nicht zufrieden mit seinem Glücke, itzt das Gleichgewicht von Europa erhalten zu können, dacht sich itzt vor Spanien und allen übrigen Mächten fürchterlich machen zu können: und in wie weit? bis ins Unendliche, wenns möglich wäre. Der Französische Hof zeigte sich dem zu Folge über den Münsterischen Friedensschluß um so viel mehr beleidi-

get,

get, weil die vereinigten Staaten dem jüngsten Beystande der Französischen Waffen einen Theil der Vortheile verdankten, welche sie zu solchem unerwarteten aber zeitigen Entschlusse bewogen hatten. Um nun diesem Groll mehr Nachdruck zu geben, wurde der Krieg mit Spanien noch einige Jahre durch schwach fortgeführet. Daher war auch das dadurch erhaltene Kriegsglück unbedeutend, und man begriff zuletzt, daß es nöthig wäre, diese ausschweifende Herrschsucht bis auf eine bequemere Gelegenheit zu unterdrücken. So schloß Frankreich mit Spanien Friede, ohne den aufgefaßten Haß wider unsere Republik zu vergessen. Doch der erste Feind, der sich ihr öffentlich als solchen zeigte, war Cromwel.

Die Furcht, die Leidenschaft aller Tyrannen, war sein Antrieb dazu; die Eifersucht der Englischen Nation, welche den Flor unserer vereinigten Staaten, besonders ihrer Seefahrt nicht mehr erdulden konnte, begünstigte die Ausführung seines Unternehmens. Cromwel war dazu besorgt, daß der Sohn des enthaupteten Königs, der mit dem Oranischen Hause verwandte Karl der II., zu den vereinigten Staaten seine Zuflucht nehmen, und sich des Beystandes derselben zur Wiederherstellung seiner Königlichen Rechte in Großbrittanien bedienen würde. Dazu befürchtete er, daß ein Theil seines eigenen

Volkes

Volkes in einem solchen Falle sich zur Königlichen Parthey schlagen würde. Darum ließ er keine Mittel unbeprüfet, welche beyde Nationen von einander verfremden konnten. Er brachte alte Irrungen zwischen denselben in frisches Angedenken; er schränkte den Holländischen Handel in England ein, wodurch neue entstehen mußten; er wandte eine chimärische Herrschaft der Engländer über das Meer vor, welche dem Geschmacke derselben besonders angemessen war. Nicht lange, oder es erwuchs ein offenbahrer Krieg daraus, den er, um die Staaten zu betäuben, mit der äussersten Heftigkeit fortführte. Man muß bekennen, daß die vereinigten Staaten, weil sie wahrscheinlich von der Brittischen Seemacht noch keine hinlängliche Erfahrung hatten, ihre Flotten in keinen gehörigen Vertheidigungsstand setzten, und daß dieser Fehler blos durch die Tapferkeit der Befehlshaber einiger maaßen vergütet wurde. Der Krieg währte zwar nur zwey Jahre, hatte aber seines Gleichen nicht an der Heftigkeit und der Menge wiederholter Seeschlachten in einer so kurzen Zeit. In der letztern blieb Martin Harpert Tromp. Der Verlust dieses unsterblichen Seehelden erregte bey den Staaten ein solches Entsetzen, daß sie aufs schleunigste einen Frieden mit Cromwel schlossen, worüber zuvor schon Unterhandlungen gepflogen waren, und der ihnen sichet keine Ehre macht. Alles, was

Cromwel

Cromwel zuvor zur Verschmälerung des Holländischen Kaufhandels in England eingeführt hatte, behielt seine Kraft; und über die meisten seiner Beschwerden wider die Holländer wurde ihm eine Genügeleistung gewähret, welche er forderte. Bey diesem Vertrage versprachen die Staaten von Holland auch: "Niemals so "wenig den Prinzen von Oranien, als Je"manden seiner Nachkommen zum Statthal"ter ihrer Provinz anstellen, oder zugeben zu "wollen, daß er zum General-Kapitain über "die Kriegsmacht des Staates angesetzet "würde:" welches, wenn man sonst gut gefunden hätte, einen solchen Entschluß zu nehmen, ja nicht auf Verlangen eines Tyrannen geschehen seyn müßte.

Aber wie wechselvoll ist die Wendung der Staatssachen! Karl der II. wurde nach Cromwels Tode im Gebiete seines Vaters wieder hergestellet; und eben jene Ausschließung des Prinzen von Oranien, welche vormals den Frieden mit Cromwel befördert hatte, war itzt diesem Könige ein Beweggrund, alle Verpflichtungen, welche er gegen die Staaten hatte, zu vergessen, und ihnen aufs neue den Krieg zu erklaren. Dieser Krieg dauerte wenig länger als der vorige; wurde aber von unserer Seite mit vielem grössern Glücke zu Ende gebracht. Der glorreiche Zug des de

Ruiter nach Chattam nöthigte Karl den II. seine Einwilligung in den Frieden zu geben, der bald darauf zu Breda geschlossen wurde.

Mit Frankreich hatte man während dessen, dem äusserlichen Anscheine nach, in keinem übeln Vernehmen gestanden. So gar hatten die Staaten aufs neue ein Bündniß mit Ludewig dem XIV. geschlossen, und ihn bewogen, ebenfalls Karl dem II. den Krieg zu erklären: ein eitler Schein von seiner Seite, worunter er seine wahre Meinung nicht lange verheelte. Der König von Spanien starb um diese Zeit. Sein Sohn und Nachfolger war noch minderjährig, und Ludewig der XIV. gab vor, Kraft seiner Ehe mit der Tochter des verstorbenen Königs ein Erbrecht auf einen Theil der Spanischen Niederlande zu haben. Er ließ dem Spanischen Hofe keine Zeit, ihm dieses Recht nach Gründen der Justiz zu bestreiten, sondern schickte ein Kriegsheer nach Hennegau und Flandern, welches dorten verschiedene Städte in Versicherung nahm. Die vereinigten Staaten begriffen gleich, daß dieses ein für sie gefährlicher Vorfall wäre: aber sie fanden in einem dreyfachen Bündnisse mit England und Schweden ein Rettungsmittel dagegen, wodurch Frankreich selbst genöthiget wurde, sich mit Spanien wider Willen auszusöhnen. Es war ein grosser Schritt der Staaten, daß sie so auch Schweden in ihr

Interesse

Intereſſe zogen, da ſie einige Jahre früher die Dänen in einem beſondern Kriege wider dieſes Reich durch ihre Seemacht unterſtützet hatten; und zwar mit Widerwillen Englands und Frankreichs. Dieſes beweiſet abermals, daß die Gefühle der Abneigung und Ergebenheit zuweilen auf die Großen einen ſchwachen Einfluß haben, wenn ihr Intereſſe das Gegentheil will. Allein dieſes dreyfache Bündniß verfiel durch die betrüglichen Handlungen Ludwigs des XIV. bald, der den König von Großbrittanien zu ſeinen Angelegenheiten zog, und dadurch Schweden bald zur Ruhe bewog. Darauf beſchwuren dieſe beyden Könige, Ludwig und Karl, das Verderben der unglücklichen Republik: und als ob dieſe Unternehmung ihre Kräfte noch zu überſteigen ſchien, ſo wurden der Kurfürſt von Kölln und der Biſchof von Münſter zum voraus auch beredet, die Hände dazu zu bieten. Die auf dieſe Weiſe von allen Seiten zu Waſſer und zu Lande aufs heftigſte beſprungene Republik befand ſich bald am Rande ihres Unterganges, wie ſie ſo gar Spanien, ihren älteſten Feind, zu ihrer Befreyung herbey eilen ſah. Es war ohne Zweifel Eigennutz, wodurch der König von Spanien hiezu bewogen wurde; nämlich den Reſt ſeiner Niederlande zu retten: und der Kaiſer, der ſtets ein gutes Herz für die Spaniſche Monarchie hatte, wurde vom nämlichen Geiſte beſeelet. Dieſe Begebenheit überzeuget uns

in=

indessen desto mehr, daß ein richtiger Begriff von solchem wechselseitigen Interesse der verschiedenen Mächte durchgängig die stärkste Stütze unserer Republik gewesen seyn muß. Es gereicht ihr dabey zur Ehre, daß sie auf eine geraume Zeit wider die vereinigte Macht so vieler Feinde ausdauern konnte; wenn man gleich nicht verbergen muß, daß in dieser Zeit, nämlich im Jahre 1672, im Lande Dinge vorfielen, welche der Nation zur ewigen Schande angerechnet werden können.

Die Erhebung Wilhelms des III., der unter der allgemeinen Verwirrung erst zum General-Kapitain, hernach zum Statthalter angesetzet wurde, und einige Jahre später die Thronen Großbrittaniens bestieg, bewürkte ein neues Staatssystem; unversöhnliche Feindschaft zwischen Frankreich und England, Friede und Freundschaft zwischen England und den Staaten, und Ruhe der unpartheyischen Mächte, wurden als eine Vormauer wider die lange gefürchtete Uebermacht der Französischen Monarchie angesehen. Unter diesen Gährungen wurde das letzte Jahr des vorigen Seculums durch den Tod des Königs von Spanien merkwürdig, der unter einer anhaltenden Leibesschwäche hatte erdulden müssen, daß noch bey seinem Leben eine Theilung seiner Länder zwischen dem Sohne des Kaisers, und dem Großsohne des Königs

von Frankreich vorgenommen wurde. Kaum war das Gerücht seines Todes erschollen, als Ludewig der XIV. auf dessen Namen einen letzten Willen vorzeigte, dessen Aechtheit sehr bezweifelt wurde. In diesem Testamente war die Spanische Krone dem Dauphin von Frankreich angewiesen; welches man nicht für die Meinung des verstorbenen Königs halten konnte. Man sah auch dadurch voraus, daß die beyden Kronen von Frankreich und Spanien leicht auf ein Haupt kommen könnten, wodurch das Gleichgewicht von Europa vielleicht unwiederbringlich verlohren gehen würde. Deswegen schlugen sich England und unsere Staaten auf die Seite des Nebenbuhlers des Dauphins, Karls von Oesterreich, woraus ein Krieg entsprang, der Ludewig dem XIV. schwer genug fiel, und ihm noch schwerer gefallen seyn würde, wenn Wilhelm der III. nicht aufs schleunigste gestorben wäre. In diesem Kriege erwarben sich Eugenius und Marlboroug ihren unsterblichen Ruhm, und zwischen ihnen leuchtete auch unser große Koehoorn hervor, wenn gleich seine Dienste nicht stets nach ihrem wahren Werthe geschätzet wurden. Sie konnten zwar nicht verhindern, daß der Französische Prinz König von Spanien wurde, nöthigten ihn aber doch, vor der Besteigung dieses Thrones auf den Französischen zu verzichten. Es würde viel mehr bewürket worden seyn, wenn nur nicht die

Kö=

Königinn Anna von England sich durch Ludewig den XIV. auf seine Seite hätte ziehen lassen. Doch erhellet hieraus abermals, wie wenig die glorreichsten Feldzüge gegen eine einzige Wendung, welche in den Kabinettern der Großen genommen wird, vermögen. Der Friede des Jahrs 1713., worinn diese Sachen entschieden wurden, war dennoch auch in vielen andern Rücksichten vortheilhaft für unsern Staat; besonders in diesem Betrachte, daß man seit der Zeit besser als zuvor einsah, wie die Wohlfahrt der Republik durch vielerley Bündnisse versichert werden konnte, ohne daß man an jenen blutigen Kriegen Antheil nähme, welche das übrige Europa stets erschütterten.

Unterm Toben der heftigsten Orcane war Johann de Witt, als Rathspensionair, am Ruder der Regierung gestellet worden. Es war der scharfsinnigste, der biederste und der unglücklichste Mann seines Zeitalters. Sein Verstand wurde von einem Jeden als ein Wunder betrachtet, seine Ehrlichkeit ist von wenigen ehrlichen Menschen in Zweifel gezogen worden; und dennoch glaubte man, ihm alle Unheile zuschreiben zu müssen, wovon die geängstigte Republik in jenen Tagen getroffen wurde. Man legt die Fehltritte, welche man in seinen Anordnungen voraussetzt, besonders einem tödtlichen Hasse wider das Haus Oranien, einer ver-

borgenen Ehrsucht, vermöge welcher er nicht hätte dulden können, daß der zum Statthalter erhobene Prinz über ihn gebieten sollte, gewöhnlich zur Last. Das ewige Edikt, welches gerade zu wider die Statthalterliche Regierung gemacht worden war, hat Vielen die Meinung von ihm eingeflößet, daß er dazu fähig gewesen wäre, seinen Privatleidenschaften die Wohlfahrt des ganzen Vaterlandes aufzuopfern. Man hatte nämlich vorgemeldetes Edikt auf Cromwels Verlangen erlassen, nachher aber Karl dem II. zu Gefallen wieder zurück genommen. Allein wie man nach dem Frieden von Breda von Frankreich her bereits einige Gewitterwolken aufsteigen sah, hatte man im ewigen Edikt festgesetzet, daß kein Statthalter irgend einer Provinz zugleich General-Kapitain sollte seyn können. Dieses hatten die Staaten von Holland allein beschlossen, aber sie schmeichelten sich, auch die übrigen Provinzen dazu bereden zu können, welches ihnen auch in der Folge gelang. In Rücksicht Hollands insbesondere bestimmten sie, daß in dieser Provinz die Statthalterschaft auf immer zernichtet seyn sollte. Wahrscheinlich würde es zu diesen äussersten Maasregeln nicht gekommen seyn, wenn man nicht befürchtet hätte, daß die Freunde des Prinzen, um nur seine Erhöhung zu befördern, das Land zu einer Zeit in einen neuen Krieg verwikeln könnten, da man nichts unbeprüfet ließ, was die Differenzen

renzen zwischen Frankreich und Spanien durch freundliche Vermittelung heben könnte. Und wenn diese Furcht auch zu weit ging, so war sie doch auf Beyspielen unserer ältern und neuern vaterländischen Geschichte gegründet. In Rücksicht auf de Witt begriff man leicht, daß dieser ganze Handel, für dessen Urheber er nicht ohne Grund gehalten wurde, in den Augen seiner Widersager eine unvergebliche Missethat war. Dennoch hätten diese bedenken müssen, daß er als ein aufrichtiger Patriot der Statthalterlichen Regierung abgeneigt seyn konnte, ohne deswegen den Prinzen, der dazu erhoben werden sollte, persönlich zu hassen.

Das Gedächtniß dieses grossen Mannes bedarf seiner Lossprechung nicht. Vielleicht hat er in einigen Punkten geirret, da irren menschlich ist. Und wer wird sich darüber verwundern, wenn er nur im Vorbeygehen auf jene erwähnte Verwirrung der Staatssachen seiner Zeit gemerket hat? Das dreyfache Bündniß mit England und Schweden würde den Staat hinlänglich gegen Frankreich gedecket haben, wenn Karl der II. sein Wort gehalten hätte. Aber wie ließ es sich vorher sehen, daß er es so schändlich brechen würde? Und wer kann behaupten, daß der Rathspensionair, der ja der Gesinnungen des Kaisers und des Königs von Spanien gewiß seyn konnte, kein Mittel zur Abwendung

der Gefahr sollte haben finden können, wenn er keine heimlichen Feinde gehabt hätte? Wir müssen gewiß mit Dank das glorreiche Gedächtniß Wilhelms des III. in Ehren halten, der, wie er den gedachten Entschliessungen zuwider erst zum General-Kapitain, und hernach zum Statthalter angesetzet worden war, das Vaterland mit gewafneter Hand erhielt. Doch wird es niemand bezweifeln, daß wir jenem getreuen Staatsminister noch weit mehr verpflichtet gewesen seyn würden, wenn derselbe ohne Blut zu vergiessen durch eine Staatskluge Vermittelung das nämliche Augenmerk erreicht hätte. Ist es übrigens dem ungeachtet wahr, daß Johann de Witt seine Abneigung wider die Statthalterliche Regierung zu weit trieb, so müssen wir zu seiner Entschuldigung erkennen, daß er sich in seinen Tagen keine Vorstellung von einer so ruhigen und so beliebten Regierung machen konnte, welche itzt das Heil unsers Vaterlandes so sehr ausmacht, daß die Geschichten schwerlich ein ähnliches Beyspiel davon aufliefern werden.

Auf diese Weise lernen wir erkennen, daß man den unveränderlichen Grundsätzen eines freyen Staates gemäß auf eine unendlich veränderliche Art Staatsklug handeln kann; daß man sehr irren würde, wenn man diese Staatsklugheit aufs unumstößlichste an allgemeine Regeln ver-

binden

binden wollte; und daß man das Betragen jener, welche das Ruder eines solchen Staates zur Zeit innerlicher Trubeln führten, nicht der unglücklichen Folgen wegen verurtheilen muß. Dieses war es, was ich in dieser langen Abweichung vornämlich zu erkennen geben wollte; wie auch, daß eine abstrakte Betrachtung der Wohlfahrt unsers Staates nicht hinreiche: sondern daß wir zugleich auf das Interesse anderer Mächte bedacht seyn müßten, derer Freundschaft für unser Kommerz und unsere Seefahrt so nothwendig ist. Hierinn werden wir stets den Unterschied finden, der zwischen einem Handel treibenden Staate, und einem abgesonderten gemeinen Wesen eintritt, dessen ganzes Interesse sich nicht über dessen Gebiet erstrecket, durchaus einförmig ist, und bald berechnet werden kann. Eine Republik, wie die unsrige, die ihr Kommerz über die ganze Welt ausdehnet, kann bey den wichtigen Revolutionen nicht gleichgültig seyn, die von Zeit zu Zeit oft auf dem äussersten Abstande von ihren Gränzen vorfallen. Diese ihre Lage vervielfachet die Mittel ihrer Erhaltung, wie ihre Gefahren, weil es ihr nie an mächtigen Freunden fehlen kann; dieses alles aber erweitert den Kreis ihrer Betriebsamkeit, welcher das schärfste Gesicht endlich verblendet, und ein unaufhörliches Vernehmen erfordert. Diesem zufolge würde ich dafür halten, daß man bey der Auswahl der Abge-

sandten an auswärtige Höfe nie zu sorgfältig, und bey der Durchgründung Jener, welche an uns abgeschickt werden, nie zu aufmerksam seyn könnte; in welchem letztern Punkte Johann de Witt es unvergleichlich weit gebracht hat. Ein tüchtiger Gesandte kann seinem Vaterlande ersprießlichere Dienste leisten, als der siegreichste Kriegsmann, und die Beuninges sind vielleicht noch seltener, als die Eugeniusse und die Türennes.

Unser Freystaat scheint die Höhe seiner Politik erreicht zu haben, wenn er solchergestalt sein ganzes Interesse in der Erhaltung eines steten Friedens setzet, daß er seine Ehre, durch eine immerwährende Aufrechthaltung eines streitbaren Standes, dabey nicht ausser Acht läßt. Zu Wasser läßt sich das Schwierige dieser Politik doch überwinden, weil unsere Seefahrt uns erwähnter maaßen unaufhörlich an jenen Verrichtungen gewöhnet, welche ein Seekrieg nothwendig erfordert; aber nicht so sehr zu Lande. Unsere erfahrensten Staatsmänner haben die Erhaltung einer ansehnlichen Landmacht zur Friedenszeit für unsern Staat aus verschiedenen Gründen für sehr nachtheilig gehalten. Einmal heißt es gewöhnlich, die Republik würde dadurch zur Beschwerde der Eingesessenen auf zu große Kosten getrieben werden, welches doch keineswegs in einem Lande geschehen müßte,

das seiner ganzen Verfassung gemäß schweren Schatzungen, und einer Theurung der Lebensmittel unterworfen wäre. Hernach entsteht die Frage: wie man dann im Falle eines unerwarteten Einfalles das Vaterland vertheidigen solle; und ob man durch eine zu auffallende Wehrlosigkeit den Feind zu solchen Unternehmungen nicht nur reitzen würde, wenn man es gegen ihn nicht aushalten könnte? Diese Gefahr kann zwar nicht gänzlich mißkannt werden, ist aber doch auch oft sehr übertrieben worden. Denn die Geschichte unsers Vaterlandes bewähret es zur Genüge, daß die vorzüglichsten Kriegs- und Friedensschicksale unserer Republik nicht von dergleichen, sondern von weit entferntern Ursachen abhangen. Wie es sey; wir müssen unserer hohen Regierung die Ehre geben, daß sie in Rücksicht dieses verwikelten Punktes durchgängig den glücklichen Mittelweg zu finden wußte. Es würde keine geringe Vermessenheit seyn, hierüber schicklichere Maaßregeln zu entwerfen, sich erkühnen zu wollen. Nur möchten wir zum Beschlusse dieser Betrachtung festsetzen können, daß unsere Republik mit der größten Kriegsmacht, welche sie bekösligen kann, sich nie gegen die unbezweifelte Uebermacht ihrer Nachbarn zu decken vermag; und daß sie im Gegentheile mit der kleinsten Landmacht, welche sie je gehabt hat, hinlänglich geschützet ist, wenn sie ganz ihren bisherigen Grundsätzen gemäß

eine weise Auswahl in ihren Verhältnissen und Verbindungen auſſer Landes auch fernerhin zu treffen weiß.

Dieſes ſey endlich genug für einen Verſuch, welcher dem geneigten Leſer in der Abſicht dargeboten wird, daß er dem Maaße ſeiner Kenntniſſe gemäß denſelben erweitere, ordne, verbeſſere, oder verwerfe: denn ich kann mich unmöglich eines allgemeinen Beyfalles ſchmeicheln. Unſer Urtheil über die Handlungen der Menſchen kann ſich auf keine philoſophiſchen Beweiſe gründen, ſondern muß ſich mit dem höchſten Grade der Wahrſcheinlichkeit begnügen, ſo ungereimt dieſes Einigen auch ſcheinen mag. Ich bekenne auch, daß viele Sachen leicht in einem andern Lichte hätten dargeſtellet, und durch die Erläuterung der für und wider ſie ſtreitenden Gründe erkläret werden können. Aber ich zweifle, ob in ſolchem Falle alle untergeordnete Theile mit dem großen Ganzen in einem ſo gleichförmigen Verhältniſſe dargeſtellet worden ſeyn würden. Dieſe Gleichförmigkeit war nämlich meine Richtſchnur, nach welcher ich meine auf einander folgenden Sätze anordnete; deſſen ungeachtet ſah ich es wohl ein, wie ſehr ich auch die Schwäche meines Beurtheilungsvermögens erkenne, daß zuweilen eine Ausnahme von dieſer Regel gemacht werden müßte. Die Grade der Gewißheit ſind ſehr verſchieden, und richten ſich nach

der

der Verschiedenheit der Gegenstände. So habe ich viele Sachen als höchst wahrscheinlich vorgestellet, welche andern noch äusserst zweifelhaft seyn werden; hingegen habe ich über viele Dinge gehandelt, welche nicht leicht werden bezweifelt werden, wenn sich gleich ihr ganzer Beweis nur auf Wahrscheinlichkeit gründet. Ein bestimmtes Beyspiel wird vielleicht deutlicher erklären, was ich eigentlich hiemit sagen will.

Wilhelm der I., Moritz, Oldenbarnefeld und de Witt können im Tiefsten ihres Busens Menschen gewesen seyn, derer Moral den von ihnen entworfenen Karakteren im mindesten nicht entsprach. Es ist möglich, daß zwischen ihren Thaten und ihren Grundsätzen eine unermeßliche Kluft war; daß die Schriftsteller, auf denen wir uns im Betrachte derselben gründen, partheyisch sind; ja daß so gar unter den Zeitgenossen dieser grossen Männer niemand ihre Geheimnisse ausforschen konnte. Das schärfste Urtheil ist bey der Kenntniß eines so verfänglichen Gegenstandes, wie das menschliche Herz ist, immer noch fehlbar: wie könnte ich dann dabey an der großen Fehlbarkeit des meinigen zweifeln? Allein sollte es ebenfalls wohl ein Versehen seyn können, daß wir den Grund unserer Freyheit im Kommerze suchen, und umgekehrt, die Freyheit als die stärkste Stütze des Kommerzes bemerken? Sollte man zum Beyspiele

spiele bewähren können, daß Verfolgung um der Religion willen jemals ein Mittel zur Vermehrung des Flores unsers Vaterlandes, und der Menge seiner rechtschaffenen und glücklichen Bürger, unterm Beystande des Himmels, seyn könnte? Sollte man weiter bezweifeln können, daß die Wohlfahrt unseres Bürgerstaates, ausser den edelmüthigen auf Wahrheit gegründeten Gesinnungen unserer ruhigen hohen Regierung, unzertrennlich mit der wechselseitigen Liebe der Obrigkeiten und der Landeseingesessenen verbunden wäre? Oder sollte es auch aus einem gesunden Gehirne geschöpft werden können, daß diese Liebe inbrünstiger unter der Landvogtey eines ausländischen Fürsten seyn würde, als unter jener eines Zweiges aus vaterländischem Stamme, dessen höchste Ehre und Glück darinn bestände, daß er für den ersten und nützlichsten Staatsbürger gehalten würde? Meines Ermessens würde es im mindesten nicht wider die Sittlichkeit streiten, dergleichen Vorstellungen mit einem edlen Stolze abzuweisen. Aber woher rühret es, daß unser Urtheil über dergleichen Materien um so viel zuverläßiger ist? Daher, daß sie ganz was Eigenes an sich haben; daß eine allgemeine Erfahrung aller Zeiten und Länder unser Urtheil darüber entscheidet; daß alle dunkle Gefühle einer gewöhnlich guten Seele solches schon ganz unmittelbar bewürken, welches Einjeder den

Au=

Augenblick bemerkt, in welchem sich ihm mit einander unvereinbare Sätze aufdringen, derer Absurdität ihm schon früher zuwider ist, als er Zeit zum Nachdenken hat. Und itzt würde ich das mir ausgesetzte Ziel erreicht zu haben glauben, wenn die enge Verbindung des sittlichen Wandels eines Volkes mit der Wohlfahrt seines Bürgerstaates nicht ein zu wichtiges Objekt wäre, als daß es unberührt bleiben dürfte.

Beschluß.

Ich habe in dieser Absicht bereits einige Züge unsers Nationalkarakters im Vorbeygehen hie und da entworfen; was diesen Stof erschöpft, das werde ich in einer eigenen allgemeinen Betrachtung anführen, um desto auffallender meine Meinung über die merkwürdigsten Particularitäten ausdrücken zu können. Hiebey ist wohl die möglichste Kürze nöthig, weil sonst diese Abhandlung leicht ins Unendliche gehen könnte; so daß dieser Gegenstand, wenn er gehörig bearbeitet würde, ein ziemliches Werkchen ausmachen könnte. Daher kann ich nur andern einige Gelegenheit zu einer tiefern Untersuchung geben, und mir höchstens nur versprechen, daß

meine

meine Kürze über diese so reichhältige Materie wenigstens nicht verworfen werden wird.

Wollten wir nach den Tugenden und Lastern unserer Vorältern unser gegenwärtiges Geschlecht abmessen, so würden wir keine geringe Veränderung, und dennoch noch wesentliche übereinstimmende Züge bemerken, welche durch die folgende Zeit verstellet, aber nicht ausgewischet werden können; wir würden uns darüber betrüben, ohne deswegen zu verzweifeln; wir würden meines Ermessens zur Ueberzeugung gelangen, daß unser sittliche Wandel sich täglich verschlimmere, nicht so sehr, daß keine Hofnung zur Besserung vorhanden wäre, und auch gewiß nicht so wenig, daß wir durch die Gefahr nicht erschreckt werden sollten, welche uns bedrohet, wenn wir uns zu dieser Besserung nicht schleunig entschließen; wir würden nur mit Mühe die dazu nöthigen Hülfsmittel anwenden können, weil die Verbesserung eines ganzen Volkes in allen Ländern und zu allen Zeiten eine höchst beschwerliche Unternehmung war. Die Lehrsätze der Moral und sogar der geläutertsten Religion reichten meistens dazu nicht hin, weil das Beyspiel eingewurzelter Laster sich durch keine Ermahnungen der Sittenlehre und Religion hemmen läßt. Die Mehrheit der Stimmen entscheidet dem großen Haufen alles, und eine weise Verschiedenheit in der Aufführung wird nicht

selten

selten für eine Thorheit gehalten. Der Moralist wird mit seinem guten Beyspiele Wenige erbauen, wenn er nicht seinem sittlichen Wandel eine im gemeinen Leben auffallende Nützlichkeit zu geben weiß; und doch könnte dieses fruchtlos seyn, wenn er kein Mann vom höchsten Range, oder um deutlicher zu reden, kein Gesetzgeber wäre. Der eine Trieb will gemeiniglich durch den andern bezwungen werden, und ohne dieses Hülfsmittel ist die Stimme der Vernunft in den Ohren der Menge nur ein unangenehmes Geräusch. Dem zufolge ist es auch ausgemacht, daß jedes individuelle Volk nach einer besondern Weise geleitet werden muß. Solon gebrauchte die Dichtkunst zur Wiederherstellung der Tugenden der Athenienser. Dieses Hülfsmittel wäre allein hinlänglich gewesen, Lykurgen bey den Spartanern verächtlich zu machen. Jener große Czaar zwang die wüsten Russen, Menschen zu werden, wogegen sich alle andere Völker des Erdbodens vielleicht aufs äusserste gesetzt haben würden, wenn sie nicht darunter hätten erliegen müssen. Unsere Niederländer besitzen so wenig die Weichlichkeit der Athenienser, als die Strenge der Spartaner; viel minder die Roheit der Russen. Von Natur sind sie sanftmüthig, und lassen sich lenken; aber ihre Eigenliebe erduldet die Schmach herber Bestrafungen nicht. Eine freundliche Schätzung ihres Werthes ist noch heut zu Tage das beste Mittel,

ihnen zu gefallen; und wenn sie gleich die Schmeicheley durchaus hassen, so kann sie doch ein Lob der Tugenden ihrer Vorältern einnehmen, welche sie nicht mehr besitzen. Doch ist solches nicht selten ein Mittel, wodurch sie aufs neue dazu ermuntert werden. Seine eigenen Fehler als Possen belachen zu wollen, würde bey ihnen als eine Unbescheidenheit in Verdacht kommen; daher haben sie in diesem Punkte nichts mit den Franzosen gemein, welche leichtsinnig ihren Spott mit Fehlern treiben, welche sie nie zu verbessern gedenken, wobey sie die Absicht haben, solche für Schwachheiten auszugeben. Die Niederländer können es hingegen wohl leiden, daß man ihre Schwachheiten wesentliche Fehler nenne, wenn man nur dabey die gehörige Delicatesse beobachtet.

Hat es sich itzt aus allem Angeführten ergeben, wie nöthig die Kenntniß dieser und dergleichen Eigenschaften für alle sey, die an der Regierung des Niederländischen Staates Antheil haben, so mögen wir festsetzen, daß sie denen nicht weniger heilsam ist, welche in einem andern Betrachte merklichen Einfluß auf die Staatsverfassung haben. Dieses sey nun von Amts wegen, oder aus freyer Wahl, um die Gaben ihres Verstandes zum allgemeinen Besten anzuwenden. Nach Maaße ihrer Achtsamkeit auf diese karakteristischen Züge werden ihre Handlungen

lungen, ihre Schriften dem Vaterlande nützlich, gleichgültig, oder auch mit dem besten Willen schädlich seyn können. Doch ist es Zeit, die Untersuchung der Eigenschaften des Gemüths der Niederländer fortzusetzen.

Würksamkeit war stets die dem ächten Niederländer besonders eigene Tugend. Sie ist es noch, wenn gleich in merklich geringerem Grade, und nicht mehr mit jener schönen Sparsamkeit vereiniget, welche ehemals ihr ein so vortreffliches Ansehen gab. Der Ueberfluß, welcher durch selbige erzeugt wurde, verursachte wider Hochmuth, Pracht und Weichlichkeit; Scheusale, welche ein weniger gesetztes Volk, als das unsrige, schon längst ins äusserste Verderben gezogen haben würden. Aber wie kömmt es doch, daß unser natürlicher Ernst diesen fortschleichenden Unheilen keine Schranken setzt? Wie kömmts, daß die Niederländer, die von ihren Nachbarn beynahe für unempfindlich angesehen werden, nicht besser den Reitzungen eines wollüstigen Lebens widerstehen? Vielleicht hat es mit ihrem gesetzten Wesen eine ganz andere Bewandtniß, als man gewöhnlich vorgibt, und auch wohl eine ganz andere, als sie selbsten glauben. Hier muß bemerkt werden, daß man sich oft irret, wenn man es zur Menschenkenntniß hinlänglich glaubt, ihr Betragen in den Gesellschaften und im gemeinen Leben zu betrach-

ten. Vielleicht ist solches in Ansehung derer genug, welche, wie die Franzosen, die Geselligkeit für ihre Hauptsache ansehen; aber bey uns, wo sie lange Zeit als eine Nebensache betrachtet wurde, können solche Bemerkungen nie anders als irre führen. Würksame auf ihre Beschäftigung eingeschränkte Leute sind gewöhnlich gegen alles kalt, was da nicht hinein schlägt. So waren die ehemaligen Holländer, und so sind noch oft die Verständigsten unter uns. Im Grunde beweiset dieses aber nichts weniger, als eine Unempfindlichkeit, welche man unserm Nationalkarakter gewöhnlich beylegt. Wie indessen jene Würksamkeit mit dem Anwachse der Reichthümer vermindert worden war, breiteten unsere Leidenschaften ihre Herrschaft täglich weiter aus. Verfallen wir mal ganz zum Müßiggange, so werden wir auf unsere Reihe, vom Morgen bis zum Abend fröhlich und lustig seyn, scherzen, lachen, singen, und den Hunger mit Zwiebeln und Salz stillen. Doch der liebe Himmel behüte auch unsere spätesten Nachkommen für einen solchen Ruhm. Allein es ist doch die Pflicht aller Biedermänner, durch eine ihnen bestmöglichste Entzündung eines neuen Eifers im Herzen ihrer jungen Mitbürger, jenen falschen Reitzungen der Pracht und des Aufwandes, welche die Einfalt so jämmerlich betäuben, entgegen zu würken.

Es ist keineswegs zu verwundern, daß man in unserm Vaterlande sich durch einen schönen Schein bezaubern ließ, wenn man gegen Versuchungen nicht auf seiner Hut war, wovon man noch keine Erfahrung hatte. Die Kultur, welche wir noch in diesem Jahrhundert über unsere Voráltern erhielten, ist, wenn ich es sagen darf, eine unschuldige Mitursache davon. Wahre feine Lebensart ist in der That das Salz des Zusammenlebens, sie ist die liebste Gesellinn der Tugend, und gewähret oft das beste Bewahrungsmittel gegen viele Laster, weil sie der Seele eine Delicatesse einflößet, welche wider alle rohe Ergötzlichkeiten einen Abscheu hat. Allein zum Unglück gibt es auch eine falsche Feinheit des Umganges, welche mit Recht die Pest des geselligen Lebens genannt werden mag, weil ihr vornehmster Endzweck nur ist, dem Laster einen falschen Anstrich zu geben, und es unter einem bezaubernden Deckmantel unbemerkt einzuführen. Diese nimmt überall die Larve der ächten Sitten Feinheit an, und setzt sie oft in Verlegenheit, da sie sich mit mehrerem pralerischen Geräusche und eitlerm Reize zu zeigen weiß. Ihre Betrügerey wird gewöhnlich alsdann erst bemerket, wenn man die Kräfte nicht mehr hat, ihr widerstehen zu können. Sie ist es, welche die Chinesen zum Beyspiele zum betrügerischten Volke des Erdbodens macht; sie gibt den Ton vieler Französischen Schriften an,

welche auch hier zu Lande mit so vieler Begierde gelesen werden; sie verführet unsere Jugend, bezaubert das weibliche Geschlecht, und bringt nicht selten unsere gesetztesten Staatsbürger ans Wanken. Sie bedient sich endlich der Reichthümer, uns von jenem heilsamen Mittelwege abzuziehen, worauf allein der wahre Genuß des Lebens erhalten werden kann. Wir geben ihr erst aus Leichtgläubigkeit, hernach aus Schwäche, und endlich aus wollüstiger Begierde Gehör, bis sie uns an den Rand des Verderbens bringt.

Folgendes enthält meine nähere Meinung über diesen wichtigen Punkt. Wie unsere Vorfahren durch eigenes Bemühen Reichthümer genug erworben hatten, gemächlicher leben zu können, entdeckten sie bald die schwache Seite ihrer nicht feinen Lebensart. Sie wollten diesen Mangel bey ihren Nachkommen ersetzen, wobey es ihnen an der nöthigen Kenntniß der dabey erforderlichen Vorsicht fehlte. Sie übertrieben die feine Erziehung ihrer Kinder, und verdarben dadurch alles. In so weit liegt die Schuld unsers Sittenverderbnisses also bey ihnen, wenn ihre Augenmerke gleich die löblichsten waren. Doch sind wir noch schuldiger, daß wir gleich auf jene wenigen Vorrechte stolz wurden, welche wir durch ihr eigenes Zuthun über sie erhielten,

und uns der Pflicht enthoben achteten, ihren Tugenden nachfolgen zu müssen, welchem zufolge wir, um nicht altmodisch zu scheinen, in Ausschweifungen verfielen. Auf diese Art haben wir das Segel aufgewunden, das Ruder vernagelt, und einen Stillstand auf der Fahrt nach den Hafen der Glückseligkeit gemacht.

Eine andere Schwäche, welche uns von Zeit zu Zeit keinen geringern Nachtheil verursachte, ist jene unmäßige Sucht für Fremdlinge, welche uns zu einer ungereimten Nachaffung alles dessen verleitet, was sie uns zu einem Vorbilde anpreisen. Muß es nicht seltsam scheinen, daß unsere gegen auswärtige Regierungen stets so abgeneigte Nation sich fast in allem so gern nach den Gefühlen der Ausländer schicket? Ein originelles Volk, das noch vor so weniger Zeit aus sich selbsten zu Allem fähig war, erniedriget sich zu einer blinden Bewunderung aller seiner Nachbarn, vereinigt alle ihre Fehler mit den seinigen, erstickt das Feuer seiner eigenen Phantasie, verläugnet seine besten Fähigkeiten, ja die Reinheit seiner Sitten, um nur das Spielzeug ausländischer Schwätzer zu werden, die eine solche Einfalt im Innersten ihrer Seele bespotten. Dabey ist es am tollsten, daß wir, da wir doch mit keiner Nation des Erdbodens wenigere Aehnlichkeit haben, als mit der Französ-

fischen, dennoch vorzüglich die Franzosen für unsere Lehrmeister erkennen. Ein Deutscher kann uns weis machen, daß er zehn oder zwölf Künste zugleich verstehe, er kann unsere Börse erleichtern: weil wir aber endlich seine Betrügerey bemerken, so werden wir zuweilen noch zur rechten Zeit gewarnet. Aber ein Franzose übet eine uneingeschränkte Herrschaft über uns aus. Er regulirt unsere Kleidung, unsere Stellungen, unsern Geschmack, unsere Arm und Beine, ja den mindesten Aufschlag unserer Augen. Indessen ist die Natur, welche nicht leicht zugeben wird, daß wir geliebte Spielpuppen werden, gegen alle Bemühungen, welche wir dazu anwenden, widerspänstig: und wir werden auf diese Art lächerlicher, als die Narrheit selbst. Doch geht es, glaube ich, als oft so, daß jene, welche sich in Nachaffung üben, die ungemächlichsten Beyspiele auserwählen, um nur desto mehr in die Augen zu fallen. Dennoch schränken wir uns, auch in diesem Punkte, nicht blos auf die Franzosen ein. Man sagt, es gebe Holländer, welche sich ein Paar Zähne ausreissen lassen, um der Aussprache der Engländer vollkommen mächtig zu werden.

So lange kein edler Ehrgeiz sich aufs neue in den Herzen unserer Landsleute entzündet, der sie antreibet, aus eigenen Augen zu sehen, und

andere,

andere, wo möglich, an eigenen Thaten zu übertreffen, wird dieses Uebel sammt allen seinen Folgen unheilbar seyn. Wenn aber das gegenwärtige Geschlecht bereits zu sehr verdorben ist, als daß es eine hinlängliche Besserung versprechen könnte, dürfen wir uns dann wohl schmeicheln, daß das folgende glücklicher seyn wird? Ganz gewiß: wenn wir uns nur bemühen, das fortschleichende Uebel in seiner Wurzel zu ersticken; wenn wir nur die meiste Sorgfalt für die Erziehung der Jugend, besonders in jenem Zeitpunkte hegen, in welchem die Kräfte des menschlichen Verstandes sich zugleich mit den Leidenschaften entwickeln; da der Jüngling in seiner ersten Bekanntschaft mit der Welt unzähligen Gefahren ausgesetzet wird, welche er nicht kennet. Viele Väter lassen diesen Zeitpunkt unthätig vorbey laufen, damit sie nur keine unrichtigen Maaßregeln nehmen mögen: viele andere ersticken das alles belebende Feuer der Jugend durch eine zweckwidrig strenge Zucht: die meisten hingegen lassen solches in eine verderbliche Glut auflodern, und schmeicheln sich auf eine thörichte Weise, daß die Hitze des jugendlichen Herzens alsdann schon gehörig erkalten werde, wenn sie mal ausgeströmet wäre. Unterdessen geht die glücklichste Zeit vorbey, welche zu einer schicklichen Kultur des aufkeimenden Verstandes und Lenkung der kaum bemerkbaren Leidenschaften angewendet werden

müßte. Man ermüdet den zarten Körper täglich, um ihm eine schöne Richtung, und Fähigkeit zu Uebungen zu geben; warum vernachläßiget man den Geist? Oder wird man nachher dessen Denkkraft etwa mit weniger Mühe anfachen können? Oder ist dieses vielleicht eine Sache von minderm Gewichte? Das Gegentheil dessen darf ich vielmehr bewähren, wie auch, daß nur dadurch die allgemeinen Fehler eines Volkes in der folgenden Generation verbessert werden können; wenn gleich dieses Mittel vergeblich beprüfet werden wird, wenn der Samen jenes so schädlichen Unkrautes bereits im Busen Keime erhalten hat. Wie viele Wissenschaften und schöne Künste sind nicht, unter denen der Jüngling eine seinem Geschmacke entsprechende Auswahl treffen könnte; um wenigstens seine ledigen Stunden damit vortheilhaft zu verwenden, anstatt solche unterm ewigen Besuche der öffentlichen Lustbarkeiten zu verderben. Die Erlernung der Sprachen wird mit Grund als sehr nützlich angepriesen, besonders der Lateinischen, welche wir auch schon aus Liebe zu den Franzosen sehr schändlich vernachläßigen. Warum wird doch die Philosophie, welche so sehr fähig ist, dem Verstande die gehörige Leitung zu geben, nie zu den Erfordernissen einer guten Erziehung gerechnet? Doch wie selten ist es nicht, daß Jünglingen vom ersten Range die Grundsätze einer vernünftigen

Re=

Religion nur gehörig eingeflößet werden? Wie oft werden daher solche ledige Köpfe bey der Durchlesung des ersten Deisten nicht zur leichtsinnigen Verläugnung aller geoffenbahrten Religion, zum größten Nachtheile des gesellschaftlichen Lebens, und nicht selten auch zu ihrem persönlichen Verderben verleitet, weil gewiß äusserst seltene Fähigkeiten der Vernunft erfordert werden, blos dem Lichte der Natur seine eigene zeitliche Glückseligkeit verdanken zu können?

Wenn man bedenket, wie viel die tägliche Uebung zur Erweiterung unserer Seelenkräfte beyträgt, und wie sehr diese Uebung vernachläßiget wird: so möchte man beynahe vermuthen, daß der Verstand der meisten Menschen kaum zum Zehntel jener Höhe steigt, wozu er bey einer bessern Bearbeitung gelangt seyn würde; welches doch ein entsetzlicher Verlust für einen ganzen Staat ist, dessen Glieder solche vernachläßigte Köpfe sind. Könnten wir, wie die Spartaner, die Erziehung unserer Jugend mit der Regierung des Staates vereinigen, so würde vielleicht unser ganzes Vaterland bald eine Pflanzschule auserlesener Männer werden. Aus der Unmöglichkeit dieser Einrichtung müssen wir indessen bey Leibe nicht schließen, daß alles vom Zufalle erwartet werden müßte. Mir ist ein

Rettungsmittel eingefallen, welches mich gleich, wie ich gern gestehe, recht innerlich erfreute; und wie es meine Phantasie etwas aus einander gesetzt hatte, immer mehr befriedigte. Ich muß den Leser noch einen Augenblick damit unterhalten, weil ich fest überzeugt bin, daß es nicht unangenehm seyn kann, wenn es auch nur für einen süßen Traum gehalten werden sollte.

Ich überwog die guten und bösen Folgen des steten Anwachses der Reichthümer unsers Vaterlandes. Zu erst stellte sich die Wohlthätigkeit meiner Einbildungskraft dar. Diese ist es, dacht ich, welche im glücklichen Niederlande viel mehr, als in andern Ländern ihren Aufenthalt hat, und welcher edelmüthige Seelen weit bedeutender dorten huldigen. Ihre ernsthaft freundliche Miene brachte mir eine große Anzahl Personen ins Gedächtniß, welche aus dem geringsten Stande des Unvermögens und der Dürftigkeit durch begüterte Wohlthäter, welche sie gleichsam zu ihren Kindern angenommen hatten, irgend eine Kunst oder Wissenschaft erlernt hatten, und dadurch zu hohen Ehrenämtern gelanget waren. Diese Vorstellung rührte mich; und da mir zugleich dabey einfiel, daß die schönen Empfindungen eines gefühlvollen Herzens über die glücklichsten Gaben eines feinen Verstandes geschätzt werden müßten, so fürchtete ich, eine Nation nicht in dem ihr gebüh-

bührenden schönen Lichte dargestellt zu haben, die sich so vortreflich durch wahrhaft christliche Tugenden unterscheidet. Wie ich weiter jene musterhafte Vorbilder betrachtete, bemerkte ich, daß auf diese Art zwar viele Subjekte auch zum allgemeinen Wohle ihr Glück gemacht hätten; daß aber bey weitem jener Nutzen nicht daraus geschöpft worden wäre, welcher sich hätte versprechen lassen, wenn die hohe Regierung jene wohlmeinende Sorgfalt nur als einen Gegenstand ihrer Gesetzgebung angesehen hätte. Ein tiefer Blick in viele Einsetzungen unserer hohen Obrigkeit, welche überall den besten Gebrauch der allgemeinen Liebesgaben bestmöglichst zum Augenmerke haben, erinnerte mich an die ungemeine Bereitwilligkeit unserer Landsleute, den menschenfreundlichen Vorschlägen der Regierung zum Beystande der Unglücklichen, mit der äussersten Mildthätigkeit zu entsprechen, ja nicht selten selbige aus eigenem Triebe merklich zu übertreffen. Die edelmüthigen Bemühungen jener Gesellschaft, welche vor einigen Jahren zur Errettung der Ertrunkenen, in Holland errichtet, und durch die hohe Obrigkeit unterstützet wurde, überzeugten mich aufs neue, daß man sich von unserm mildthätigen Nationalkarakter nie zu viel versprechen könnte. Dabey bemerkte ich, daß gedachte Gesellschaft unter einem allgemeinen Beyfalle bald ausserhalb Landes als ein Nachfolgungswürdiger Gegenstand

angesehen worden wäre, und ich schämte mich beynahe, daß sie bey uns solches nicht schon längst in einem viel ausgebreiterten Verstande geworden wäre. Ich konnte es nämlich gar nicht begreifen, daß man in unserm Vaterlande, worinn sich so viele Gesellschaften und Zünfte der Kunst (Kunstgenoortschappen) zur Beförderung des Flores der schönen Wissenschaften vereinigen, noch an keine neue Gesellschaft zur Unterstützung derer gedacht hatte, welche Muths genug haben, den gähen Pfad der Gelehrsamkeit zu besteigen, ohne die dazu nöthigen Geldmittel zu besitzen.

Alle diese Gedanken vereinigten sich, wie wohl mehr geschieht, auf eine ganz zufällige, gar nicht erwartete Weise, zu einem rohen Entwurfe einer solchen Gesellschaft, welche in einer kurzen Zeit eine ansehnliche Reihe in jeder Art Künsten und Wissenschaften große Männer bilden könnte. Darauf entwarf ich hierüber schon so viele Plane, als wenn ich an der würklichen Existens meines geliebten Objektes nicht mehr gezweifelt hätte. Für mich war das zwar schon sehr interessant; weil der Leser aber wahrscheinlich eine Beschreibung eines Luftschlosses eben so interessant finden wird, so muß ich mich doch wohl über die Ausführung eines solchen Projektes kürzlich erklären.

Ich wünschte also, daß diese Gesellschaft die Ehre des Vaterlandes, die Wohlfahrt unsers Staates, und die Verbesserung unserer Sitten im Großen zur Absicht hätte, das ist, daß sie gesunden Menschenverstand bey der ganzen Menge unserer Landsleute vermehrte, ihren Geschmack läuterte, ihre ursprüngliche Würksamkeit ermunterte, wodurch, so zu reden, in einem leeren Raume ein unermeßlicher Würkungskreis entstehen würde. Zu diesem Endzwecke müßte sie die Auswahl der edelsten Köpfe keineswegs dem Zufalle überlassen, sondern Maaßregeln festsetzen, welche sie der glücklichsten Wahl, welche nur möglich wäre, versicherten. Die Natur hat zuweilen Wunder, wo sie selten oder nie gesuchet werden. Ist es nicht wahrscheinlich, daß man sie zuweilen in jenen öffentlichen Häusern der Mildthätigkeit finden würde, in denen die verwaißte Jugend erzogen und nur alltäglich unterwiesen wird, wenn dieses gleich oft einen so guten Erfolg hat, daß der Verlust ihrer Aeltern, welche nicht selten eine schlechte Erziehung gaben, dadurch reichlich ersetzet wird? Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß unter so vielen Hunderten, als solche Häuser enthalten, nicht gewöhnlich drey oder vier seyn sollten, welche gemächlich zum ersten Range der großen und schönen Geister erhoben werden könnten? Ich wollte, daß man keine Gelegenheit zu solchen Entdeckungen versäumte, eben wie man in einer

Mine die Edelgesteine sucht; und daß man aus einer auserlesenen Zahl tüchtiger Subjekte wieder nach eines Jeden Anlage Theologen, Philosophen, Rechtsgelehrte, Aerzte, Dichter und Mahler, ja selbst Musikverständige, wenn nur unter gehöriger Vorsorge, zur Ausbildung schöpfte. Aber nie, nie müßte ein Jüngling dazu ausersehen werden, der keine vorzügliche Beweise eines feinen Verstandes und guten Herzens von sich gegeben hätte. Die Beprüfungen darüber könnten mit keiner zu ängstlichen Sorgfalt geschehen. Meines Ermessens würde nämlich das ganze Augenmerk keineswegs erreichet seyn, wenn dadurch nur Gelehrte und Künstler vom zweyten Range entstehen sollten. Alle diese Edelgesteine müßten nicht nur ächt, sondern auch vom köstlichsten Werthe seyn.

Darf ich fürs letzte freymüthig meine ganze Meinung äussern? Das Vaterland des Lorenz Küster, dem die Welt ausser der Buchdruckerkunst auch viele andere treffliche Erfindungen verdankt, und welches sowohl in diesem, als im vorigen Jahrhundert viele große Männer hervor brachte, würde auf diese Weise vielleicht noch vorm Anfange des folgenden Jahrhunderts die Bewunderung des ganzen Europa's auf sich ziehen. Eine neue Generation würde bald den Ausländer überzeugen, daß keine dicke und

dünstige

dünstige Luft die Niederländer verhindere, zu den erhabeusten Heiligthümern der Pallas und des Apollo durchzudringen. Die so von allen ihren Nachbarn geehrte, und von ihren Einwohnern geliebte Republik würde nie aufhören, im Innern glücklich, und im Aeussern ihren Feinden fürchterlich zu seyn. Denn es würde ja in einem Freystaate, worinn ein Jeder sich täglich bestrebte, der wahren Ehre den ihr geziemenden Werth beyzulegen, auch nicht an Helden mangeln, welche jene Grundursache alles Heiles, die Freyheit, mit dem Degen in der Faust bis zum letzten Athemzuge bereitwilligst vertheidigten.

Ueber

Ueber Großbrittaniens Staatsverfassung.

Hätten die Athenienser ihre Herrschaft über das Meer mit dem Vortheile vereinigen können, welchen die glückliche Lage einer Insel gewähret, so hätten sie leicht allen ihren Nachbarn Gesetze vorschreiben können. Die nämlichen Flotten, welche sie in Stand setzten, die Besitzungen ihrer Feinde zu verwüsten, würden ihnen zu dem dazu behülflich gewesen seyn, ihre eigenen Küsten wider jeden Einfall der Ausländer zu decken. Sie würden diesen Vortheil so lange genossen haben, als sie ihre Herrschaft über das Meer zu erhalten gewußt haben würden. So spricht Xenophon; und man sollte fast glauben, sagt der große Montesquieu, daß er hierdurch die Brittischen Inseln verstanden hätte.

In der That, wir * genießen alle Vortheile der Natur und der Kunst, welche Xenophon gewünschet haben würde, um sein Vaterland unüberwindlich zu machen. Täglich erfahren wir das Gewicht davon, und alles muß uns überzeugen, daß unsere Unabhängigkeit, unser Glück, und so gar die Dauer unserer Regierung mit unserer Uebermacht zur See verbunden sind, eine Uebermacht, welche nur durch unsere Tapferkeit und unsere Vaterlandsliebe aufrecht erhalten werden kann. Nur eine lange Reihe auf einander folgender Vergehungen kann die Engländer von ihrer gegenwärtigen glorreichen Höhe in jene Erniedrigung hinab stürzen, in welcher sich die Athenienser befanden. Diese

* Man wolle sich dessen erinnern, was im Vorberichte des Herrn Türpin gesagt wurde, daß nämlich dieses Werk ursprünglich im Englischen, und für die Engländer geschrieben wurde. Der Herr Türpin nahm die Mühe, dasselbe gemeinnützlicher zu machen; und wo er sich im vorigen noch ausdrückte, als ob er selbst unter den Engländern und für dieselben schriebe, haben wir uns bemühet, das Locale in dieser Uebersetzung zu vermeiden. Allein in dieser Betrachtung über die Verfassung von Großbrittanien scheint unser trefliche Schriftsteller das ursprüngliche Englische blos übersetzt zu haben, wobey er wahrscheinlich dachte, daß sie doch ja nur England zum Gegenstande hätte; worinn wir ihm nachfolgen, dem Leser aber solches bekannt machen zu müssen glaubten.

Ueberse=

Unheilen, welche wir voraus sehen können, wenn wir sie gleich noch nicht erfahren, können nur langsam und im Verborgenen zu uns kommen. Wir sind in Rücksicht alles dessen, was uns vortheilhaft oder schädlich seyn kann, zu aufgekläret, daß wir uns in der Auswahl desselben verirren sollten. Der Zauber der Wollust allein kann uns betäuben, und den rechten Weg zur Glückseligkeit unkenntlich machen; der allein kann den Brunnen öffentlicher Tugenden vergiften. Unser Feind ist vor unsern Pforten, laßt uns ja auf unserer Hut seyn, ihm den Eingang zu verhindern.

Wie Großbrittanien eine vor allen Seemächten des Alterthums vorzügliche Lage hat, so ist das Vermögen seiner Regierungsform auch unstreitig kernichter, und erstrecket sich nachdrücklicher auf alle Theile des Ganzen, als die Staatsverfassung jener längst verschwundenen Republiken. Da die ausführende Macht, welche als der vorzüglichste Zweig der Gesetzgebung angesehen wird, bey uns einem einzigen Haupte erblich übertragen wurde, so sind wir der Gefahr nicht blos gestellet, so mannigfaltige Unruhen erdulden zu müssen, welche zu Rom die Bürgermeisterwahlen verursachten. Wir fallen auch nicht in jenen politischen Irrthum, welcher dem nämlichen Körper zwey Häupter gibt. Dieses

ses war es, was die große Schwäche der Spartanischen Staatsverfassung bewürkte.

Das Unterhaus, dessen Glieder vom Volke aus seiner Mitte erwählet werden, ist mit der ganzen Macht bekleidet, welche zu Rom mit der Bedienung der Vorsteher des Volkes verbunden war. Es gewähret die nämlichen Vortheile, ohne denselbigen Mißbräuchen unterworfen zu seyn. Das Volk hat bey uns Nutzen von der Wohlfahrt des Staates, weil es bey der Vertheidigung derselben seine eigene zugleich mit vertheidiget. Es ist, wie zu Rom, ein Theil des Ganzen.

In unserm Parlemente werden alle Sachen durch eine Mehrheit der Stimmen entschieden, und durch diese Einrichtung sind wir von den politischen Mängeln der Carthaginenser frey, bey denen ein einziges Vero (ich bin dagegen) eines unruhigen und unzufriedenen Rathsherrn die wichtigste Sache vor die Rechtstafel eines blinden Pöbels ziehen konnte, der keine Grundsätze hat. Das Oberhaus steht in der Mitte des Königs und des Volkes; es bemühet sich, den Mißbräuchen der Königlichen Macht, und dem Drucke des Despotismus bevor zu kommen; es bändiget die Zügellosigkeit des Pöbels, welcher stets bereit ist, die Schranken der Gesetze zu überschreiten. Kurz, die Augenmerke unserer

Gesetzgeber waren, die allgemeine Freyheit aufrecht zu erhalten, die Rechte eines jeden Gliedes des Staates zu sichern, den Armen wie den Reichen zu Hülfe zu kommen, die Schwachen wider die Anschläge der Mächtigen zu decken. Könnten wir bleiben, was wir seit der letzten Revolution sind, wir würden immer fürchterlich seyn.

Man muß gestehen, daß seit dieser Zeit einige der wichtigsten Stücke unserer Staatsverfaßung einige Veränderungen erfuhren, doch nicht mit offenbarer Gewalt, sondern auf eine unmerkliche Art. Allein was die Staatssucht einer der drey Partheyen nicht ausführen konnte, das hat der Hang zur verderblichen Wollust bewürket. Die große Ausbreitung unsers Kommerzes seit des Uetrechtischen Friedens hat unsere Insel mit Gold und Ueberfluß erfüllet; und wie wir reicher geworden waren, wurden wir auch scharfsinniger in der Nachforschung überflüßiger Gemächlichkeiten. Unter den Regierungen Jacobs des II., Wilhelms und Anna suchte der auswärts beschäftigte, und im Vaterlande beunruhigte Engländer keineswegs diesen schimmernden Tand, wozu nur die Langeweile des Müßigganges und der endliche Eckel des Ueberflusses einen Geschmack erwecken können. Aber wie die Ruhe wieder hergestellet war, wurde der Engländer, der durch seine Waffen zu

über-

überwinden gewußt hatte, durch die Weichlichkeit seiner Nachbarn überwunden. Wenn wir den gegenwärtigen Zustand Englands mit jenem der Römer und Carthaginenser zur Zeit der Verwelkung ihrer Blüte aufrichtig vergleichen, so werden wir uns in einer beängstigenden Aehnlichkeit mit diesen verfallenen Republiken befinden.

Bey den Grundregeln des Kommerzes der Carthaginenser haben wir ihre unersättliche Gewinnsucht hinzugefüget; aber wir haben so wenig ihre Sparsamkeit, als ihre Verachtung der Weichlichkeit und Verzärtelung mit angenommen. Zu der Weichlichkeit und Verschwendung der Römer haben wir ihre Feilgebung ihrer selbst hinzugesetzet; doch kömmt unsere Kriegskunst der ihrigen bey weitem nicht bey, wenn wir gleichwohl eben so wie sie die unglücklichen Wirkungen erfahren werden, welche die Staatssucht der verschiedenen Partheyen in einem Staate verursacht.

Die Regierungsform der Römer war durchaus eine Kriegswissenschaft. Sie war die Kunst Eroberungen zu machen und zu behalten. Unüberwindlich von aussen, unzugänglich innerhalb ihrer Mauern, welche durch eine Menge Volkspflanzungen, die ihnen zu Bollwerken dienten, vertheidiget wurden, besaßen sie alle jene Hülfs-

mittel, welche ein Volk in sich selbst finden muß. Der Kriegssüchtige Geist dieses Volkes, da jeder Staatsbürger Soldat von Geburt war, gab den entferntesten Kriegsheeren Stärke, und schützte das Land gegen jeden Einfall.

Die Carthaginenser wusten Eroberungen zu machen, aber nicht zu behalten. Der Kaufhandel häufte die Reichthümer der Welt bey ihnen auf einander, und diese Reichthümer wurden wieder zur Erhaltung des Kommerzes, woraus sie geflossen waren, angewendet. Sie verdankten ihre Eroberungen dem gemietheten Muthe und Blute der Ausländer, und den Phöniziern, ihren Vorfahren, gleich, häuften sie Berge von Silber zum Sinnbilde ihres Vermögens an. Sie traueten der Tapferkeit der Ausländer zu viel, und jener ihres eigenen Volkes zu wenig; auf diese Weise waren sie im Busen ihres Staates schwach, und ausser Stand, sich zu vertheidigen, wenn ihre Flotten und gemietheten Heere sie auswärts fürchterlich machten. Der Erfolg zeigte, wie gefährlich es für ein Volk sey, welches durch Kommerz mächtig wurde, sich blos auf Kommerz-Politik zu verlassen. Eine Nation, welche blos aus Negotianten besteht, welche nur an Handlungsgeschäften gewöhnt sind, und keine Kriegsfähigkeiten und Disciplin besitzen, kann es nie gegen ein kriegerisches Volk aushalten. Vor noch keinen zweyen Jahrhunderten

derten machten sich einige Horden wilder aber wohlgeübter Tartarn Meister vom Kaiserthume China, dem volkreichsten und dem am meisten kommerzirenden Lande des Erdbodens.

Die Englische Regierungsverfassung war anfänglich, wie alle Staaten, welche durch die Gothen gestiftet wurden, ganz zum Kriege eingerichtet. Henrich der VII. war der erste, welcher, wie er die Güter des Landes, auf Kosten des Adels, gleichmäßiger unterm Volke vertheilte, so auch der Nation die reichhaltigen Quellen des Kaufhandels eröffnete. Seit der Zeit entartete der kriegerische Geist immer mehr. Doch muß der Zeitpunkt unserer Seemacht, wie der Ausbreitung unsers Kommerzes, eigentlich der glorreichen Regierung Elisabeths zugeschrieben werden. Die unter der friedlichen Regierung Jacobs des I. gegründeten Volkspflanzungen erweiterten die Zweige dieses großen Negotiums noch mehr, wovon wir noch itzt die Früchte genießen. Die Bürgerlichen Kriege zwischen Karl dem I. und dem Parlamente belebten unsern alten Kriegsgeist aufs neue. Der hurtige Cromwel machte Englands Namen in Europa weit grösser, als er unter seinen mächtigsten Königen je gewesen war.

Der Ruhm unserer Kriegsflotten schien zu seiner Zeit ihre letzte Epoche erreicht zu haben.

Seit der Regierung dieses weit und breit bekannten Despoten erfuhr unser Kaufhandel große Verbesserungen sowohl in Rücksicht der Anzahl als der Stärke der Schiffe. Wir können uns aber nicht schmeicheln, solche fähige und unerschrockene Befehlshaber zu besitzen. Diese Wahrheit ist kein Stich auf einzelne Personen, sie zwingt mich zum Bekenntnisse der Mängel der ganzen Nation.

Zu Cromwels Zeit war die Volkstugend noch in ihrer vollen Kraft. Der Ruhm der Nation war die vorzüglichste Triebfeder der Handlungen eines Jeden. Staatsbedienungen wurden nicht deswegen gesuchet, weil sie Hülfsmittel wären, Reichthümer zu erwerben, sondern in der Absicht, dem Vaterlande ersprießliche Dienste zu erzeigen. Der Ruhm, ein feindliches Schiff in den Grund gebohrt zu haben, wurde höher geschätzet, als der Besitz der Reichthümer, womit es beladen war. Der Reichthum des Staates bestand in der Erschwächung seines Feindes. Der unsterbliche Blak sah einen Ring von fünfhundert Pfund Sterling an Werth als eine hinlängliche Belohnung aller seiner Thaten in Europa und Afrika an, weil er mit den Danksagungen des Parlaments begleitet war. Seine Mäßigkeit war von den herrschenden Sitten des Volkes erzeuget worden. Eine vom wüsten Wesen entfernte Mannszucht leitete die Erziehung

der

der Jugend, die Mäßigkeit war eine allgemeine Tugend; ein ehrerbietiges Gefühl gegen die Religion linderte das Rohe in den Sitten der Seeleute, und war das heilsamste Verwahrungsmittel wider ihre Ausschweifungen. Die Befehlshaber sahen ihre Untergebene nicht anders als ihre Mitarbeiter an. Ihr Beyspiel flößte ihnen Subordination ein, die Liebe zur Pflicht vertrat die Stelle der Furcht vor Züchtigungen, welche dem Muthe der Kriegsleute ein Hohn sind. Die Weichlichkeit war den Vornehmern, wie zu geistige Sittenlehre den Geringern, unbekannt.

Die Philosophie, welche ein Volk zur Weisheit ausbilden sollte, hat bey uns nur Religionsschänder erschaffen. Zu erhaben und zu geläutert, als daß sie den Geschmack einer unwissenden und ungeschlachteten Menge für sich gewinnen könnte, hat sie nützliche Vorurtheile bestritten, und ihre siegreichen Waffen, wenn sie ihre Siege auch noch so weit ausbreiten, haben uns nichts weiter hinterlassen, als das Angedenken an ihre Verwüstungen. Ein Volk, welches glaubt, hat stets gute Staats- und Weltbürger. Ein Volk, das über seine Pflichten vernünftelt, ist stets der Versuchung ausgesetzet, sie zu vernachläßigen. Unsere Philosophen haben vernünftige Subtilitäten vorgetragen, aber der Mißbrauch, den sie von ihrem

Verstande gemacht haben, ist ein Gift, welches alle öffentliche Quellen angestecket hat; und so viele Lehrjünger sie erhalten haben, so viele schlechte Staatsglieder haben sie gebildet. In Rom und Carthago bewafneten sich keine vermessenen Schriftsteller wider Jupiter. In China sucht der erleuchtete Bonze in der Stille Wahrheit, und erhebt nie seine Stimme wider Irthümer, welche die Gesetze unterstützen. *

Die Wollust, welche noch verderblicher ist, als eine zu geistige Sittenlehre, weil sie die Sinne zum Gegenstande hat, wurde von Karl

dem

---

* Das heißt: langsam, stufenweise aufklären, reformiren, nicht Despotismus, Priesterbetrug vertheidigen. Wahre Aufklärung ist Kenntniß unserer Verhältnisse, unserer Rechte, wie unserer Pflichten. Ein zu unserer Glückseligkeit nöthiger Betrug ist ein Beweis der Schwäche der Menschheit. Wie läßt sich diese heben? — Wehe der Menschheit, wenn ihm zu sehr nachgegeben wird! Wehe der Regierung, wehe der Religion, zumalen jener, deren Joch süß und Bürde leicht ist, wenn seine zu weit gehenden Anmaßungen zu plötzlich entdeckt werden! Und auch dann wehe der Menschheit!

v. R.

dem II. bey seiner Wiederherstellung eingeführet. Sein politisches Angenmerk war, die Engländer zu entnerven, und so biegsamer für seine weit gehenden Plane mit ihnen zu machen. Dieses schien ihm ein sichereres Mittel dazu zu seyn, als die Gewalt. Die Wollust ergoß sich vom Throne in die Hauptstadt, deren vergiftete Luft die umher liegende ganze Landschaft verpestete. Sie brachte jene Wirkung hervor, welche sich ihr Urheber versprochen hatte. Die Freyheitsliebe räumte der Gleichgültigkeit ihre Stelle ein; die entnervten Körper scheuten die Arbeit; der Hang zu Ergötzungen wurde stärker; der Geschmack für den Krieg hingegen erschlafte.

Der in der Mitte der Wollüste staatssüchtige Karl der II. hatte kein Vertrauen auf eine aus dem Volke geschöpfte Kriegsmacht. Dieses würde geheißen haben, die Beförderung seiner Absichten denen zu überlassen, welche das größte Interesse hatten, denselben entgegen zu arbeiten. Um also Ausländer zu Kriegsbedienungen befördern zu können, brauchte er den schön scheinenden Vorwand, Leibwachten und Besatzungen nöthig zu haben, wodurch er vier oder fünf tausend Ausländer in Kriegsdienst erhielt, welche er in der Folge bis zu acht tausend vermehrte. Da er stets auf die Ausführung seiner Entwürfe bedacht war, so ließ er die Nationaltruppen verfallen, welche ihrer Vernachläßigung und

der

der daher entsprossenen Muthlosigkeit wegen bald ganz zernichtet wurden. Verderbliche Staatskunde für die bürgerliche Freyheit, weil sie im Augenblicke, wie sie den Despoten verstärkt, zugleich dem Staatsbürger die Waffen benimmt welche er zu seiner Vertheidigung übernommen hatte, und weil sie ein tapferes Volk in ein ungeübtes und muthloses verändert.

Der selbst bis zum Aberglauben religiöse und durch Staatsminister geleitete Jacob der II., welche eben so schwach als er waren, war staatssüchtig, ohne staatsklug zu seyn. Da das Glück seines Vorfahren ihn ermunterte, so bestund er besser als dieser. Wenn er gleich mit dem Hasse und der Verachtung der Nation beladen war, so wuste er das Geheimniß doch, ein mächtiges Heer auf die Beine zu bringen, welches von ihm allein abhing. Das durch den Herzog von Monmouth entzündete Kriegsfeuer schien seine Macht ans Wanken bringen zu müssen; dessen ungeachtet befestigte eben dieses dieselbige. Die Nationaltruppen schienen nicht geneigt zu seyn, wider den Herzog und seine Anhänger fechten zu wollen, welche als Vertheidiger der Religion und Freyheit angesehen wurden. Itzt verstellte Jacob sein Mißtrauen, aus Furcht, seine Schwäche zu offenbaren, und überredete das Parlament hurtig genug, daß die Nationaltruppen unnütz wären; that dazu

sein

sein bestes, eine Unterstützung an Geld zu erhalten, wodurch er in Stand gesetzt würde, die zu seiner Vertheidigung nöthigen Truppen zu unterhalten. Die Idee, welche man sich von seiner Schwäche gemacht hatte, war seinen Augenmerken günstig; er erwarb alles, weil man ihm nicht Politik genug zutraute, einen Mißbrauch von dieser Nachsicht machen zu können. Indessen bestand sein Heer zur Zeit der Revolution endlich aus dreyßig tausend Mann.

Die Regierungen von Wilhelm dem III. und Anna waren unaufhörlich durch Partheyen von innen und Kriege von aussen beunruhiget. Das Feuer, welches unsere Insel und das feste Land verwüstete, konnte dennoch den Muth der Nation nicht wieder anfachen. Unsere Kriegsmacht bestand nur dem kleinsten Theile nach aus Eingebohrnen. Wir setzten unser grösstes Zutrauen auf unsere Bundesgenossen, und auf gemiethete Ausländer. Seit dieser Zeit wurden zwar verschiedene Entwürfe zur Errichtung einer Nationalkriegsmacht gemacht, allein sie wurden alle durch die Bosheit der verschiedenen Partheyen vereitelt.

Die Furcht, welche wir seit einigen Jahren vor einen Einfall gehabt haben, hat uns nichts übergelassen, als die Auswahl eines Hülfsmittels aus zweyen; entweder unsere Vertheidigung

einem

einem Haufen ausländischer Kriegsleute anzuvertrauen, oder eine inländische Kriegsmacht zu errichten. Endlich hat nach langem Zwiste die letzte Meinung die Ueberhand erhalten. Diese in ihrer Geburt auch noch so unvermögende Einrichtung wird in ihrer Reife vollkommener seyn. Sie ist erst die Morgendämmerung eines schönen Tages. Jene, welche sich dieser Einrichtung widersetzten, gründeten ihre Gefühle darauf, daß diese Truppen unnütz wären, welche keinen Krieg mit Ruhm würden führen können, weil sie dazu nicht geübet würden. Um sie gänzlich vom Gegentheile zu überzeugen, muß man nicht fein vernünfteln, weil dieses doch nie ohne Widerspruch geschehen kann, sondern sich auf die Erfahrung berufen; was ehemals geschah, das kann wieder geschehen.

Die Römer fühlten im ersten Punischen Kriege die Unmöglichkeit, es gegen die Carthaginenser aushalten zu können. Dieses muthige Volk hatte nämlich gar keine Kenntnisse von der Schiffahrt und vom Baue nur eines einzigen Schiffes. Aber eine Galei leidet an ihren Küsten Schiffbruch. Diese, diese dienet ihnen zu einem Muster, wonach sie eine Flotte erbauen, und wiewohl sie so wenig Schiffszimmerleute als Matrosen haben, so werden sie doch auf einmal Schiffer, und bestreiten einen Feind zur See, der sich die Oberherrschaft davon angemaßt hatte.

hatte. Dieses Beyspiel lehret uns, daß die Standhaftigkeit eines rechtschaffenen Bürgervolkes alles überwinden kann, und daß derjenige nicht sehr vor Liebe zum allgemeinen Wohle brennen muß, welcher die dabey zu überwindenden Schwierigkeiten vergrössert, da solcher Patriotismus aus einem ganzen Volke Helden machen kann.

Diese kalten und bangen Politiker schrieen über die Gefahr, Waffen in Händen eines verdorbenen Pöbels zu geben, der weder Sitten noch Zucht kennet, und ein Heer zu errichten, das aus dem Abschaume der Nation besteht. Allein die Erfahrung muß uns gegen diese Gefahr sicher stellen. Die Strenge der Kriegszucht ist ein vermögendes Verwahrungsmittel gegen die Ausschweifung. Lassen wir auf alle Kriegstruppen Europa's sehen; diese bestehen aus den niedrigsten und verächtlichsten Leuten einer jeden Nation. Dabey haben wir einen Vortheil über alle andere Völker, daß unsere Nationalkriegsmacht nur aus dem Adel, aus Negotianten und Ackerleuten des Königreichs besteht. Das Eigenthumsrecht gibt allein einen Anspruch auf die Aufnahme unter dieselbe; auf diese Art wird dieses Heer nur solche Mitglieder haben, die auch aus Eigennutz das allgemeine Beste aufrecht zu erhalten suchen.

So waren bey den Römern jene Heere, welche Italien überwunden, und für Rom den Weg bahnten zur Beherrschung der ganzen Welt. Jeder Römische Soldat war ein Bürger, für seine Besitzungen besorgt, und überzeugt, daß sein Wohl mit dem Wohle des ganzen Staates unzertrennlich verbunden wäre. Die Vortheile, welche diese Auswahl der Soldaten hatte, wurden nie offenbarer, als nach jenem Blutbade zu Cannä. Jeder zur Vertheidigung seines Vaterlandes verpflichtete Römische Bürger schlug nicht allein seine Besoldung aus, sondern trug auch alles, was er besas, in die Schatzkammer des Staates. Die Römischen Weiber verkauften aus Nacheifer eines so edlen Eigennutzes ihre Edelgesteine und kostbarsten Zierrathen zum Behufe ihres Vaterlandes. Wahrlich ein Opfer, welches einem Geschlechte viele Ueberwindung kosten muste, das von der Begierde, behagen zu können, beherrschet wird!

Dieses ist der Gemüthszustand eines freyen und tugendhaften Volkes in bedenklichen und stürmischen Zeiten. Dagegen wird jener Theil der Nation, welcher durch die Vortheile des Eigenthumsrechtes an einem freyen und vermögenden Lande gebunden ist, immer die stärkste Brustwehr seyn. Sein Beyspiel wird immer einen herrlichen Einfluß auf seine Untergebene haben.

Man ist besorgt, daß unsere Nation auf diese Art aus einer kaufmännischen eine militärische Nation werden möchte. Aber wie! ist es etwa nicht besser, daß wir alle Soldaten seyn, wie unsere glorreichen Vorfahren waren, als daß wir Sklaven werden, die sich vor strengen und trotzigen Herrn zitternd im Staube niederwerfen? Es war Marius, der bey den Römern zuerst dadurch die Kraft des Heeres entnervte, daß er Soldaten aus der sechsten Klasse nahm, welche den Abschaum des Volks enthielt, und, da sie kein Interesse beym Streite hatte, auch keinen Muth zu seiner Entscheidung haben konnte. Rom hörte auf, unüberwindlich zu seyn, so bald es unter seinen Kriegstruppen mehr Ausländer als Bürger hatte; so bald es gleichgültig wurde, ob man ein Römer, oder ein Fremder wäre; so bald es den Namen eines Kriegsmannes durch eine unwürdige Auswahl verächtlich gemacht hatte, wie diese an sich würdige Staatsbedienung nicht mehr ein ausschließliches Vorrecht eines Römischen Bürgers geblieben war.

Das Schicksal jener Republiken des Alterthums muß uns erschrecken, wenn wir nicht durch ihre Unheile gewarnet, unserm Untergange vorbeugen, durch eine Vermeidung ihrer Fehler und Bezähmung ihrer Ausschweifungen. Griechenland, ehemals der Sammelplatz der

Künste und Wissenschaften, die fruchtbare Pflegemutter der Weltweisen, der Gesetzgeber und Helden, seufzet itzt unter dem erdrückenden Joche der Unsittlichkeit, und zehret in der dicken Finsterniß der tiefsten Unwissenheit weg. Das stolze Carthago, Beherrscherinn des Meeres, Mittelpunkt des Kommerzes der Welt, verstattet itzt seine Nachforschungen des Reisenden nicht, der mit Ungeduld sich bemühet, jenen Deckmantel aufzuheben, welcher ihm seine Ueberbleibsel verbirgt. Rom, vormals Beherrscherinn der Welt, ist itzt nichts anders, als der unedle Aufenthalt von Menschen, welche so niederträchtig sind, daß sie ihre eigene Niederträchtigkeit nicht erkennen. Einige feigherzige Sbirren, welche von keinem Nacheifer beseelet werden können, haben die Wache über jenes Kapitolium, worin einstens die Scipio's ihre Siege feyerten.

Ueber

Ueber die Revolutionen der vermischten Regierungsformen.

Welches ist die beste Regierungsform? Ein erleuchteter Gesetzgeber, sagt man, muß den Karakter jenes Volkes kennen, welches er bilden will, und alle seine Einrichtungen müssen dazu geschickt seyn, die Neigungen desselben zu lenken, wenn er es beglücken will. Keine Regierungsform ist so vollkommen, daß dieselbe ohne Unterschied für alle Völker des Erdbodens heilsam seyn könnte. Dieser Satz hat wenige gefunden, die ihn nicht zugeben würden, weil er so oft schon angeführrt worden, wenn er gleichwohl keine strenge Untersuchung würde ertragen können. Es sind die Eindrücke der Erziehung, welche den Menschen so bilden, wie er wird; die erste Generation läßt sich am beschwerlichsten zu einer gewissen Richtung lenken; die folgenden Generationen bedürfen keiner nachdrücklichen Maaßregeln des Gesetzgebers mehr. Der zu Sparta gebohrne und erzogene Alciaiades würde ein Agis geworden seyn.

Polyb ist der Meinung, jene Regierungsform, welche aus einer gleichmäßigen Vermischung der Selbstherrschaft, der Regierung der Vornehmsten und des Volkes entstanden wäre, entspräche am besten der menschlichen Natur. Zur Bewährung dieser seiner Behauptung läßt er sich in keine Vernunftschlüsse ein, sondern beruft sich nur auf die Erfahrung. Er stellt Sparta's Verfassung zum Beyspiele auf, wie Lykurg solche eingerichtet hätte. Dieser weise Gesetzgeber hätte von jeder dieser Regierungsformen das Beste zum Grunde gelegt, um ein neues Ganze darauf zu errichten, dessen wohlgeordnete Theile seine Dauer versichert hätten. Die Weisheit seiner Zusammensetzung wäre so groß gewesen, daß keiner der dreyen Theile, welche dieselbe ausmachten, jemals, selbst auch, wenn sie die ihnen gesetzten Schranken überschritten, jene Mängel hätten erhalten können, welche Jeder für sich sonst gehabt hätte. Einjeder derselben wäre nämlich durch die nachdrückliche Widerstrebung der beyden andern zurück gehalten worden, so daß er keine Uebermacht hätte erhalten können, sondern vielmehr in einem vollkommenen Gleichgewichte mit denselben bleiben müssen.

Von der Aufrechthaltung dieses Gleichgewichtes der vereinigten Kräfte läßt Polyb die Fortdauer, oder den Fall der vermischten Re-

gie-

gierungsformen abhangen. Er setzt hinzu, wie jede Regierungsform ursprünglich vom Volke herrührte, so wären auch alle Veränderungen, die damit vorfielen, das Werk des Volkes. Wenn ein Staat nach der Bezwingung seiner Tyrannen, oder seiner Nachbarn, den Genuß seiner Freyheit und den Besitz seiner Güter erhalten hat, dann überlassen sich seine Bürger den Verwüstungen der Weichlichkeit, und ihre Sitten verschlimmern sich täglich; der Samen der Staatssucht schießt in aller Herzen Wurzeln; die Bedienungen werden vom Staatssüchtigen gesuchet, um sich nur des Landes Schätze zuzueignen, nicht, dasselbe vielmehr zu bereichern; alle Veränderungen, welche alsdann vorgestellet werden, sind neue Mißbräuche, welche unterm schönklingenden Namen der Reformen zur Ausführung kommen; es sollen nur die überflüßigen Zweige weggeräumet werden, und es wird die Axt am Stamme selbst geleget.

Diese Revolutionen rühren von der Staatssucht der Vornehmern her, welche entweder befriediget wird, oder nicht, und besonders von der Ehrbegierde des Mannes ohne Verdienst, der dadurch jenen Werth wegnimmt, den er noch hatte; die Reichthümer, welche geschätzet werden, bewürken die Vernachläßigung einer unbekannten und furchtsamen Tugend. Und so entschließt sich ein durch die Schmeicheleyen

unzufriedener Staatssüchtiger verführtes, durch ein zu hohes Gefühl von seiner Macht aufgeblasenes und geblendetes, und durch die Raubereyen neuer Beamten gereitztes Volk schleunigst zur tumultuarischen Bewürkung jener Erschütterungen, welche einen Staat zuerst in eine Regierungslosigkeit stürzen, welche wohl bald Tyrannen erwecket. Diese Gedanken enthalten einen Grundriß der ausführlichen Abhandlung Polybs über die verschiedenen Regierungsformen; eine vortrefliche Abhandlung, welche das sechste Buch seiner Geschichte der Nachwelt erhalten hat, deren Durchlesung jedem rechtschafenen Welt- und Staatsbürger, zumalen jedem, dem die Entscheidung des Schicksals eines Volks anvertrauet wurde, nicht genug angepriesen werden kann. Mit einem Worte: dieses Werk Polybs ist ein Handbuch für Könige und Regenten, welche ihre Pflichten zu erlernen verlangen.

Er untersucht eine Regierungsverfassung in ihrem ersten Ursprunge; weiter setzet er die Mittel aus einander, vermöge derer sich verschiedene Staaten zu der höchsten Stufe des Ruhms und der Macht erhoben; zuletzt beweiset er, daß sie geschwinder oder langsamer sich ihrem Untergange näherten, wie sie früher oder später die ersten Grundsätze verließen, nach welchen sie ursprünglich ihre Konstitution errich-

richteten. Er war der traurige Zeuge des Untergangs Carthago's, und fast aller Republiken Griechenlands gewesen, und er lebte lange genug, die Römer als Herrn der ganzen bekannten Welt sehen zu können. Sein großer und tiefdringender Verstand hatte sich mit den schönsten Kenntnissen bereichert. Seine gründliche Vernunft betrachtete jeden individuellen Gegenstand unter einem verschiedenen Gesichtspunkte. Eine Erfahrung von zwey und achtzig Jahren kam seinem gesunden und gesetzten Beurtheilungsvermögen zu Hülfe. Wer konnte also wohl geschickter als er das Gute und Böse einer jeden Regierungsform entwickeln, und den Ursprung der mannigfaltigen Veränderungen zeigen, welche nur mit vieler Mühe vermieden werden können, weil die menschlichen Leidenschaften zu unbeständig sind, welche bald mit einer scheinbaren stillen, bald mit einer ausgelassenen Wuth den weisen Staatsmann verführen, der selbige zu bezwingen bemühet ist.

Nichts ist besser auf einem richtigen Gefühle gegründet, als die Mittel, welche er anweiset, wodurch die Verfassung eines Volkes, das frey ist, bey ihrer ursprünglichen Kraft erhalten werden kann. Er gibt Lykurgen den Rang über alle Gesetzgeber. Er betrachtet ihn nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als ein erhabeneres verständiges Wesen, welches

von der Gottheit selbst zum Wohle der Menschheit beseelet worden wäre. Wobey er bemerket, daß die Spartaner nur darum länger, als irgend ein anderes Volk des Erdbodens ihre Freyheit behalten hätten, weil sie seine Gesetze standhaft befolgt hätten.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Verfassung von Großbritianien, besonders seit der letzten Revolution, dem abstrakten Plane Lykurgs, nach welchem die Königliche Würde erblich war, sehr ähnlich ist; so daß beym ersten Anblicke die eine nach dem Muster der andern errichtet zu seyn scheint. Mit der Englischen Regierung beaugte man ein so gleichmäßiges Gleichgewicht zwischen der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, welche durch den König, die Edeln und die Gemeinen vorgestellet werden, daß der Untergang der einen den Untergang der beyden andern nach sich zieht, Auf diese Weise müssen sie, weit entfernt, ihr Interesse in der zu Grunderichtung irgend einer ihrer Partheyen zu setzen, vielmehr wider die Verminderung der Macht einer derselben, als wider ein Unternehmen zu ihrem gemeinschaftlichen Verderben, auf ihrer Hut seyn. Die Festigkeit ihrer Regierung hängt vom vollkommenen Gleichgewichte, und von der Einigkeit dieser Staatskörper ab, und es ist die weniger oder mehr sorgfältige Aufrechthaltung dieses Gleichgewichtes, woraus

ein

ein unpartheyischer und aufmerksamer Beobachter beurtheilen kann, ob die Engländer sich in einem verbesserten Zustande befinden, oder ob sie sich ihrem Untergange nähern, und auf welchen Stufen sie allgemach dazu gelangen.

Man wolle indessen bemerken, daß meine Gedanken nur eine Verbesserung der Mißbräuche, und keine Betadlung der Englischen Nation zum Endzwecke haben. Ich bin für keine Parthey eingenommen; meine Bemerkungen sind keine Frucht des Neides oder Hasses, welche Leidenschaften eines Schriftstellers unwürdig sind, der kein Spielzeug der Passionen seiner Freunde oder Gönner seyn muß, wobey die Vernunft entehret wird; ich erkläre also nur kaltblütig meine Gefühle, wenn gleich mit einer jedem denkenden Wesen geziemenden Freymüthigkeit. Meine ganze kleine Abhandlung ist nur eine kurze Darstellung der Meinungen Polybs darüber, wie alle zusammengesetzte Regierungsformen stufenweise zu ihrer Erhöhung und Größe gelangten, wie sie von den Grundsätzen ihrer Errichtungen abzuweichen begannen, wie sie dieser Vernachläßigung wegen ihrem Verfalle näher kamen, und welche die Ursachen waren, die nach dem Verhältnisse, wie der Staat erschwächte, neue Mißbräuche bewürkten.

Polyb sagt, die von Lykurg errichtete vermischte Regierungsform wäre das Werk eines reifen und tief durchdachten Raisonnements gewesen. Die Errichtung der Römischen Republik scheint ihm hingegen ein Werk, das nothwendig so vom Zufalle bestimmt werden mußte. In der That erhielten die Römer nicht durch einen anhaltenden Gebrauch der Vernunft, sondern durch die Erfahrung der bittersten Trübsale die Erkenntniß jener Hülfsmittel, die am besten ihre politischen Schwächen heilen konnten. Ich zweifle auch nicht, oder jene Regierungsform, welche überall eingeführet wurde, wo die Waffen der Gothen die Ueberhand hatten, hatte ihren Grund ebenfalls in der Nothwendigkeit und Erfahrung. Es ist gewiß, daß jener Staat, dessen vermischte Regierungsverfassung die drey Mächte, woraus sie besteht, in einem völligen Gleichgewichte erhält, in sich selbsten ein Hülfsmittel wider alle politische Unordnungen findet. Dieses Hülfsmittel ist der Zwang, vermöge dessen zwo dieser mit einander vereinigten Mächten stets im Stande sind, auf die dritte würken zu können.

Wie es aber die Nothwendigkeit allein ist, welche die Ausübung eines so gefährlichen Hülfsmittels rechtfertigen kann, so muß solche auch von Grundsätzen geleitet werden, nach welchen die Regierung eingerichtet wurde; denn wenn

durch

durch einen Mißbrauch davon eine jener dreyen Mächte geschwächet oder ganz zernichtet wird, so geht das Gleichgewicht verloren, und die ganze Verfassung leidet eine gefährliche Erschütterung. Dieses war der Fall in Dännemark, welches sonst ein Wahlreich war. Das Volk erlag unter dem Drucke des despotischen Adels, und glaubte die beste Rache über ihn ausüben zu können, wenn es einen Zufluchtsort beym Throne suchte. Friedrich der III., der damals regierte, fand den grösten Theil des Königreichs in Sicherheit, zwang daher die Edeln zum Abstande von ihren Vorrechten und Freyheiten. Diese große Revolution machte im Jahre 1660 die Königliche Würde erblich. Seit dieser Epoche ist Dänemark wenigern Trubeln unterworfen gewesen, und von Bürgerkönigen regieret worden, die zu erleuchtet waren, daß sie nicht begriffen haben sollten, daß die Dauer ihrer Größe mit dem Wohle ihrer Unterthanen unzertrennlich verbunden wäre.

Die letzte Revolution in Schweden, wenn sie gleich von der nämlichen Ursache herrührte, hatte ganz andere Folgen. Karl der XII., der mehr ein ausserordentlicher, als großer Mann war, mehrere Staatssucht, Eroberungen zu machen, als Fähigkeit zu regieren besaß, hatte das Volk durch verderbliche Kriege erschöpft. Wie aber sein Tod Europa von dieser verderbli-

chen Geissel befreyet hatte, dachte das wankende und schwache Schweden auf Mittel zur Wiedererlangung seiner alten Blüte. Wie die Reichsstände von der Furcht vor einen Kriegssüchtigen Monarchen, der seine Unterthanen nur als zitternde Sklaven betrachtete, nicht mehr zurück gehalten wurden, da forderten sie jene Macht zurück, welche ihnen unrechtmäßig entzogen worden war. Der Baron von Görz, Staatsminister und Mitschuldiger der Unterdrückungen des letzten Königs, wurde enthauptet. Die Stände, wenn sie gleich die Königliche Würde bey ihrer Erblichkeit ließen, setzten solche doch zu einem bloßen Titel ohne Macht herunter. Ein König von Schweden ist daher nichts weiter, als eine chimärische Existenz, als ein erlauchter Unterthan, der den Reichsgrundgesetzen unterworfen und so abhängig ist, wie ein Doge von Venedig oder Genua, die Representanten der höchsten Macht, aber nicht die Ausüber derselben sind. *

Diese beyden Beyspiele zeigten Veränderungen an, welche Regierungen würklich erlitten, wenn zwey Theile eines Volkes sich wider den

dritten

---

* In unsern Tagen trat in Schweden bekanntlich eine für die Königliche Macht günstige Revolution ein.

v. R.

dritten vereinigten. Der Erfolg dieser Wendungen war sehr verschieden; durch die eine stieg die Königliche Würde zur Höhe der Macht, durch die andere verlor sie dieselbe gänzlich. Im ersten der angeführten Beyspiele gibt das wider den Adel erbitterte gemeine Volk den Vertheidigern der Königlichen Macht Gehör, es überträgt sein Recht dem Könige, der sich desselben bedienet, sich nicht nur den Adel, sondern auch bald das gemeine Volk zu unterwerfen, dessen Geschöpf er war. Und so ist die ehemals freye Dänische Regierung in eine absolute Selbstherrschaft verändert worden.

Das zweyte der aufgestellten Beyspiele zeigt, wie in Schweden der hohe Rath während der Zwischenregierung, welche auf den Tod Karls des XII. folgte, das Ruder des Staates in Händen hatte. Die erniedrigende Wiedererinnerung an die Unterdrückungen ermunterte die Liebe zur Freyheit aufs neue, welche nie schätzbarer ist, als im Augenblicke, worin man aufs lebhafteste empfindet, daß man ein Sklave geworden ist. Der Reichsrath ließ der Regierungsverfassung zwar seine äusserliche Gestalt; allein sie wurde eine bloße Oberfläche ohne Tiefe. Das heißt, die Königliche Würde blieb, allein die Macht derselben verlor sich gänzlich im Rathe, der würklich König wurde, wenn er gleich den Titel desselben nicht annahm. Er

übet die Macht aus, ein Anderer gibt seinen Namen dazu her. Die Regierung beruhet völlig auf der Seite der Vornehmern; Das Volk, in der engsten Bedeutung, seufzet nach wie vor unterm Joche der Sklaverey. Der Adel hat allein Nutzen aus der vergangenen Revolution gezogen; das Volk hat nur seinen Herrn verändert. Hätten die Edeln ihre Vortheile besser eingesehen, so würden sie einen Theil ihrer Macht dem Volke übergeben haben, weil dieses das beste Mittel gewesen wäre, sich des zurückbehaltenen dauerhaft zu versichern.

Aus beyden aufgestellten Beyspielen erhellet daher, daß nur jene Revolutionen der vermischten Regierungsformen heilsam seyn können, in denen sich zwo der bekannten Partheyen nur aus eifriger Vaterlandsliebe zur Einschränkung der staatssüchtigen Parthey, welche sich allein alle Macht zueignen will, und nicht zum gänzlichen Verderben derselben vereinigen. Die Befolgung dieser Maaßregeln wird das zerfallene Gleichgewicht der verschiedenen Stände wieder herstellen, und alle Veränderungen, welche nach Vorschrift derselben getroffen werden können, werden der Samen neuer Vortheile seyn.

Dieses waren die glücklichen Gesinnungen der Engländer, wie unter Jacob dem II. die

Un-

Unternehmungen des Ministeriums so gehäßig und so willkührlich wurden, daß eine gänzliche Revolution ihrer Regierungsverfassung, und die Einführung einer absoluten Monarchie sich befürchten ließen. Die Noth zwang sowohl das eigentliche Volk als den Adel zum Gebrauche jenes Hülfsmittels, welches jede zusammengesetzte Regierungsform gewähret. Dieses bestand in einer Vereinigung zwoer Stände zur Bezähmung des dritten Standes im Staate, wodurch letzterer dem menschlichen Körper gleich alle seine ehemalige Schönheit dadurch wieder erhalten sollte, daß alle unterschiedliche Glieder desselben einen gleichmäßigen ungehinderten Wirkungskreis erhielten. Da diese ganze Unternehmung eine edelmüthige Vaterlandsliebe nur zur Triebfeder hatte, so gab die daraus erwachsene Revolution dem Staate einen Flor, der durch eine Zurückweisung der Königlichen Macht in ihre gesetzlichen Schranken neuen Wachsthum erhielt, weil dadurch nur die Englische Regierungsverfassung, so weit es der verwirrte Zustand der Sachen erlaubte, nach lange schon festgestellten Grundgesetzen wieder hergestellet wurde.

Allein, menn die Leidenschaften sich nicht mehr bezwingen lassen, wenn der Staatssüchtige, der sich von denselben beherrschen läßt, die Larve des Patrioten annimmt, alsdann werden

die

die Veränderungen, welche nothwendig entstehen müssen, die Ordnung des Ganzen zerrütten. Das Verlangen, das Gleichgewicht in der Regierung wieder herzustellen, welches die einzige Bewegursache ist, so jene zwo Partheyen berechtigen kann, sich wider die dritte zu vereinigen, wird blos zu einem anständigen Vorwande dienen, verkehrte Augenmerken bedecken zu können. Einjeder, dessen Triebfeder Hoffnung zur Belohnung ist, wird blos seinem unersättlichen Geize Gehör geben.

In solchen Fällen ist die Veränderung, welche geschieht, wenn die monarchische Parthey die Oberhand erhält, zum Vortheile derselben, und die Königliche Würde eignet sich jede Macht zu. Dieses traf in allen Staaten fast ein, welche vor Alters durch die Gothen gestiftet wurden, und dieses liefert solche Auftritte, wie sie die letzte Dänische Revolution darstellet. Wenn die Parthey der Vornehmern mit der ihr so natürlichen Staatssucht reüssiren kann, dann verschmälert oder zernichtet sie in Vereinigung mit dem Volke die Macht des Monarchen, und es entsteht eine aristokratische Regierungsverfassung, wie solche Schweden oder Holland seit des Todes Wilhelms des III. bis zu jener Revolution, welche die Statthalterschaft wieder herstellte, zum Beyspiele errichtete.

Wenn das Volk durch einen reellen oder chimärischen Beweggrund ans Lärmen schlägt, und glücklich genug ist, die Regierung an sich zu reissen, so verfällt der Staat in jene Verwirrung der Herrnlosigkeit, welche Polyb die wüste und wüthende Volksregierung nennt. Denn es ist bemerkenswürdig, daß das Volk, dessen die Gesetze doch so oft schonen müssen, wenn es auf seiner Reihe mal gebieten kann, den strengsten Gehorsam fordert. Unter solchen Trubeln wird das Uebel sich täglich weiter verbreiten, bis sich irgend ein stolzer, unternehmender Mann, der es fühlet, daß er seiner Geburt und anderer Umstände wegen von Ehrenämtern ausgeschlossen wurde, aufwirft, und sich an die Spitze eines ungesitteten und zügellosen Pöbels stellet, den er seiner Mordthaten und Räubereyen mitschuldig macht. Dieser Verführer des Volkes wird so bald der Despot derjenigen werden, derer Beschützer er sich nannte, bis die ganze Nation ihren Irrthum erkennet, sich von ihrem neuen Joche befreyet, und der Regierung ihre alte Verfassung wiedergibt.

Dieses ist jener politische Lauf, welchen Polyb die sich selbsten so lange wendende Veränderung der Regierungsverfassungen nennet, bis sie ihren vorigen Zustand wieder erreicht.

Das Schicksal der Griechischen und Römischen Republiken entschied sich unglücklich auf die erste Art; und die Streitigkeiten des Volkes endigten nur mit der Befestigung des Despotismus. Der elendige Zustand der Englischen Nation vom Jahre 1648 an bis auf die Wiederherstellung des Königs Karls II. lief glücklich auf die zweyte Art zu Ende. Cromwels Regierung machte England doch sklavisch und blühend zugleich. Er ist der einzige Despote, welcher die Wohlfahrt einer Nation mit ihrer Dienstbarkeit zu verknüpfen wußte.

Dieser kurze Grundriß sey genug, die Ursachen kennen zu lernen, welche die vermischten Regierungsverfassungen empor bringen oder zu Grunde richten. Will aber Jemand tiefer in die Geheimnisse der Regierungen, in die Ursachen und Verbindungen aller jener Veränderungen, denen die Staaten unterworfen sind, durchdringen, so muß er Plato's Republik studieren. Der Entwurf einer gerechten und glücklichen Regierung, welchen dieser Weltweise uns im ersten Theile des Werkes seines Lehrers, Sokrates, hinterlassen hat, ist zwar vollkommen ein Geschöpf der Einbildungskraft, die Ausführung desselben ist unmöglich, die ganze menschliche Natur müßte sich dann umschaffen lassen, neue Menschen müßten entstehen können,

welche der Dienstbarkeit ihrer Sinne und Leidenschaften gänzlich entschlagen wären.

Der zweyte Theil aber, worin er von den Umwechselungen der Reiche handelt, liefert nützliche Lehrsätze. Alle seine Grundregeln gründen sich auf Begebenheiten, welche er selbst belebet hatte, und wovon die Republiken, Sicilien, des ganzen Griechenlandes, zumalen Athen, sein Vaterland ihm zu einem nur zu traurigen Beyspiele waren. Dieser erhabene, ja göttliche Philosoph, wie er mit Grund genennet wird, zeigt uns in dieser Abhandlung, daß alle Revolutionen von der Unmäßigkeit der menschlichen Leidenschaften herrühren, welche unaufhörlich unter sich streiten; denn wenn sie eine Zeit lang gestillet zu seyn scheinen, so regen sie sich doch bald wieder. Daher kömmt es, daß die Fehler der Väter unnütze Lehren für ihre Kinder sind, da sich die menschliche Natur unterdessen schon so oft verändert hat. Jede Grundregel dieses großen Mannes enthält eine erhabene Wahrheit. Seine Sinnbilde sind edel, und ihre Anpassungen auf die durch sie vorgestellte Gegenstände vernünftig. Seine Unterweisungen können sowohl dem Monarchen, als dem Unterthan, dem Staatsminister wie dem Bürger, dem Beamten wie dem Privaten ihre Pflichten lehren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raet von Boegelskamp, Friedrich Wilhelm Ferdinand von

Ursprung und Flor des Freystaates der vereinigten Niederlande Nebst Abhandlungen über Großbrittaniens Staatsverfassung und über die Revolutionen der vermischten Regierungsformen. Aus dem Niederländischen

Bd.: 1

Frankfurt und Leipzig (1787)

Belg. 274 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10276767-8
VD18 9006870